



Wilhelm Jerichow

**Italien 6:
Von Rom nach Neapel**

1877

Inhaltsverzeichnis

1	Von Rom nach Neapel	4
1.1	Marino	4
1.2	Castel Gandolfo	5
1.3	Der Albanersee	5
1.4	Albano	6
1.5	Ariccia	6
1.6	Genzano	7
1.7	Der Nemisee	8
1.8	Nettuno	11
1.9	Der Thurm von Astura	11
1.10	Das Cap der Circe	13
1.11	13
1.12	Velletri	14
1.13	Die pontinischen Sümpfe	15
1.14	Terracina	16
1.15	17
1.16	Norba	18
1.17	Ninfa oder Nympha	19
1.18	Segni	20
1.19	Alatri	21
1.20	Veroli	23
1.21	Ceprano	24
1.22	Roccasecca	24
1.23	Aquino	24
1.24	S. Germano oder Casino	25
1.25	Teano	26
1.26	Capua	26
1.27	S. Maria (Station und Gemeinde)	26
1.28	Caserta	26
2	Neapel	27
2.1	Wohnung	27
2.2	S. Lucia	29
2.3	Piazza del Plebiscito	32
2.4	Palazzo Reale	33
2.5	Teatro S. Carlo	33
2.6	S. Giacomo degli Spagnuoli	36
2.7	Fontana Medina	37
2.8	Die Toledostraße	40
2.9	Der Golf	42
2.10	Castell dell'Ovo	43
2.11	Villa Nazionale	44
2.12	Piazza de' Martiri	45
2.13	Das Museum	46
2.13.1	Erdgeschoß	46
2.13.2	Entresol	47
2.13.3	Oberstock	48
2.14	S. Martino und S. Elmo	49
2.15	Camaldoli	50
2.16	Das Grab Virgils	53
2.17	Der Posilipo	54

3	Eine Rundfahrt in den Phlegräischen und Elisäischen Feldern	57
3.1	Vorbereitung	57
3.2	Grotta di Posilipo	57
3.3	Fuorigrotta	59
3.4	Bagnoli	59
3.5	Pozzuoli	60
3.6	Solfatara	64
3.7	Monte nuovo	66
3.8	Lucrinersee	66
3.9	Avernersee (Lacus Avernus)	67
3.10	Stufe di Tritoli an der Herculesstraße	68
3.11	Bagni di Nerone	68
3.12	Bajae	68
3.13	Lago d’Agnano	71
3.14	Stufe di S. Germano	71
4	Besteigung des Vesuv	72
4.1	Herculaneum	77
5	Pompeji	79
5.1	Das Forum	83
6	Castellamare	87
7	Capri	92
7.1	Villa Tiberiana	96
7.2	Anacapri	96
8		97
8.1	Die Insel Procida	97
8.2	Die Insel Ischia	97
8.3	Die Insel Nisida	99
9		100
9.1	Die Tarantella	101
9.2	Ein Sturm	102



Die Welt.

Wanderungen
über alle Theile der Erde.

Von
Wilhelm Herthenbach.

Hafte 6.

Mit Illustrationen.

REGENSBURG
G. I. Manz

1 Von Rom nach Neapel

Wer längere Zeit in Rom verweilt hat der reißt sich nicht ohne Kampf von der ewigen Stadt los, und wenn er dieselbe endlich im Rücken hat, so überkommt ihn eine Art von Heimweh, welches nur durch die neuen Eindrücke, an denen der Süden von Italien so unendlich reich ist, nach und nach verwischt wird.

Viele Reisende legen die Strecke von Rom nach Neapel in der Nacht zurück, um desto mehr Zeit für den Süden zu gewinnen, aber sie thun wahrlich nicht recht daran, denn die ganze Tour ist überaus reich an landschaftlichen und architektonischen Schönheiten. Außerdem giebt es auf dem ganzen Wege, mag man eine Richtung einschlagen, welche man will, kaum einen Ort, der nicht mit einem historischen Ereignisse verknüpft ist.

Als wir abfahren, lag Rom im Glanze der Morgensonne, und so sahen wir die Lokalitäten, die wir theils zu Fuß, theils zu Wagen besucht hatten, noch einmal in voller Glorie. Da lag die prächtige S. Maria Maggiore, die Kirche des Sommerschnees vor uns, und bald fuhren wir links an der Porta S. Lorenzo mit ihren reichen Erinnerungen vorüber, während sich rechts die langen Bogenreihen der Acqua Felice und der Acqua Marcia, als Repräsentanten der antiken Zeit und des Mittelalters zeigten. Dahinter leuchteten die glanzumflossenen Gräber der Via Appia, bei denen wir so manchen Fußtritt stehen hatten, wo die Asche von vieler berühmter Männer beigesetzt worden.

Wehmüthig schweifte der Blick über die ernste Campagna dahin und ruhte auf den zarten, poetischen Formen des Sabiner- und des Albanergebirges. Am Fuße des letztern lag das junge Frascati, von wo ich zu dem alten Tusculum emporgestiegen war. Das Gebirge mit seinen Ortschaften, Ruinen und freundlichen Bewohnern stand lebhaft vor meinem Geiste, und mit Entzücken erinnerte ich mich der Stunden, die ich dort zugebracht hatte.

Wer sich einen reichen Genuss verschaffen will, der steige an der Station Marino aus, um die Umgebung zu besuchen. Ueberall begegnen ihm Landleute, die nach Rom oder von einem Orte zum andern wandern. Die Frauen pflegen ihre Kinder auf eine sehr geschickte Weise in Körben auf dem Kopfe zu tragen. Mir bangte jeden Augenblick, dass sie herabfallen und sich beschädigen würden.



1.1 Marino

Die Stadt liegt in sehr gesunder Luft auf der vor dem Hügelreihe, über welcher an steilem Bergsattel Rocca di Papa emporsteigt und mit seinen Mauern und Häusern wie Schwalbennester am Felsen hängt. Noch höher auf dem Monte Cavo ragen die weissen Klostermauern an der Stelle des ehemaligen Heidenheiligthums in die blaue Luft.

Sie hat fünftausendfünfhundert Einwohner und liegt in reizender, malerischer Lage hoch über der Campagna und dem Albanersee. Man hat eine prächtige Fernsicht über die ganze Gegend, und da das Städtchen recht hübsch gebaut ist, und auch sonst manche Annehmlichkeit bietet, so wird es in den Sommermonaten häufig von Römern bewohnt. Die schönste Strasse ist der Corso, welcher die ganze Stadt durchschneidet. Der sehenswerthe Dom enthält Gemälde von Guercino, und in S. Trinità findet sich ein Meisterwerk von Guido Reni. Marino soll das alte Castrimönium sein und erst viel seinen jetzigen Namen erhalten haben.

In den Streitigkeiten des Hauses Colonna mit den Päpsten hatte es viel zu leiden und wurde zerstört und wieder aufgebaut.

Die prächtigen Peperinsteine, welche auf der Höhe gewonnen werden und auch den aufsteigenden Weg begleiten, wurden schon in alten Zeiten

häufig zu Bauten verwendet und haben dem Orte einen ziemlichen Wohlstand verschafft. Auch der Wein, welcher in der Umgebung gezogen wird, ist sehr gut und bringt alljährlich eine bedeutende Einnahme.

1.2 Castel Gandolfo

Von Marino führt ein neuer schattiger Weg mit schönen Fernsichten durch ein bewaldetes Thal, den sogenannten Park der Colonna. Dieses Thal liegt zwischen dem vom Albanersee aufsteigenden Bergwalle und dem Hügel, auf dem Marino steht; es ist aus antiken Zeiten her sehr berühmt, denn hier liegt der Hain und fliesst die Quelle der Bundesgöttin Ferentina (Venus), wo die Bundesversammlungen der Latiner abgehalten wurden. Es ist ein hochberühmtes politisches Gebiet, in welchem jeder Schritt ein Stück römischer Vorgeschichte athmet. Man thut deshalb wohl, den Weg zu Fuss zurückzulegen.

Auf der kurzen Wanderung zu Thal hat man jeden Augenblick die schönsten Rückblicke auf das oben thronende Marino, während man rechts und links von starren Peperinmassen begleitet wird.

Am Ende des Thales geht der Weg wieder eine Strecke durch einen Wald von schönen Eichen und Steineichen aufwärts. Plötzlich und gänzlich unerwartet schaut man in den See hinab, dessen Reize alle Sinne gefangen nehmen. Ein ähnliches Gefühl hatte ich, als ich in der Eifel, von Wasserschach herabkommend, zuerst die stahlblaue Fläche des Laachersees sah; aber der Albanersee ist unendlich schöner. Still lag er unter mir in seiner Kratermuschel wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht.

Wie bezaubert blieb ich stehen und schaute an den mächtigen vulkanischen Wänden empor, an denen hier Rocca di Papa, dort Palazzuola hing. Ein solcher Blick macht das Herz weiter, und mit einer wahren Sehnsucht nach der Vergangenheit beschaut man die geringfügigsten Gegenstände, indem man die stille Vermuthung hegt, dass sie einst Zeugen grosser Ereignisse gewesen.

Schönheit thürmt sich auf Schönheit, und wenn man ein wenig weiter gekommen ist, hat man die prachtvollste Fernsicht über die Campagna bis an's Meer. Früher hatte ich den See einmal in grosser Aufregung gesehen. Eine Mutter mit ihrem Kinde wurde vom Sturme überrascht, und der Fährmann hatte Mühe, den Kahn von den Felsen abzuhalten, dass er nicht zerschellte.

Castel Gandolfo, das man nun bald erreicht, welches man von der Höhe Frascati's so prachtvoll liegen sieht, ist ein Städtchen von eintausendvierhundert Einwohnern. Der jetzige Papst Pius IX. hat dort eine reizend gelegene Villa, in welche er vor der politischen Umwälzung die schlechte Jah-



reszeit zuzubringen pflegte.

Durch den päpstlichen Palast sind hier nach und nach eine Anzahl schöner Villen entstanden, in denen die Grossen Roms im Sommer ihre Gesundheit pflegen. Einen köstlicheren Aufenthalt kann man sich kaum denken, denn fast überall hat man kostbare Fernsichten, Blicke über den See und malerische Spaziergänge am Rande des pittoresken Kraters vorüber.

1.3 Der Albanersee

kann am besten mit einem Amphitheater verglichen werden, dessen Arena aus dem blitzenden Wasserspiegel besteht und an welchem die vulkanischen Wände die Sitzterrassen bilden, freilich Alles in ungeheurer Grösse. Das schöne, zauberhafte Becken ist zweieinhalb Miglien lang, eineinhalb Miglien breit, erhebt sich zweihundertsiebzig Meter über das Meer und hat eine Tiefe von einhundertsiebzig Meter. Das Ufer oder vielmehr der Rand des Kraters ist rings umher mit Weinreben und Kastanienbäumen bewachsen, so dass man überall im Schatten wandeln kann.

Steigt man von Castel Gandolfo eine Viertelstunde den Berg hinab, so gelangt man an den Emissarius oder Ausfluss, der das Wasser des Sees entlässt. Dieser Emissarius ist ein grossartiges und berühmtes Werk aus der antiken Zeit:

Die Sage giebt demselben eine etwas dunkle Entstehung. Als die Römer im Jahre 397 v. Chr. mit Veji im Kriege lagen, holten sich die Vejenter Rath beim Orakel und fragten dasselbe, ob die Römer Veji besiegen würden. Die Antwort lautete, dass diess erst dann eintreten würde, wenn der Albanersee einen Abfluss in die Ebene erhalte.

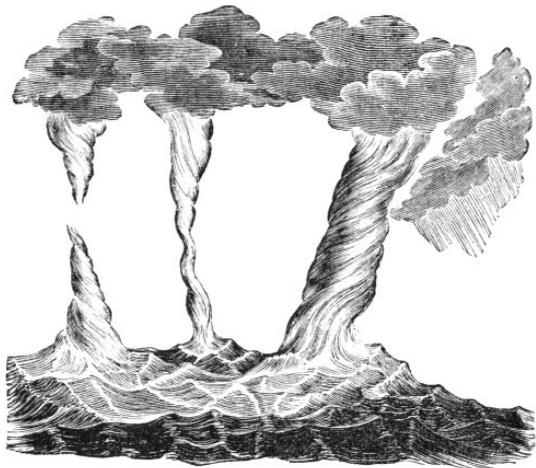
Die Vejenter hielten ein solches Ereigniss nicht für möglich und kämpften desshalb mit fröhlicher Zuversicht gegen ihre Feinde.

Nun geschah es aber, dass der See ungewöhnlich hoch anschwell und Verderben drohte. Da

trieben die Römer einen mächtigen, fünf bis zehn Fuss hohen Stollen durch den Felsen, der bei Mola endigt. Das Wasser aus dem See erscheint hier als ein Bach welcher verschiedene Mühlen treibt und sich in das Bett der Marana ergiesst. Es war ein ungeheures Unternehmen, denn der ganze Schacht musste in einer Länge von eintausendzweihundert Meter durch harten Peperin und Lava gebohrt werden.

Nur die grossartigsten Bohrungen der Neuzeit können sich mit diesem alten Werke messen, und man muss um so mehr über dieselben erstauen wenn man bedenkt, dass damals die mechanischen Hilfsmittel, mit denen man heute leicht Wunder wirkt, nicht vorhanden waren.

Die Schleusenkammer ist aus mächtigen Quadern erbaut und erweckt beim Beschauer Ehrfurcht vor dem Erbauer. Der Custode, der auf die Leistungen seiner Vorfahren nicht wenig stolz ist, sucht den Besuchenden die Grossartigkeit des Werkes zu veranschaulichen, indem er auf Holzbrettchen Lichter hinabschwimmen lässt, denen man auf eine weite Strecke mit den Augen folgen kann. So ruhig der See jetzt vor unsern Blicken lag, so kann er bei heftigem Winde doch recht wild werden, und ich möchte Niemanden rathen, sich auf denselben zu wagen, wenn sich Wassertrumpeten bilden.



1.4 Albano

Von Castel Gandolfo gelangt man auf schönem Wege in einer halben Stunde nach Albano. Das hoch gelegene Städtchen zeichnet sich durch eine gesunde Luft, treffliche Weine und gute Gasthöfe aus. Letztere sind nicht billig, und es ist dem Fremden anzurathen, dass er vorher den Preis vereinbart, zumal im Sommer, wo viele Römer hier ihren Aufenthalt nehmen.

Die Mädchen und Frauen von Albano geniessen weit und breit den Ruf einer ausserordentlichen Schönheit, und nicht mit Unrecht.

Schon am Werktag, wenn sie in voller Arbeit sind, überraschen sie den Reisenden durch ihre antike Formenschönheit und die Lieblichkeit des Antlitzes, aber ihre Schönheit wird durch die sonntägliche Landestracht noch mehr gehoben. Die Röcke sind weit und in viele Falten gelesen, das hohe Mieder an beiden Seiten mit bunten Schnüren zugezogen. Auf dem Kopfe tragen sie das viereckige weisse Schleiertuch, welches von einer langen silbernen Nadel gehalten wird. Um den Hals ist eine blutrothe Korallenschnur gewunden. Die Gestalten der Frauen sind voll, fest und von reizender Form. Das stets üppige Haar hat eine rabenschwarze Farbe, und die Augen glänzen wie schwarze Diamanten.

Das Städtchen ist jetzt Sitz eines Kardinalbischofs; im Alterthume nahm dasselbe seinen Anfang durch das hier gelegene Landgut des Pompejus; später wurden die Bauten vermehrt und verschönert, und das Landgut erweiterte sich zu einer kaiserlichen Villa, wo Tiberius, Caligula und Nero sich häufig aufhielten. Domitian errichtete hier noch ein prätorianisches Lager. Die Reste des ehemaligen Kaiserpalastes können an Mauern und Corridoren noch sehr gut verfolgt werden. Im Garten des Klosters S. Paolo finden sich noch Ruinen eines Amphitheaters; auch vom alten albanischen Kriegslager, welches auf der Stelle der heutigen Stadt stand, finden sich noch einzelne Mauerreste, wie auch im Schoosse der Erde schöne Gewölbe und Ueberbleibsel von Gemächern gefunden wurden.

Von den alten Bauten ist übrigens nur die Kirche S. Maria della Rotonda erhalten, die einst ein Heidentempel war und an das Pantheon in Rom erinnert. Auch Reste von Thermen hat man aufgefunden, die aber jetzt zu einem Waschhause benutzt werden. Besonders bemerkenswerth sind die beiden Galerien, unter den Namen Galleria di sotto und di sopra bekannt.

Später entwickelte sich die kaiserliche Villa zur Stadt, und hatte im Mittelalter alle die Wechselfälle auszuhalten, welche durch die Kämpfe zwischen Papst und Kaiser bedingt waren. Wie es sich von selbst versteht, schwebte es oft am Rande des Verderbens, kam aber immer wieder in die Höhe und war stets ein von den Römern bevorzugter Aufenthaltsort.

Hier war es, wo der Abt Desiderius von Monte Casino im Jahre 1083 mit Kaiser Heinrich zusammenkam, und hier trafen sich auch Barbarossa und Papst Alexander III.

1.5 Ariccia

liegt nicht weit von Albano; man kann den Weg gemächlich in einer Viertelstunde zurücklegen. Vor Albano, bei der Kirche S. Maria Stella, trifft

man rechts an der neuen Strasse auf das Denkmal der Horatier und Curiatier. Warum man es diesen heldenmüthigen Jünglingen zuschreibt, ist nicht bekannt. Auf einer viereckigen Basis erheben sich vier Steinkegel (früher waren es fünf), die dem Ganzen das Ansehen einer etruskischen Grabanlage geben und etwas wunderlich und fremdartig aussehen.

Weiter gelangt man an einen dreissig Meter langen Viaduct, den Papst Pius IX. von 1846-1853 errichten liess. Es sind drei Reihen übereinanderstehender Bogen, von denen jeder achtzehn Meter Höhe hat. Dieser Viaduct mündet direkt auf die Piazza von Ariccia. Links hat man den Palazzo Chigi und den Park desselben. Niemand sollte versäumen, sich zu Rom im Palazzo Chigi die Erlaubniss zu holen, Park und Schloss zu besuchen. Der Park bildet das wirkliche Bild eines dicht verwachsenen und verschlungenen Urwaldes dar, denn es darf in demselben niemals ein Baum gefällt werden. So hat man mitten in einer belebten Landschaft eine Wildniss im kleinen Maasstabe, wo man sich recht in das Urwaldleben Südamerikas und Asiens hinein träumen kann.

Zur rechten Hand dehnt sich das Thal von Ariccia (Vallericcia) aus. Es ist vulkanischen Ursprungs, ein Krater, dessen Entstehung in vorgeschichtliche Zeit fällt. Die Wände desselben sind Anfangs ausserordentlich steil und schroff, dachen sich aber gegen das Meer hin immer mehr ab. Das Thal zwischen den Kraterwänden ist von einer ungemeinen Fruchtbarkeit, ein wahres Eden, in welchem es an nichts fehlt, was das Naturleben schön und angenehm macht. Hier lag eine antike Stadt, von der nur noch Reste von cyclopischen Peperinmauern übrig geblieben sind, während sich um die Arx das neue Ariccia aufbaute.

Im Sommer wimmelt die Stadt von Römern; auch trifft man immer deutsche Landsleute hier an, welche es wegen der umgebenden schönen Waldungen in besondere Gunst genommen haben und von diesem Centralpunkte aus ihre Ausflüge in die genussreiche Umgebung machen. Wo sich Wasser befindet, trifft man häufig Engländer, die trotz der Paradiesischen Schönheit der Gegend ganze Tage mit Fischen zubringen.

Wie in den meisten Orten Italiens ist es nothwendig, dass man sich bei längerem Aufenthalte über die Preise der Wohnung und der Zehrung einigt, mag man in dem Hôtel absteigen oder eine Privatwohnung nehmen. Die Italiener sind eben wie die Leute in der übrigen Welt; sie nehmen von den Fremden den höchsten Zoll, den sie erhalten können.

In Ariccia selbst giebt es nicht viel Bemerkenswerthes, doch müssen wir den Palast Chigi und die Kirche Assunzione ausnehmen. Sie verdienen einen längern Besuch.



Von der alten Arx ist nur eine Ruine aus mächtigen Quadern übrig geblieben, und in der Nähe der Stadt liegen die Ruinen einer alten Tempelhalle. Sie besteht aus grossen Peperinquadern, die ohne Mörtel aufeinandergeschichtet sind. Jetzt ist das alte Heiligthum zu einem Bauernhause zusammen geflickt. In der Nähe sind auch die mächtigen Unterbauten der Via Appia und die Mündung des Nemiemissarius zu sehen.

1.6 Genzano

Von Ariccia nach Genzano ist eine Entfernung von drei Miglien, aber der Weg kommt selbst einem mittelmässigen Fussgänger sehr kurz vor, weil die Via Appia hier beständige Abwechslungen bietet. Bald begleiten uns herrliche Kastanienwälder, bald prachtvolle Felsenwände. Unten schaut man auf waldige Felsenthäler, in denen einst blühende Städte gestanden haben, von denen jetzt aber nur noch Ruinen übrig geblieben sind, welche der Ewigkeit zu trotzen scheinen.

Zuweilen hat man auch zwischen dunkeln Felsenschluchten hindurch einen wundervollen Anblick auf das bläulich blitzende Meer.

Wenn man in die Nähe von Genzano kommt, kann man eine von den drei prächtigen Alleen wählen, welche dorthin führen und wovon die mittlere an einen Punkt geleitet, wo man einen prächtigen Ueberblick über den Nemisee hat.

Das hübsche Städtchen hat fünftausend Einwohner; es ist neuern Ursprungs und hat mit der Stadt Düsseldorf und dem Kölner Dome fast gleiches Alter, wurde aber erst im Jahre 1828 zur Stadt erhoben.

Auf dem Kraterrande des Nemisees liegt die Oberstadt und zwar so reizend und wundervoll,

dass man sich etwas Schöneres kaum vorstellen kann. An den Abhängen wächst ein kostbarer Wein, der in den Schenken zu dem ausserordentlich billigen Preise von dreissig Centesimi die Foglietta (ein Schoppen unseres Maases) verkauft wird, ein wahres Labsal für durstige Seelen.

Genzano ist wegen seiner prachtvollen Frohnleichnamsp procession weit und breit berühmt. Die ganze Strasse ist dann mit einem Teppich von künstlich zusammengestellten natürlichen Blumen belegt. Es ist eine wahre Blumenmosaik von unvergleichlicher Schönheit. Und doch dient dieser gemusterte, lieblichen Wohlgeruch aushauchende Teppich nur einmal zum Darüberhinwandeln der Andächtigen. Es ist der Mühe werth, diesen Blumenteppeich einer genauen Besichtigung zu unterwerfen, denn man sieht auf demselben Sterne, Namenszüge, Wappen und verschiedene andere Darstellungen, welche von dem angeborenen Farben- und Schönheitssinne der Italiener ein laut redendes Zeugniß ablegen.

Die sämtlichen Häuser sind während der Procession mit bunten Teppichen behangen, und während die Andächtigen mit Kreuz und Fahnen und brennenden Kerzen betend und singend über den Blumenteppeich wandern, lehnen in den Fenstern die schönen Frauengestalten, an denen die ganze Gegend so reich ist.

Dem religiösen Feste reihen sich allerlei Volksbelustigungen an, wozu besonders Pferderennen und Feuerwerk gehören. Deutsche habe ich diese Zugaben oft in herben Ausdrücken tadeln hören; aber was man in Italien so gerne tadelt, das ist im eigenen Vaterlande im vollsten Maasse vorhanden. Wo wäre denn in unserm lieben Deutschlande ein Kirchweihfest ohne Jahrmarkt und Tanzmusik? Der einzige Unterschied ist nur der, dass die Vergnügungen der Italiener in der Regel gehaltvoller, edler und gesitteter sind. So wüste Kirmessorgien, wie man sie bei uns nur allzuhäufig sieht, sind dort unbekannt.

1.7 Der Nemisee

kann von Genzano aus auf zwei Wegen erreicht werden, sehr bequem auf dem Fahrwege am Ufer des Sees vorbei, doch ist der mühsamere, welcher vom Palazzo Casarini jäh hinab zu den Cappuccini geht, wegen seiner landschaftlichen Schönheiten bei weitem vorzuziehen.

Von den Cappuccini aus wandelt man unter schönen Bäumen immer am Rande des Sees vorbei. Er füllt ebenfalls einen alten Krater aus und macht einen ernsten, fast melancholischen Eindruck auf den Beschauer. Die blaue Wasserfläche, die umgebenden Berggehänge mit den grünen Waldungen, die Einsamkeit und Abgeschlossenheit lassen ihn wie ein schönes Märchen erschei-

nen, welches tausend wunderbare Gedanken und Empfindungen erweckt.

Der See entlässt das überflüssige Wasser, wie sein Nachbar, durch einen unterirdischen Emissarius, und man hat in demselben eine Art von Pfahlbauten gefunden, die in eine ferne Vergangenheit zurückdeuten. Auf dem Wege begegneten uns die sonderbarsten Gestalten, bei denen von einem Nationalcostüm nicht die Rede sein konnte, da sie sich mit den abgetragenen Sachen bekleidet hatten, die ihnen von Fremden und Einheimischen geschenkt worden waren.



Das Städtchen Nemi hat eine reizende Lage über dem See, wo man die herrlichsten Aussichten genießt. Unten in der Tiefe des Kraters liegt der blaue See, jenseits Genzano, im Vordergrund Cypressen mit malerischen Gebäuden, in der Ferne das Meer. In antiken Zeiten lag an der Stelle des unscheinbaren Städtchens das alte Nemus, in dessen Wäldern der Göttin Diana Menschenopfer gebracht wurden. Reste des Dianatempels wurden von Rosa aufgefunden

Von Nemi führt ein, an Naturschönheiten reicher Weg nach Palazzuola einem Kloster am Rande des Albanersee. Es liegt auf einer Fläche, die durch Abschroffung des Felsens entstanden ist. In der senkrechten Felsenwand des Klostergartens befindet sich ein altes merkwürdiges Grab, welches nach den darauf angebrachten Fasces und dem curilischen Stuhle zu urtheilen, einem Consule angehörte.

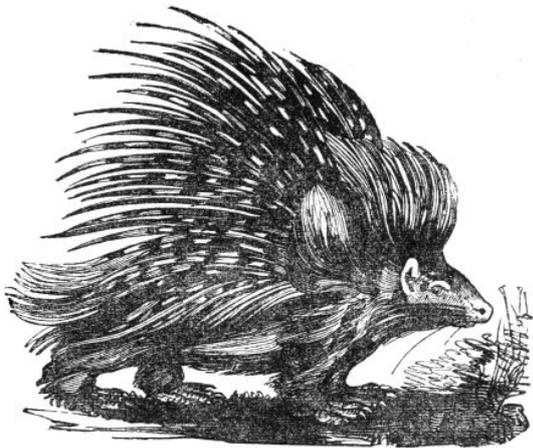
Oberhalb des Klosters dehnt sich eine schmale, lange Bergfläche aus. Hier lag auf abgeschrofftem Felsen das alte, berühmte, von den Römern vertilgte Alba longa, die älteste latinische Stadt, aus der so viele Colonien hervorgingen und dem auch Rom seinen Ursprung zu verdanken hat.

Steigt man von hier aus in ziemlich gerader

Richtung wieder nach Ariccia hinab, so gelangt man durch das schöne Thal von Ariccia nach der Schenke Fontana di Papa, von wo wir einen Abstecher nach den Ufern des latinischen Meeres machen wollen.

Der erste Ort, den wir besuchen, ist Porto d'Anzio, welches nur fünf Stunden von Rom entfernt ist. Es hat jetzt eine Omnibusverbindung mit Rom, so dass man täglich Gelegenheit hat, leicht und angenehm dorthin zu gelangen. In Fontana di Papa, einer einsam gelegenen Schenke, pflegt der Omnibus kurze Rast zu machen, und man findet um diese Zeit stets ein buntes Gemisch von Gästen in den Wirthschaftsräumen, denn alle Reiter, Fussgänger und Wagen machen hier Halt. Zuweilen kann es dem Reisenden sogar passieren, dass er hier mit Sbirren und Galeerensklaven, mit vornehmen Nobili und einfachen Landleuten, mit Geistlichen und sehr zweideutigen Gesellen zusammentrifft. Früher, als der Papst noch den Vatikan verliess, ging er im Mai auf seine Villa in Porto d'Anzio und dann hielt er ebenfalls hier an.

Von der Schenke gelangt man bald in den Wald von Nettuno, welcher auf dieser Seite die pontinischen Sümpfe begleitet und die Küste an vielen Stellen bis dicht an das Meer bedeckt. Dieser Wald gilt als unsicher, und es wird gesagt, dass sich häufig Räuber in demselben aufhalten, um die Reisenden zu plündern. Ich will es nicht in Abrede stellen, obschon ich selbst nur Eber, Stachelschweine, Büffel und Stiere in demselben gesehen habe. Jedenfalls ist das Fieber, welches hier jahraus, jahrein herrscht, viel gefährlicher, als die Räuber.



Nach einer ziemlich langen Fahrt, wobei wir einmal in Gefahr waren, mit dem Wagen umgeworfen zu werden, sieht man in der Ferne das blaue Meer und an demselben das kleine Städtchen Anzio, an dessen Stelle einst die alte Volskerstadt Antium stand, wo Coriolan sterben musste, weil er Rom verschont hatte.

Man betritt das Städtchen mit den grössten Erwartungen, denn die Geschichte ist voll von Hin-



deutungen auf die alte Meerstadt, wo Nero geboren (15. Dezember 37 v. Chr.) und von seinen Ammen Ecloge und Alexandria gesäugt wurde. Hier lebten sein Vater und seine Mutter, hier Domitia Lepida seine Tante, die ihn als Säugling bei sich aufnahm, und hier legte diese leichtlebige Lepida, die ihm zu Lehrern einen Tänzer und einen Barbier gab, den Grund zu seiner sittlichen Verkommenheit.

Wenn man jetzt das Städtchen betritt, ist man im höchsten Grade enttäuscht, denn einsamer und bescheidener kann man sich kaum einen Ort denken. Allerdings haben sich die Römer hier einige Villen und steinerne Häuser gebaut; aber dazwischen stehen die Strohütten der neapolitanischen Fischer, die hier ihrem Geschäfte obliegen. Ueberall blickt man hinaus auf niedrige Meeresufer und öde Haiden, die nur durch weidendes Vieh und zerlumpte Hirten belebt sind. Die Häuser stehen rings um einen kleinen Golf, auf dessen Strand eine Anzahl von Fischerbooten liegen.

Wie trostlos das Alles im Anfange auch aussieht, so versöhnt sich der Fremde doch bald mit seiner Umgebung, denn das einsame Ufer übt durch seine weichen Linien und Fernsichten, das stille Meer durch seine blaue Farbe und idyllische Ruhe einen unbeschreiblichen Zauber aus, so dass man sich nicht allein bald heimisch fühlt, sondern auch den friedlichen Strand, wo die Seele in einen ungeahnten süssen Frieden taucht, nur ungerne verlässt. Wer hier nur einige Tage weilt, dem wird es erklärlich, dass die Römer sich hieher flüchteten, wenn ihnen das Geräusch der Stadt zu betäubend wurde, denn Anzio ist jetzt noch ein wahres Paradies des Glückes und der Zufriedenheit; nur begreift man nicht, dass hier solche Scheusale, wie Nero und Caligula, zu ihren Verbrechen heranreifen konnten.

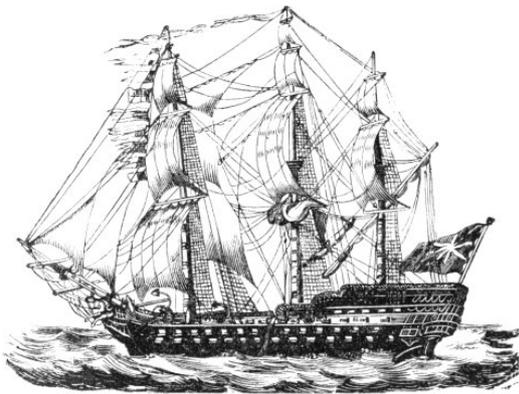
Von dem weit in den Golf vorspringenden Molo hat man köstliche Blicke über das Meer und auf einige vorspringende Landspitzen.

In der Ferne blinkt das sagenumwobene Cap der Cirre,

„Wo Sols prangende Tochter die unzugänglichen Haine
Immerdar mit Gesänge durchhaut, und in stolzer Behau-
sung
Brennt zu nächtlichem Lichte die balsamduftende Ceder,
Emsig das feine Gespinnst mit rasselndem Kamme durch-
webend.“

Von Anzio aus gesehen scheint es eine Insel zu sein, die wie ein leuchtender Edelstein auf den azurnen weichen Meereswellen schwimmt. Die Ponzainseln mit ihren blauen Bergen tauchen wie ein fernes Märchenland aus dem Meere empor und näher an Ponzio erhebt sich der einsam gelegene Thurm von Astara, der im deutschen Gemüthe so traurige Erinnerungen wachruft.

Das Meer selbst ist stets mit weissen Segeln bedeckt, welche in der Nähe und Ferne kommen und gehen. Auf dem Strande liegen neben einigen grössern Schiffen die Fischerbarken, und die Fischer, meistens Neapolitane, liegen dabei und flicken unter lautem fröhlichem Gesang ihre Netze. Es sind Alles kräftige, schöne und leichtgewandte Gestalten mit brauner Gesichtsfarbe, welche keck und frisch in's Leben schauen. Mit den rothen Beutelmützen auf dem Kopfe dem offenen Hemde, welches die Brust bedeckt, der kurzen Hose und den nackten Beinen gehen sie umher und rauchen aus den weissen Thonpfeifen oder liegen arbeitend oder träumend in der Sonne.



Am Abend, wenn vom Kirchthurme das Ave ertönt, stechen sie mit ihren zierlich bemalten Barken in das Meer und liegen die ganze Nacht bei Fackelbeleuchtung dem Fischfange ob; am Morgen kehren sie wieder nach Anzio zurück und bringen die Beute der Nacht mit. Die wunderlichsten Fischformen sieht man dann in den Barken: den langgestreckten Grongo, den Stachelrochen, den Delphin, die gefleckte Murena, den Merluzzo, den Palombo, Sardinen, Triglien, Hummer und zuweilen sogar einen Hundshai.

Die Fische werden gleich nach Ankunft in wasserdurchflossene und strohbedeckte Verschliesse gebracht, am Abend in Körbe verpackt, auf Karren geladen und nach Rom geschickt, wo sie auf dem Fischmarkte schon am folgenden Morgen zum Verkaufe kommen.

Ausser den Fischerbarken liegen am Molo auch Schiffe, welche Holz und Kohlen einnehmen. Der Wald von Nettuno liefert Beides. Die Kohlen werden dort in zahlreichen Meilern gebrannt und am Meeresufer aufgestapelt, bis sie an Bord der Schiffe gebracht werden können. Häufig sieht man Wagen mit riesigen Eichenstämmen, welche nicht selten von sechzehn Büffeln gezogen werden. Um sie in Ordnung zu halten und jedem seinen Theil an der Last zu geben, werden sie beständig mit Lanzen gestachelt, bis sie den Strand erreicht haben.

Rechnet man dazu noch die Römer, welche nach Anzio kommen, um Seebäder zu nehmen, so hat man so ziemlich die Staffage, welche dem stillen Strande etwas von seiner Einsamkeit nimmt, unter all' den heitern Bildern darf ich eines trüben nicht vergessen. In Anzio ist auch ein Bagno für Galeerensklaven. Die Gefangenen, meistens junge Leute die sich an Räubereien betheiligt haben, müssen stets im Hafen baggern, um denselben vor gänzlicher Versandung zu schützen.

Nero legte hier einen grossen prachtvollen Hafen an, von dem noch weite Strecken zu sehen sind, der aber leider durch Versandung unbrauchbar wurde. Der neue Hafen ist leider nicht an der richtigen Stelle erbaut. Hätte man den alten neronischen gereinigt, aufgebaut und geschützt, so würde Anzio mit der Zeit wieder zu grosser Bedeutung gelangt sein, was wohl jetzt nimmer der Fall sein wird; obschon die Einrichtung getroffen ist, dass man wöchentlich zweimal von hier nach Neapel mit einem Dampfschiffe fahren kann.

Es lohnt sich wohl der Mühe, in dem stillen Anzio den Spuren der Vergangenheit nachzugehen, und Niemanden, der sich hier zum Vergnügen und zur Stärkung seiner Gesundheit aufhält, wird es dazu an Zeit fehlen. Man braucht nur einen Spaziergang am Meere vorbei zu machen, so wird man die Zeugen der antiken Zeit zu Tausenden finden. Wenn das Meer hoch geht, wirft es stets Stücke des kostbarsten Marmors in allen Farben aus; aber dieser Marmor ist bearbeitet und ursprünglich aus den entferntesten Ländern hiehergekommen. Er rührt von den zahlreichen Palästen her, die einst das alte Antium zierten und hier dicht am Wasser standen. An vielen Stellen braucht man sich nur über die Fluth zu beugen, so schaut man noch in die aufgedeckten Kammern dieser Wasserpaläste hinein. Man sieht noch sehr deutlich das römische Mauerwerk, selbst farbenreiche Mosaikboden. Der grösste Theil des Gemäuers ist allerdings mit Tang überwachsen, aber es ist noch genug vorhanden, um sich eine Vorstellung von den Hallen, Bädern und Tempeln zu machen. Hier war es wo Caligula seine Schwelgereien hielt, wo Nero lebte und als er von seinen theatralischen Triumphzügen aus Griechenland heimkehrte, mit weissen Rossen in seinen Palast fuhr.

Es ist bekannt, dass viele römische Grosse, Dichter und Redner ebenfalls ihre Villen in Antium hatten. Damals, als Bürger und Imperatoren miteinander wetteiferten, hier ihren Reichthum in Marmor glänzen zu lassen, muss Antium einer der prächtigsten Orte der Welt gewesen sein; aber ob diese Hohen und Herrlichen in ihren glänzenden Karossen, prachtvollen Gewändern, schimmernden Edelsteinen und leuchtenden Perlen glücklicher waren als die jetzigen armen Bewohner des einsamen und verlassenenen Anzio, das ist noch eine Frage. Reichthum und Glanz waren damals nichts Seltenes, denn von Ostia bis nach Antium und von Antium bis nach Sizilien war das ganze Meeresufer von Villen, Palästen und Tempeln gesäumt, so dass man noch jetzt kaum einen Schritt thun kann, ohne auf die Trümmer der vergangenen Herrlichkeit zu stossen.

Wie viel tausend prachtvoller Kunstwerke mögen hier gestanden haben, wo man das Schönste ausgrub, was Italien aufzuweisen hat: den Apollo von Belvedere!

In Anzio hat auch der Papst eine Villa, die er sonst in jedem Jahre einmal besuchte, die aber nun ganz verlassen steht und immer mehr der Verwilderung entgegenggeht.

1.8 Nettuno

Die Stadt liegt nur eine halbe Stunde von Anzio, und der Weg, welcher dorthin führt, lohnt allein den Spaziergang. Halbwegs liegt die schöne Villa des Fürsten Borghese, wo man die kostbarsten Aussichten auf das Meer und die Volskerberge hat. Auf diesem Wege wird man fortwährend von Kork- und Steineichen und altem römischen Gemäuer begleitet, und an vielen Stellen blicken aus dem Sande noch Ueberbleibsel von alten Mosaikböden hervor. Am Meeresufer wachsen Camillen, Stranddisteln und Scabiosen. Ueberall blühen in reicher Fülle die weissen Myrthen, der Erdbeerstrauch, der goldblumige Ginster, der Oelstrauch und der Mastixbaum. Weisse, grosse Malven und rosafarbener Acanthus bedecken Gemäuer und Felsen, grosse Cacteen und pyramidenförmige Aloebüthen das Ufer, und über Allem strahlt die goldene Sonne, während die Einsamkeit von den Gesängen der Nachtigall belebt wird.

Bald sieht man die Stadt Nettuno, die Neptunsstadt, deren schwarze Thürme und cannelirte Mauern am Meeresufer emporragen. An Werktagen sieht man die Männer und Frauen in den Gärten und Weinpflanzungen arbeiten, aber an Sonntagen herrscht rings umher eine so märchenhafte Stille, als ob alle Bewohner in einen Zauberschlaf versunken seien.

Tritt man in die Stadt, so wird man von der schwärzlichen Farbe der aus dunkeln Tuff erbau-

ten Häuser überrascht, aber auch erfreut durch die Fülle von Blumen, welche die Fenster zieren. Ich glaube, es giebt nirgends in der Welt so viel schöne Frauen, als hier. Ihre Schönheit thut sich um so mehr hervor, wenn sie an Festtagen und bei Prozessionen ihr geschmackvolles und farbenreiches Nationalcostüm tragen, bei dem rothe Seide und Sammt, die mit Gold und Silber gestickt sind, die Hauptrolle spielen. Ihr graziöser Wuchs, die edelgeformten Gesichter, das glänzenschwarze Haar, die blitzenden Augen und die weichen runden Körperformen finden nicht so leicht ihres Gleichen; aber das Allerschönste ist an ihnen die liebliche Bescheidenheit und die Unschuld ihres Wandels.

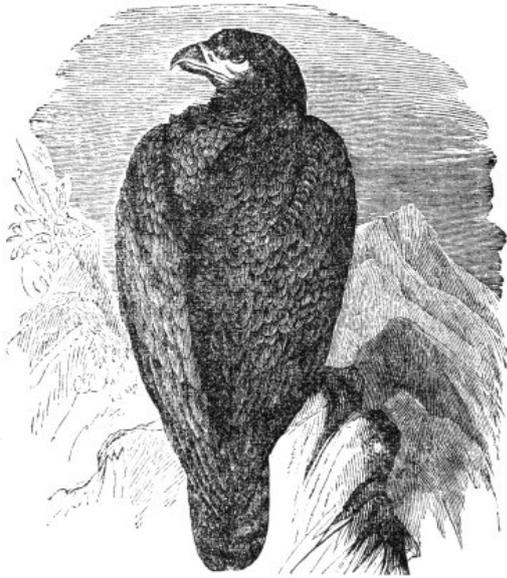
Bei Prozessionen sind alle Häuser von oben von oben bis unten mit rothen Nelkentepichen geschmückt; Nelken tragen sie in den Händen, mit Nelken ist selbst das vorangehende Kreuz geziert.

Da die Stadt keinen Hafen hat, so giebt es auch hier keine Fischer und keine Fischerei; die Einwohner ernähren sich hauptsächlich vom Wein- und Gemüsebau und versorgen mit den Gegenständen dieser Cultur auch Anzio.

1.9 Der Thurm von Astura

Hinter Nettuno beginnt sogleich der Wald, die pontinische Wildnis, aber ein Wald, der auf jedem Schritte seine Reize und Schönheiten hat. Städte und Ortschaften giebt es nun auf eine weite Strecke nicht mehr und man befindet sich wie in einem Urwalde, über dessen Wipfeln hoch in der Luft der Adler und der Habicht schweben. Hin und wieder sieht man grosse Heerden von Büffeln und Stieren, zuweilen einen Kohlenmeiler, bei welchem dunkle Gestalten ihr Gewerbe treiben. Die Hörner der Stiere sind mächtig gross und stehen weit auseinander. Ihre Wildheit ist ausserordentlich und sie werden durch eine Kleinigkeit so sehr gereizt, dass sie sich brüllend auf den Reisenden stürzen, der ihnen nur dadurch entgehen kann, dass er sich in das Dickicht flüchtet. Und doch werden diese gefährlichen Thiere leicht durch die Lanze des unerschrockenen, zu Pferde dahersprengenden Hirten regiert.

Noch schlimmer sind die wilden Büffel, die sich wie Schweine im Morast wälzen oder im Meere schwimmen. Der tückische Blick verräth nichts Gutes. Die rückwärts gekrümmten Hörner taugen nicht zum Stossen, auch kann der Büffel den Menschen nicht damit aufgabeln und in die Luft schleudern, aber mit der Stirn stösst er ihn zu Boden, kniet ihm auf die Brust und zerstampft ihn. Der Hirt allein weiss ihn mit seinem Speer zu bändigen, und er zieht ihm sogar einen Ring durch die Nase, um ihn zum Ziehen von schweren Lasten zu zwingen.



Der Wald von Astura ist ein dichtes Gebüsch und Gewebe von Oleaster, Myrthen, Korkholz, Mastix und Schlingpflanzen aller Art, die so fest miteinander verwachsen sind, dass es selbst den starken Büffeln und Stieren nicht gelingt, hindurchzudringen. Ueberall finden sich rieselnde Bächlein und röthliche Sümpfe. Das Stachelschwein, die Schildkröte, aber auch die Schlange hat hier ihren Wohnsitz.

Geht man am Strande vorbei, so findet man häufig Ruinen von alten Palästen, und im Hintergrunde des Waldes steigen die blauen Volskerberge auf, während man in der Ferne am Meere das Cap der Circe sieht.

Der Thurm oder das Schloss von Astura liegt mitten in vollständiger Einsamkeit und Oede auf einem Landvorsprunge im Meere. Man gelangt auf einer Brücke dahin, deren letzter, an den Thurm stossender Theil aufgezogen werden kann. Dann liegt das Schloss vollständig im Wasser.

An diesen einsamen Thurm knüpfen sich so viele traurige Ereignisse, dass man denselben mit Recht den Unglücksthurm genannt hat. Gewöhnlich liegt eine kleine Besatzung in demselben, die aus acht Artilleristen und einem Lieutenant besteht. Die einzige Kanone ist ebenso verrostet, wie diejenige, welche auf der Schanze von Anzio liegt. Ein anderes Unglück, als das des allenfallsigen Zerspringens, ist von ihr nicht zu besorgen.

Der Aufenthalt in den kleinen Gemächern mag recht traurig sein, und die Schönheit der Ausichten bietet wahrlich keinen Ersatz für dieses gänzliche Getrenntsein von allen cultivirten Menschen.

Cicero, der so viele schöne Villen besass, hatte auch hier eine, und der Thurm steht auf den Fundamenten derselben, die man noch im Wasser erblicken kann, auch sieht man unter dem Ufer-

sande noch einen Mosaikboden. Aber die Villa war viel grösser als der Thurm. Hier wohnte der berühmte Mann lieber, als in einer seiner andern Villen, aber sie wurde verhängnissvoll für ihn.

Als er vernahm, dass Octavian ihn auf die Proscriptionsliste hatte setzen lassen, verliess er Rom und floh nach Astura, um sich von dort nach Macedonien zu retten. Aus welchem Grunde er diese Flucht aufgab, ist nicht bekannt, aber er kehrte plötzlich um und wollte nach Rom, um die Gnade Octavian's anzuflehen; auch das wurde ihm wieder leid, und er liess sich in einer Sänfte gegen Gaeta tragen, wurde aber von den Reitern, die Octavian abgeschickt hatte, erreicht und niedergemacht.

Octavian selbst fühlte hier den Arm der rächenden Nemesis, indem er sich hier erkältete und so den Grund zu einer tödtlichen Krankheit legte. Tiberius erkrankte ebenfalls in Astura und starb bald darauf in Mysenum. Tiberius' Nachfolger, der tolle Caligula, soll hier ebenfalls die Vorzeichen von seinem nahen Tode erhalten haben.

Alles das reicht wahrlich hin, um den Namen „Unglücksthurm“ zu rechtfertigen, aber die traurigen Begebenheiten haben ihr Ende noch nicht erreicht. Für uns Deutsche ist der Thurm die Warte, an welchem das deutsche Kaiserreich zerschellte.

Nach der unglücklichen Schlacht von Tagliacozzo (August 1268) musste der junge Conradin, der letzte mit so vielen Hoffnungen hinausgezogen Hohenstaufe, fliehen. Auch in Rom war seines Bleibens nicht, denn die Guelfen, welche ihm vom Schlachtfelde gefolgt waren, wiegelten die Stadt auf und erregten die Gemüther gegen ihn. Da riethen ihm seine Freunde, die Flucht fortzusetzen. Er stieg zu Pferde und sprengte von dannen. Friedrich von Oesterreich, Graf Lancia mit seinen Söhnen und einige andere Freunde begleiteten ihn.

In steter Angst und Furcht vor Verfolgung trieben sie unablässig ihre Gäule an und kamen bis Astura. Dort bemühten sie sich um ein Schiff, das sie nach Sicilien bringen sollte. Die Bewohner des Schlosses liessen sich durch reiche Geschenke leicht bewegen, ihm den gewünschten Dienst zu leisten, und so stachen sie in's Meer und hatten alle Hoffnung, ihren Feinden zu entkommen.

Als aber Johannes Frangipani, der Besitzer von Astura, die Geschenke sah, merkte er wohl, dass der Flüchtling ein sehr vornehmer Mann sein müsse, und er setzte sich sofort zu Schiffe, um ihn einzuholen. Das gelang ihm leider nur zu gut.

Conradin erinnerte ihn an die grossen Wohlthaten, die er von seinem Hause erhalten hatte, und flehte ihn an, ihn und seine Freunde nicht dem blutgierigen Karl von Anjou auszuliefern. Er versprach ihm für diesen Dienst grosse Belohnungen und erklärte sich sogar bereit, Frangipani's

Tochter zur Gattin zu nehmen.

Der Herr von Astura überlegte, ob er den grössern Gewinn von Conradin oder von Anjou haben werde, und unterhandelte mit dem jungen Kaiser so lange, bis Karl von Anjou mit seinem Heere vor dem Schlosse erschien und die Auslieferung verlangte. Um schnöden Lohn verrieth der Mann Deutschlands Herrscher und hat so für ewige Zeiten den Namen Frangipani und sein Vaterland gebrandmarkt.

Karl von Anjou aber liess den unglücklichen Jüngling zu Neapel enthaupten. Mit wehmüthigen Gefühlen stand ich später an seinem Grabe, welches Ludwig von Bayern mit einer Marmorstatue geziert hat.

Wie oft schwelte sich mein Herz vor Stolz, wenn ich in Italien den Spuren deutscher Grösse und Tüchtigkeit folgte, aber an diesem Grabe und an der Richtstätte des letzten Hohenstaufen presste es sich schmerzlich zusammen, und ein unsagbares Weh zog durch dasselbe hin. Den Namen Frangipani habe ich seitdem niemals lesen können, ohne tief erregt zu werden, ohne dem feigen Verräther und seinem Geschlechte zu zürnen.

1.10 Das Cap der Circe

liegt weit hinab und schiesst als Vorgebirge ziemlich weit in's Meer. Wahrscheinlich ist es in der vorgeschichtlichen Periode eine Insel gewesen, die sich später mit dem Lande verbunden hat. Auf dem Berge lag in alten Zeiten der Tempel der Circe mit dem Altare der Minerva, wo der Becher aufbewahrt wurde, aus welchem Odysseus getrunken. Auch war dort das Grab des Elpinor und der Myrthenbaum, welcher demselben entsprossete, zu sehen. Die auf dem Berge liegende Stadt gehörte den Volkskern, wurde aber von den Römern erobert und mit Villen geschmückt. Hier hatte Lucullus seine berühmte Fischzucht, hier wohnten Lepidus und andere bedeutende Persönlichkeiten.

Die alte Stadt ging zu Grunde und auf den Trümmern derselben erhob sich der heutige Ort San Felice. Die Circeburg blieb wegen ihrer ungeheuern Festigkeit noch bis tief in das Mittelalter hinein ein Zankapfel zwischen Rom und verschiedenen Dynasten.

Der Berg, der einst eine solche Berühmtheit hatte und noch jetzt, aus der Ferne beschaut, einem Zaubergarten gleicht, ist überall mit Myrthen und Lentiscussträuchern bewachsen. Hinter der Stadt steigen die bewaldeten Bergwände empor und unter derselben liegt das blaue Meer. Von der Stadt ist nicht viel zu sagen, denn sie ist unansehnlich und unbedeutend, aber die Einwohner sind mit einer Aussicht beglückt, wie es deren nur wenige giebt. Sie treiben Wein- und Ackerbau,

und brauchen sich dabei nicht besonders anzustrengen, denn der Boden um das Cap herum ist äusserst fruchtbar.

Die Felsen des Circeberges fallen gegen das Meer ganz steil ab und lassen keinen Raum übrig, wo man vorbeiwandern könnte. In den Ritzen wächst die Zwergpalme, welche hier von den Kunstgärtnern viel ausgehoben und durch die Welt geschickt wird. Myrthen und baumartige Haidekräuter zieren den Fuss, während sich höher hinauf der Berg mit Kork-, immergrünen und deutschen Eichen bedeckt. Blumen der verschiedensten Art und von der seltensten Ueppigkeit bedecken jedes freie Plätzchen.



Wächte Myrthe.

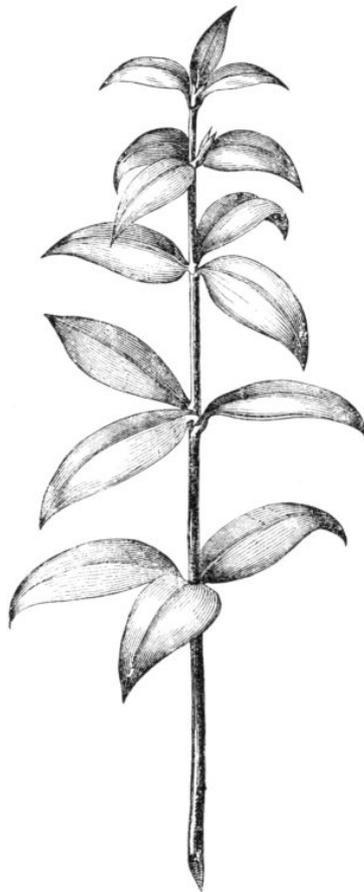
An diesem Gestade sass in ihrem Palaste die Zauberin, und lockte, wie am Rheine die Lorelei, die Schiffe an sich, dass sie scheiterten, bis es einem Krystalschiffe gelang, sich ihrem Zauberlosse zu nähern und sie zu entführen.

Die Bassins, welche Lucullus für seine Fischerei anlegen liess, sind noch vorhanden und werden noch immer zu demselben Zwecke benutzt.

1.11

Nach diesem Abstecher wenden wir uns wieder der Eisenbahn zu und steigen bei der Station Ariccia ein. Vor uns dehnt sich die Kette der Volker- jetzt Coriberge aus, welche die pontinischen Sümpfe auf der linken Seite begleiten. Das Gebirge ist voll von malerischen Schönheiten, aber es ist auch de Aufenthalt der Briganten und der Malaria.

Zunächst erreicht man die Station Cività Lavigna.



Gemeine Myrte.

1.12 Velletri

etwa sieben Minuten von der Bahn entfernt, liegt ebenfalls auf einer Anhöhe und ist das antike Velitran, welches so viel als „Sümpfe“ bedeutet, weil es am Eingange der pontinischen Sümpfe liegt. Die Straßen sind steil und enge, und auf der höchsten Stelle liegt der prächtige Palast, von dessen Belvedere man eine weite und herrliche Aussicht hat. Die zwölftausend Einwohner nähren sich hauptsächlich vom Weinbau. Mit Recht sind sie stolz auf das weit und breit berühmte Gewächs.

Leider ist von der alten Stadt keine Spur mehr vorhanden. Sehenswerth sind die Kathedrale S. Clemente und der Palazzo Ginetti wegen seines berühmten Treppenhauses. Auf dem Markte steht ein schöner Brunnen und man hat hier eine herrliche Aussicht.

Diese Hauptstadt der Volsker ist der Geburtsort des Kaisers Augustus; Tiberius, Caligula und Otho hatten hier prachtvolle Villen. Die jetzigen Bewohner gelten als falsch und hinterlistig und sollen einen großen Theil der Briganten liefern, welche die Gegend unsicher machen. Wenn man die schönen Frauen sieht, sollte man kaum glauben, daß hinter den blitzenden Augen und den edlen Zügen so viel Bosheit versteckt ist. Man hat volle Gelegenheit, sie zu betrachten, wenn man einige Zeit an dem Brunnen weilt, denn dort pflegen sie das Vieh zu tränken. Häufig sieht man sie auf Pferden oder Eseln herankommen und dann haben sie oft vier und mehr Kinder vor und hinter sich. Sie lieben dieselben mit großer Zärtlichkeit und sind nicht wenig stolz darauf. Wer sie lobt und mit ihnen spielt, hat gleich einen Stein im Brette.

Ein schöneres Bild giebt es kaum, als die Gruppen von Weibern, welche plaudernd den Springbrunnen umstehen, während die Esel sich hinlagern und die Kinder auf den Grauthieren umherutschen. Stolz von Wuchs, stolz von Antlitz und Geberden, machen selbst die niedrigsten Frauen und Mädchen den Eindruck von Edeldamen, aber wenn das Ave vom Kirchthurme tönt, dann neigt auch die stolzeste demüthig ihr Haupt, macht das Zeichen des Kreuzes und spricht ein andächtiges Gebet.

An den Häusern sieht man viele Madonnenbilder, vor denen am Abend Lichter angezündet werden. Der Madonna empfehlen sie den Kranken, zur Madonna stehen sie in jeder Trübsal. In der Unterhaltung sind sie äußerst liebenswürdig und in ihrem benehmen so zuvorkommend, daß man nicht recht an ihren schlechten Ruf glauben kann.

Die Fremden reden überhaupt Böses von den Italienern, aber so weit meine Erfahrung reicht, habe ich fast überall das Gegentheil gefunden.

Von Velletri aus macht man am besten einen

Die Stadt selbst liegt eine halbe Stunde davon entfernt und zwar auf einem steilen Ausläufer des Albanergebirges. Sie ist auf den Trümmern des alten Lavinium aufgebaut und gewährt nach allen Seiten hin eine freie, schöne Aussicht.

Lavinium war eine lateinische Stadt aus dem grauesten Alterthume. Juno Sospita hatte hier ihren Hain und ihren Tempel, in welchem die römischen Konsuln jedes Jahr einmal opfern mußten.

Antonius Pius, der in der Nähe geboren war, errichtete der Göttin einen neuen Tempel. Ihr hier aufgestelltes Bild kam später nach Rom und befindet sich jetzt in der Sala Rotonda im Vatikan. Die Reste des Tempels liegen außerhalb der Stadt, wo man auch noch Ueberbleibsel der marmornen Stadtmauern und eines Theaters sehen kann.

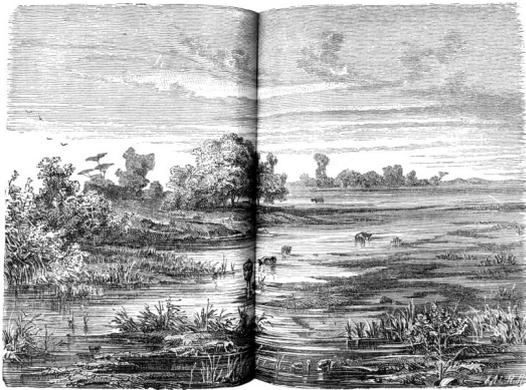
Die jetzigen Mauern und Thürme stammen aus dem Mittelalter und geben der Stadt ein sehr malerisches Ansehen.

Auf der Piazza S. Maria, wo der schöne Brunnenarkophag steht, hat man eine prachtvolle Aussicht auf das Gebirge, die Ebene und das Meer mit den Ponzainseln.

Der Wein, welcher um die Stadt herum wächst, ist von vortrefflichem Geschmack.

Abstecher durch die pontinischen Sümpfe bis nach Terracina, wo dieselben endigen.

1.13 Die pontinischen Sümpfe



beginnen gleich hinter der Stadt.

Gewöhnlich macht man sich eine falsche Vorstellung von denselben, indem man sie sich als eine unfruchtbare Einöde denkt. Das gerade Gegenheil ist der Fall; die Paluden sind äusserst fruchtbar und haben eine sehr üppige Vegetation. Am besten folgt man der Via Appia, schon deswegen, weil an dieser Strasse die historischen Erinnerungen am meisten Nahrung finden.

Gleich hinter Velletri überschaut man die ungeheure Fläche der Paluden und die Kette des Volskergebirges mit seinen schönen, weichen und malerischen Formen.

Die Sümpfe sind theils mit Gestrüpp von Korkholz, Oleaster, Myrthen etc., theils mit schönen Waldungen bedeckt. Oft dehnen sich weite Wiesen auf einer grossen Fläche aus, wo zahlreiche Büffelheerden weiden. Auch an wohlgebauten Feldern fehlt es nicht; überall sieht man dem feuchten Boden prächtiges Schilf, schön blühende Sumpfgewächse und Kirschlorbeer entsteigen.

Links sieht man grosse Wälder von Kork- und immergrünen Eichen, und im Vordergrund Kastanien, Weiden und Lorbeergebüsche. Der Boden ist meist von rothem Sumpfwasser getränkt.

Die Päpste haben viele Verbesserungen vorgenommen und die Sümpfe nach und nach mit Kanälen durchzogen, aber es gehören eine ganze Reihe von Menschenaltern dazu, um sie ganz umzugestalten, und vielleicht wird dieses niemals gelingen.

Wie die Sümpfe jetzt da liegen, sind sie schon äusserst fruchtbar, und was würden sie erst werden, wenn es gelänge, dieselben ganz zu entwässern! Man kann die Fruchtbarkeit des Bodens schon an den fetten und stattlichen Körpern der Pferde, Büffel, Stiere, Kühe, Schweine und Schafe, die in unabsehbaren Heerden hier weiden, abnehmen. Leidet ist die Luft sehr böse und er-



Kirschlorbeere.

zeugt die Malaria. Die Köhler und Hirten, welche die Sümpfe bewohnen, haben desshalb eine sehr blasse Farbe und ein kränkliches Aussehen.

Etwas vor Cisterna kommt man auf die Via Appia, die wir schon von Rom aus kennen. Der Ort ist ein ziemlich hübsches Dorf und hat ein mittelalterliches Castell. Nach einer kurzen Strecke gelangt man dann nach Tres Tabernä, dem Orte, wo der heilige Paulus, als er gefangen von Puteoli nach Rom gebracht wurde, verweilte, und wohin die Christen aus Rom kamen, um seine Lehren zu hören. Dann folgt Torre de' tre ponti und das alte Forum appium. Die Strasse ist schnurgerade und wird beständig von schönen Eichen, Ulmen und Kastanien begleitet. Neben ihr her läuft der grosse Entwässerungskanal, welcher bei Terracina in's Meer mündet. Dieser Kanal, in dem die üppigen Schlingpflanzen sehr rasch wachsen und dadurch der Schifffahrt hinderlich sind, wird auf eine eigentümliche Weise gereinigt. Man treibt nämlich die Ochsen mit den grossen Hörnern hinein, welche sich bald in dem Geschlinge verwickeln und wenn sie herauskommen, ganze Bündel davon am Leibe und an den Hörnern hängen haben. Auf dem Lande weiden sie gereinigt und wieder hineingetrieben, bis der Kanal wieder frei ist.

Man sieht deren oft eine ganze Menge in dem Kanäle, und sie sind zuweilen ganz unter Wasser, so dass nur der Kopf herauskommt; auch Büffel werden zu diesem Reinigungsgeschäfte verwendet.

Die Hirten tragen einen Spitzhut und einen Mantel, haben die Lenden mit einem Ziegenfelle umgürtet und wohnen in elenden Strohhütten. Obschon ihre Kraft gegen die des Büffels und des Stiers gar nicht in Anschlag zu bringen ist, so haben sie doch eine unbedingte Gewalt über diese wüthenden Bestien, denen es niemals einfällt, ih-



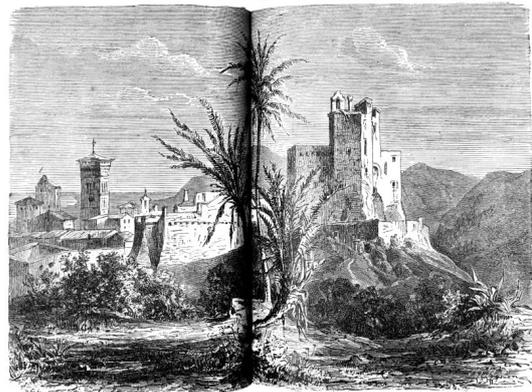
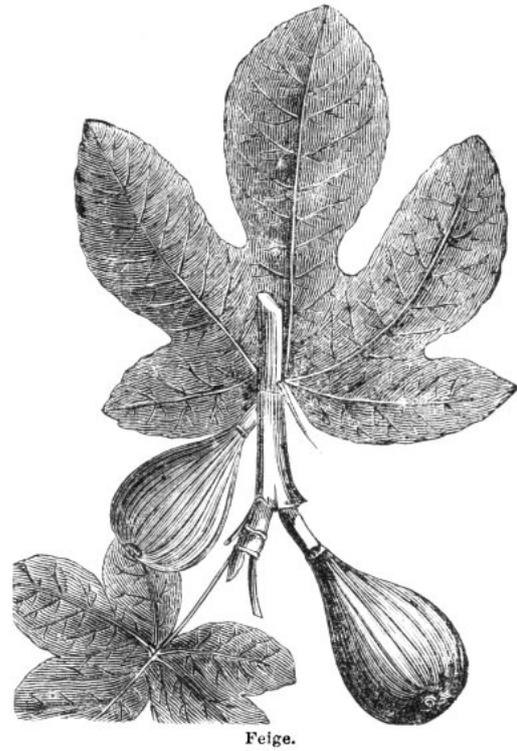
nen ungehorsam zu sein, während sie einen Fremden, von dem sie sich beleidigt glauben, ohne Gnade zerstampfen.

Den Kanal entlang liegen nur einige kleine schmutzige Nester, wo man zur Noth etwas Schlechtes zu essen haben kann. Man thut deshalb wohl sich in Velletri mit Speise und Trank zu versehen. Je weiter man kommt, desto näher rücken die Berge, die nun ganz kahl sind und oft durch ihre grotesken Formen entzücken. Der Wald wird immer wilder und verschlungener und an vielen Stellen ist der Boden so sollständig mit grossen gelben Blumen überwuchert, dass man gar keine Erde sieht. Die spärlichen Bewohner sind bleich und ungesund.

Ehe man Terracina erreicht, kommt man in ein kleines Thal, welches einem Paradiese gleicht; die üppigste Vegetation, die man sich denken kann, bedeckt den Grund und die ansteigenden Höhen, Maulbeer-, Feigen-, Orangen- und Citronenbäume stehen wild durcheinander. Lorbeere, Cypressen, Palmen und Platanen wetteifern miteinander an Ueppigkeit und Schönheit. An den Stämmen ranken Reben hinauf und wachsen auch selbst in mächtigen Stämmen empor. Von oben hängt das Rebengeschlinge als ein undurchdringliches Dach herab und unten wächst Getreide aller Art. Der Mais wird so hoch, dass er bis in das Rebendach reicht.

1.14 Terracina

Das Städtchen liegt am Berge und zieht sich an demselben hinauf bis zur halben Höhe. Der neuere Theil ist um den Hafen herumgebaut. Das Meer bleibt dem Reisenden ganz verdeckt, bis er um die Felsenecke biegt, dann aber liegt es plötzlich vor ihm und er schaut mit entzücktem Auge in den schönen Golf von Terracina. Anfangs erscheint er dem Auge ganz blau, aber wenn man ganz nahe kommt, ziehen die verschiedenfarbigsten Lichter darüber hin, so dass man bald eine Schaafe voll



Silber, bald eine Wanne voll Gold vor sich zu sehen glaubt; oft wird auch die rothe und die violette Farbe vorherrschend. Wenn die Sonne darauf scheint, funkelt und glitzert es, wie ein Bassin voller Diamanten. In der Ferne sieht man Gaëta, wo der Papst sich während der Revolutionszeit aufhielt. Die Anhöhe, auf der es liegt, streckt sich weit in's Meer, wodurch die Stadt ein sehr malesches Ansehen erhält.

Auf dem Plateau über dem Felsen liegen die grossartigen Ruinen eines Schlosses, welches der Ostgothenkönig Theodorich da oben erbaute. Unten hat der ungeheure Felsblock, der wie ein riesiger Riegel vor das Meer geschoben ist, eine Anzahl von Grotten und Höhlen, die zu Magazinen benutzt werden.

Nach der andern Seite hin sieht man das Cap der Circe, an das sich so reiche Sagen knüpfen; aber im Vordergrund bei Terracina dehnt sich zwischen den Bergen die fruchtbare Ebene aus,

wo die Natur dem Menschen ihre Gaben in reicher Fülle in den Schooss schüttet. Da prangen im saftigen Grün die goldenen Orangen und die weissen, duftenden Blüten; da entsteigt dem Boden die Palme mit den silberglänzenden bogenförmig niederhängenden Blattwedeln. Der ganze Baum gleicht einer Wassersäule, die dem Springbrunnen entsteigt, sich oben auseinandertheilt und in bogenigen Strahlen niederfällt.



Wachspalme.

Die gefiederten Blätter mit den gelbrothen Rippen, die Früchte, welche wie riesige Trauben niederhängen, geben der Gegend einen Überaus lieblichen Charakter. Die Fiedern an den langen Blattrippen sind beim geringsten Luftzuge in beständiger Bewegung, wodurch ein stetes Spiel mit den Sonnenstrahlen entsteht.

An Sonntagen kommen die Leute aus dem Gebirge hieher und dann sieht man eine Menge schöner Gestalten und Trachten; besonders aber reizende Kinder, wie der Mönch von Fiesole sie zu malen verstand.

Die Kathedrale ist eine alte Basilika mit einer säulengetragenen Vorhalle. Die Säulen stehen auf den Stufen der hohen Treppe, die hinaufführt. Die Mosaiken der Vorhalle und der Thürme sind sehr alt; auch im Innern ist noch manches Antike erhalten, besonders die Mosaiken der auf fünf Säulen ruhenden Kanzel.

Die grosse Schaale in der Vorhalle soll beim Martern der Christen und später als Taufbecken benutzt worden sein. Dass an der Stelle der Basilika früher ein Tempel gestanden, ist nicht zu bezweifeln, denn die Rückseite ist noch ein Ue-

berbleibsel desselben. Die schönen Säulen und der Sims, der auf ihnen ruht, haben wahrscheinlich zur Façade gehört.

Man findet noch Spuren der antiken Stadtmauer, Grotten in den Felsen, wo ein Palast des Kaisers Galba gestanden haben soll, Gräber mit Urnen und sogar Reste eines grossen, von Antonius Pius angelegten Hafens.

Wenn das Meer erregt ist, tost und brüllt es hier ganz entsetzlich und die Wogen prallen mit lautem Getöse gegen den Felsen, wo sie sich brausend brechen und als milchweisser Schaum zurückrollen.

1.15

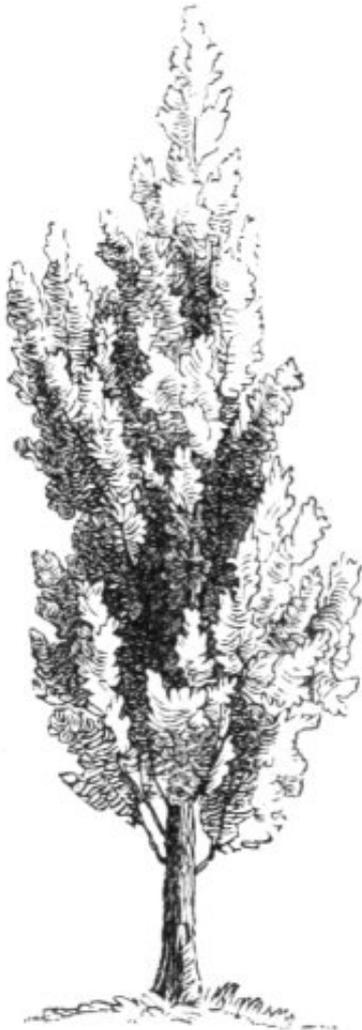
Von Velletri aus kann man noch einen hübschen Abstecher in das Gebirge machen, der sehr lohnend ist und mit einem Wagen abgemacht werden kann. Anfangs führt der Weg eine Stunde lang durch die zu Velletri gehörigen Weingärten; dann gelangt man in die einsame Campagna, rechts und links von kahlen Berghäuptern begleitet, von denen graue Burgen ernst auf die Strasse hinabschauen.

Später gelangt man zu dem einsam gelegener Landsee Lago di S. Giuliano, der, wie der Nemi- und der Albanersee einen alten Krater ausfüllt. Die Ufer, das Wasser und die Umgebung sind äussert malerisch und laden zum Rasten und Schauen ein. Das Städtchen S. Giuliano, welches noch weiter liegt, wird wohl nach und nach seine sämtlichen Einwohner verlieren. Die Hälfte derselben ist schon jetzt von der Malaria vertrieben.

Beim Weiterfahren erblickt man auf der Höhe die Burg von Rocca Massima, wovon man vermuthet dass es die antike Arx Carventana sei.

Bald erscheint rechts auf der Höhe Cori, zu dem man von der Kapelle S. Maria del Monte auf schönem Wege mit prachtvoller Aussicht den Berg hinansteigt. Die Stadt hat eine prächtige Lage auf einem gelben Kalksteinfelsen und zerfällt in die Ober- und Unterstadt, welche durch einen Olivenwald von einander getrennt sind. Unten am Fusse der Stadt wird das Auge von einer reichen Vegetation von Weinreben, Oel- und Feigenbäumen, Pappeln und Kastanien erfreut. Der Wein giebt dem Gewächs von Velletri nichts nach, und die Feigen sind ihres Wohlgeschmackes wegen berühmt. In neuerer Zeit baut man auch viel Tabak hier, dessen Güte sehr gerühmt wird.

Die Stadt hiess im Alterthume Cora und wurde schon vor der Römerzeit uralte genannt. Der Sage gemäss soll es von Dardanus, dem Stammvater der Trojaner, gegründet worden sein. Im latinischen Bunde nahm es eine hervorragende Stellung ein, und wurde in den Bürgerkriegen zerstört, später von Sulla wieder aufgebaut. Zerstörung



Italien. Pappel.

und Auferbauen haben aber öfters stattgefunden, wie seine Mauern bezeugen, welche fünf verschiedenen Epochen angehören, und von denen die ältesten Theile, die cyklopischen, aus gewaltigen Kalksteinmassen bestehen, die roh und ungeformt aufeinandergelegt sind. Die Lücken zwischen diesen Massen sind mit kleinen Steinen ausgefüllt.

Vor dem Thore Ninfesina ist eine alte Brücke, welche sich hoch über dem niederstürzenden Bache de' Picchioni wölbt und prächtige Aussichten gewährt.

Im Garten von S. Pietro, dessen Anmuth an und für sich schon einen Besuch werth ist, liegen die gut erhaltenen Ruinen des Herkulestempels, der zu Sulla's Zeiten von den Duumviren Manlius und Turpilius errichtet wurde. Die schönen Säulen und der Giebel, sowie die Cellathüre, sind noch gut im Stande. Von hier aus hat man einen lieblichen Anblick über die Ebene, auf das Meer, die Ponzainseln, das Circecap, die pontinischen Sümpfe und die Volskerberge.

In der Küche unter dem Taufbecken liegt eine antike marmorne Ara mit einem Medusenhaupt.

Die Minervastatue, welche zu Rom am Senatorenpalaste steht, wurde hier gefunden.

Die Kirche S. Oliva ist einer Jungfrau dieses Namens gewidmet, welche in Cori einen heiligen Wandel führte.

Auf der Piazza S. Salvatore hat ein Dioskurentempel gestanden, der jetzt zu einem Privathause umgeschaffen ist.

Besuchenswerth ist noch die Passaggiata, wo man die herrlichsten Aussichten hat, die man sich nur denken kann.

1.16 Norba

Von Cori führt ein malerischer Felsenpfad an den Höhen der Volskerberge vorbei nach den Ruinen der schon frühverlassenen Stadt Norba. Man thut am besten, denselben mit einem Pferde oder einem Esel zurückzulegen, da er für den Fussgänger etwas mühsam ist. Auf dem ganzen Wege hat man die pontinischen Sümpfe und das Meer vor sich, so dass die kleine Reise ein fortwährender Genuss ist. Man trifft nur auf wenige bebaute Felder, aber oft auf Hirten und ihre armseligen Hütten.

Norba ist eine uralte Volskerstadt mit einer uralten cyklopischen Mauer, die in ihren untern Theilen noch ganz erhalten ist. Auch sind noch die alten Thore und die Grundmauern der Arx zu erkennen. Sie erhob sich auf einer Felsenfläche dicht an einem steil abfallenden Abgrunde und war also schon von der Natur stark befestigt. Von doppelten Mauern umgeben, führt ein altes Thor hinein, an dessen einer Seite sich sechsunddreissig Fuss hoch ein thurmartiger Pfeiler von Cyklosteinen erhebt. Die Stadtmauern sind an einigen Stellen vierzig bis fünfzig Fuss hoch und umziehen in einer Ausdehnung von dreiviertel Stunden den steilen Kalkberg.

Oben auf der Felsenfläche im Innern der Stadt sind die grossen Fundamente, auf denen die Tempel und öffentlichen Gebäude standen. Von der Burg überschaut man die pontinischen Sümpfe in ihrer ganzen Ausdehnung und alle Orte und Wachtthürme, die so einsam am Meere liegen. Es ist ein wundervoller Anblick, den man von dieser verlassenem Felsenwarte hat.

Der Mauerkreis, in dem wir uns befinden, erinnert daran, dass Norba einst voller Menschen war, dass dieselben auf Strassen und Plätzen umherwanderten, in den Tempeln der Venus und der Ceres vor den Bildern der Göttinnen lagen und in den Häusern ihre Gewerbe trieben; aber von ihrer Thätigkeit ist schon seit Christi Geburt keine Spur mehr vorhanden, und wir sind nicht im Stande, uns ein Bild von ihrer Gestalt, ihrer Kleidung und ihrer Lebensart zu entwerfen. Darum fühlt man sich hier noch räthselhafter angeweht, als in dem untergegangenen Tusculum, von des-

sen Art des Daseins man doch noch Nachrichten hat.



Venus.

Wenige Minuten von der ausgestorbenen Felsenstadt liegt auf steiler Bergwand Norma, welches das Leben und die Herrschaft an sich riss. Die Stadt ist aber klein und unbedeutend geblieben und sie hat von der alten Herrlichkeit nichts mit herübergenommen, als die zaubervollen Ausichten, welche den Sinn berauschen und das Herz entzücken.

1.17 Ninfa oder Nympha

Vielleicht giebt es auf der ganzen Erde keine Ruinenstadt mehr, die sich mit dem Zaubermärchen von Ninfa vergleichen kann. Sie ist erst in der christlichen Zeit von dem Verderben ereilt und von der Verödung umarmt worden, und nun ist sie ein Märchen von Stein und Blumen, wie sich die fruchtbarste Phantasie kaum ein schöneres ersinnen kann.

Von Norma gelangt man auf steilen Felspfaden, hinab an den Fuss der Berge, wo sie halb im Sumpfe versunken ist.

Die Mauern der Stadt sind nicht durch Sturmböcke, nicht durch Kanonenkugeln gefallen, nein, sie stehen noch aufrecht, wie zur Zeit, als Ninfa von Menschen bewohnt war, und umziehen es noch immer in einem grossen Kreise, aber welch' eine phantastisch lebendige Mauer ist das. Vom Boden bis zur Krone, innen und aussen ist sie so dicht mit Epheu bewachsen, dass man keinen Stein mehr sieht. Nur an einzelnen Stellen blickt noch mit rothem Farbschimmer eine Zinne hervor oder es ragt ein Thurm aus dem Grün in die Luft; aber der Epheu streckt nach allen Richtungen seine Ranken und seine Blätter aus, klettert höher und höher und umstrickt mit

seinen tausend Armen immer ein weiteres Stück. Wenn die bröckelnden Thürme nicht zu früh zusammenstürzen, dann wird der Tag kommen, wo er ihnen jubelnd die grüne Helmzier aufsetzt und von seiner Höhe als Sieger auf das alte Mauerwerk niederschaut.

Die Stadtthore stehen allenthalben offen, und wem es beliebt, der kann hineinziehen; kein Wächter, kein Thorschreiber, kein Douanenbeamter, kein Passvisator hält ihn an, denn Alle, welche diese Geschäfte übten, sind todt, und wenn neue an die Stelle gekommen, so hat die Nymphe sie wohl in Blumen und Sträucher verwandelt, die nun an den Thoren stehen und sich bestreben, die Eingänge mehr und mehr zu verweben.

Von beiden Seiten streckt der Epheu seine Arme nach der Mitte, wilder Wein und Brombeergrüpp drängen sich zwischen seine Zweige und verfilzen sich zu einem Dickicht. Noch kann man hindurchschreiten, wenn man sie zur Seite biegt, aber es ist möglich, dass die Stunde kommt, wo diese tausend Finger und Arme eine feste Wand bilden, die den Zutritt wehrt und die Geheimnisse von Ninfa verschliesst.

Treten wir in die wunderbare Stadt, so liegen vor uns die Strassen mit ihren Häusern, Kirchen und Thürmen, aber es sind keine Menschen darin. Die Mauern der Häuser sind ganz in Grün und Blumen gehüllt. Vom Boden steigt der Epheu empor, aus jeder Mauerritze sprossen Dornen, Blüthen, Halme. Die Fenster sind von demselben umrahmt und übersponnen, die Dächer mit demselben bedeckt, die schwarzen Thürme von ihnen eingehüllt, und die Raben, welche in den schwarzen, verfallenen Thurmlöchern hausen, müssen sich Bahn durch das Gezweige brechen, um zu ihren Nestern zu gelangen.

Wenn ein Windstoss durch das Grün rauscht, tanzen die Zweiglein auf und nieder und Wolken von Wohlgerüchen entströmen den Blüthen, welche das Mauerwerk wie einen bunten Teppich bedecken.

Geheimnissvoll schauen diese bunten Häuser den Wanderer an und erzählen tausend Märchen von den verzauberten Prinzessinnen, die in den verlassenem Kammern weilen und mit goldenen Kronen auf den Blumenpolstern schlafen. Willst du eintreten, so musst du deinen Fuss auf Blumenköpfe stellen, denn sie bedecken mit ihren bunten, leuchtenden Kelchen die Schwellen und ziehen sich in die Gemächer hinein.

Die Strassen selbst sind ein Feld von Blumen. Es scheint, dass die Menschen, welche im dichten Gedränge hier auf- und niederwandelten, plötzlich in duftende und farbenprangende Kinder der Flora verwandelt worden seien.

Da stehen sie, nicken mit den Köpfen und glänzen in vollster Sonntagspracht. Hier rankt sich um die Fenster die windende Clematis em-

por und schaut neugierig in die einsamen Stuben. Der wohlriechende Goldlack ist auf den Thürsims gestiegen und verbreitet seinen Duft durch die Kammern. Neben dem Trottoir stehen die gelben Canaillen aufgereiht, wie neidische Jungfern, die der saftigen Malve das satte Blatt nicht gönnen. Zwischen den Pflastersteinen sprosst die weisse Lilie empor, ein Mägdlein in holder Unschuld und Reinheit, welches in seiner Herzenseinfalt weder den rankenden Dorn, noch den prahlenden Ginsterstrauch bemerkt. Die wilde Rose funkelt zwischen dem lang- und breitbätterigen Farren, der mit Selbstgefälligkeit seinen zottigen Wedel auseinanderrollt. Die jungfräuliche Myrthe wurzelt mit den Füßen im Pflaster, während das Haupt mit weissem Brautkranze geschmückt ist; aber auch der stolze Lorbeer fehlt nicht, und der Mastix macht der Distel den Platz streitig.

So stehen und blühen sie in allen Strassen, und klettern wie lachende Elfen an den Kirchen und Thürmen hinauf.

Treten wir in eine dieser Kirchen hinein, so haben wir einen Anblick, der jeder Beschreibung trotzt. Sind auch hier die betenden Menschen zu Blumen geworden? Oder haben leuchtende Engelsfinger alle die bunten Guirlanden an den Wänden aufgehängt, die Säulen umwunden und die Altarstufen mit Blumen bestreut?

Die Kirchen sind zu üppigen Gärten geworden; die Rose schlingt sich um die Pfeiler und tausende von duftenden Kelchen trinken aus den Weihwasserbecken, überwuchern die Mosaik und die Freskobilder an den Wänden, steigen wie betende Kinder die Altarstufen hinauf, bekleiden die Kanzel und die alten Grabstätten und bedecken den Marmor des Fussbodens.

Zwischen den duftenden Blumen gaukeln die Schmetterlinge umher und zahllose Käfer kriechen von Blatt zu Blatt, von Stengel zu Stengel.

Draussen auf den Plätzen, wo einst die Springbrunnen rauschten, wachsen jetzt Schilf und Wasserpflanzen, und durch die Todtenstille rauscht der Nymphäus und wälzt sich springend und schäumend zu den pontinischen Stümpfen hinab.

Und wo steht die Geschichte der alten Stadt Nympha geschrieben, welche Urkunden bewahren die Historie ihrer Freuden und Leiden, ihres Handels und Wandels, ihrer Kriege und ihrer Künste? Ich weiss es nicht, und wenn ich es wüsste, würde ich es kaum wagen, die Blumendecke hinwegzuräumen, um in dem alten Staube zu lesen. Lassen wir der Märchenstadt ihre Geheimnisse, die in ihrer jetzigen Gestalt am meisten Poesie haben!

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder nach Velletri zurück, um mit den Bahn weiter zu fahren. Die erste Station ist Valmontone, welches mit seinen Mauerthürmen auf einem schrof-

fen vulkanischen Hügel liegt und auf dessen Stelle sich einst das alte Tolerium erhob. Die Umgegend ist fruchtbar, bietet aber nicht viel Sehenswerthes. Die folgende Station Segni, welches aber noch anderthalb Stunden von der Bahn entfernt liegt.

1.18 Segni

Wenn man den Berg hinaufsteigt, an dem Segni liegt, gewinnt man fast mit jedem Schritte einen weitem Umblick und das Panorama mit der unten liegenden Campagna wird immer großartiger. Hoch oben, wo die Adler sich auf den Höhen sonnen, treten die steilen röthlichen Kalkfelsen nahe an den Wanderer heran. Man kommt an zerissenen Felswänden vorüber, schaut in tiefe Schluchten und über sich auf gewaltige, hoch aufeinandergethürmte Felsen.

Plötzlich steht man vor der Stadt Segni, diesem uralten Orte mit seinen Cyclophenmauern, die noch zum Theil gut erhalten sind. Wie in Rocca di Papa und Palestrina sind die grünen Häuser übereinandergethürmt, und der Ort ist eher langweilig, als einladend. Rechnet man die alten Mauern und das pelagische Thor ab, so giebt es auch kaum was Merkwürdiges an Segni. Die Häuser sind aus Ziegeln, Kalk und Tuff gebaut, wodurch sie einen farbigen Charakter bekommen. Der berühmte Papst Innocenz III. erblickte hier das Licht der Welt.

Hoch auf dem Felsplateau, wo einst die Arx gestanden, ist jetzt die Passeggiata, von wo man einen großartigen Ueberblick über ganz Latium hat.

Die folgende Station ist Anagni, die ehemalige Hauptstadt der Herniker. Sie ist sehr alt, denn schon 305 v. Chr. erhielt sie römische Civität. Auf einem hohen Bergrücken gelegen, sieht sie wegen ihrer stattlichen Gebäude ganz majestätisch aus und gewährt von der Piazza eine kostbare Aussicht auf die Campagna und die volskischen Berge und Städte.

Anagni ist berühmt, weil es der Christenheit vier Päpste gab, darunter Bonifazius VIII. Die Stadt, siebentausend Seelen bewohnt, hat auf der Nordseite noch die gigantischen Unterbauten aus antiker Zeit. Sehenswerth ist die Kathedrale mit ihrem schönen Chor, der Unterkirche, dem Tabernakel, dem Madonnenbilde und den Meßgewändern Innocenz III. und Bonifazius VIII. In diesem Dome wurde die Excommunication über Barbarossa und Heinrich II. ausgesprochen.

Die nächste Station ist Ferentino, das alte Ferentium. Es liegt eine halbe Stunde von der Station auf einem Vorsprunge der Hernikerberge. Es ist jetzt eine Landstadt, doch erinnern an die antike Zeit noch die unförmlichen Cyklophenmauern, die Quadern der alten Arx und sonstige Ueber-

bleibsel.

Der mittelalterliche kleine Dom enthält eine Menge Inschriften. In der Unterstadt liegen die gotische Kirche S. Maria Maggiore und der bischöfliche Palast.

Die Straßen sind enge und laufen wirr durcheinander, sind aber durch einige Plätze durchbrochen. Im Ganzen macht diese Landschaft einen düstern, mittelalterlichen Eindruck, was theils daher kommen mag, daß die Häuser meistens ein verwahrlostes Aeußere haben. Hin und wieder sieht man noch Säulenreste und Grabpostamente mit römischen Inschriften.

Fontainen, wie man sie sonst in fast allen Städten sieht, hat Ferentino nicht. Das Wasser sammelt sich in Cisternen; fast zu jeder Tageszeit sind Gruppen von Weibern um diese Brunnen versammelt, welche mit ihren Bleheimern das Wasser heraufziehen.

Die Cyklopenmauer und die Arx stammen aus einer Zeit her, wo noch keine Geschichte geschrieben wurde. Die aufeinandergethürmten und fest ineinandergefügtten Steine sind so riesig groß, daß man nicht begreift, wie sie mit Menschenhänden hinaufgeschafft wurden.

Die alte Burg, welche hoch auf dem Felsenhügel steht, war ursprünglich ganz von Cyklopenmauern umgeben und uneinnehmbar. Noch jetzt sind die Ruinen von zwei Thürmen vorhanden, an denen man abnehmen kann, welch' ein ungeheuer festes Werk sie war.

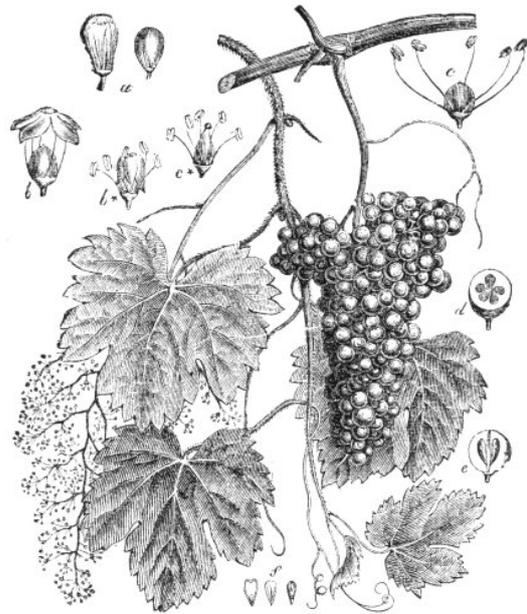
1.19 Alatri

Wer von Ferentino aus Alatri besuchen will, nimmt sich am besten ein Reitpferd, denn die Entfernung beträgt zwei Stunden, und der Weg ist mitunter mühsam. Anfangs reitet man lange durch Weinberg hinauf, aber allmählich wird der Weg rauher und hügelvoller. Auf den Höhen breiten gewaltige Kastanienbäume ihre Kronen aus und an vielen Stellen sieht man silberleuchtende Quellen an den Gehängen herabschieszen. Immer einsamer und wilder wird die Umgebung und auf einer Höhe liegt das alte Fumone, in dessen jetzt halb zerbröckeltem Thurme Cölestin V. gefangen sass, bis ihm der Tod die Freiheit wieder gab.

Auf der Höhe angelangt, hat man ein wundervolles Panorama des Apeninenlandes mit den weiss und grau schimmernden Städten, welche von Hügeln und Bergspitzen herabschauen.

Die Strasse neigt sich jetzt wieder abwärts, und bald hat man die fruchtbare Campagna von Alatri, in welcher diese Stadt liegt, vor sich.

Die schwarzen Mauern der Stadt erwecken Anfangs das Gefühl, als ob es in derselben recht einsam sei; aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Im Gegensatz zu vielen ihrer Schwestern



herrscht hier ein recht reges Leben, und es ist viel Handel und Wandel dort, denn hier verfertigt man nicht allein die Spitzhüte, welche in ganz Latium getragen werden, sondern auch mancherlei wollene Zeuge, Teppiche u. dergl. Die Stadt wird deshalb sehr stark von Landleuten besucht, besonders an den Markttagen.



Auf den Strassen und Plätzen ist prachtvolles Obst zum Verkaufe ausgelegt. Feigen, Aprikosen, Pfirsiche, Birnen etc. von seltener Grösse und Schönheit laden den Gaumen zum Versuchen ein.

In den engen finstern Strassen mit den dunkeln Tuffsteinhäusern sieht man zu jeder Stunde Bergbewohner, welche nach Alatri kommen, um ihre Früchte zu verkaufen und ihren Bedarf an Kleidungsstücken mit heim zu nehmen. Sie sind

stolz und hoch gewachsen, tragen flammendrothe Westen, spitze Filzhüte mit Blumensträssen und Sandalen an den Füssen.

Auffallend sind die vielen palastähnlichen Gebäude, die fast alle dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert angehören, ein Beweis, dass damals viele Adelsfamilien hier ihren Sitz hatten. Sie sind alle geräumig, haben schöne gothische Façaden und flache Dächer, inwendig aber sind sie meistens sehr heruntergekommen und verwahrlost; doch sind die Menschen darin gesund und fröhlich.

Die Stadt war früher von ihren uralten Cyklopenmauern umgeben, aber der grösste Theil derselben ist jetzt zerstört, nur die der Burg haben sich erhalten, und diese sind ein staunenswerthes Werk, welches für die Ewigkeit geschaffen scheint, so dass die Forscher nicht müde werden, von demselben zu sprechen und zu schreiben.

Die alte Burg liegt auf einem hohen Hügel, der von allen Seiten achtzig bis hundert Fuss durch Cyklopenmauern gestützt ist. Die einzelnen Steine derselben sind gigantische Felsblöcke von unregelmässiger Form, von denen man zweierlei nicht begreifen kann, nämlich wie sie da hinaufgekommen und wie es möglich gewesen ist, sie ohne Mörtel so fest aufeinanderzufügen. Wie lange mögen diese schwarzen Blöcke da liegen und allen Stürmen trotzen? Jahrtausende sind darüber hinweggegangen und wahrscheinlich reichen sie noch weit über die Pelasger, denen man solche Bauten gerne zuschreibt, hinaus.

Auch das alte Thor, welches wegen seiner aufeinandergeschichteten riesigen Steinmassen nicht weniger Staunen erregt, ist noch vorhanden, sowie in der Burg selbst eine cyklopische Ruine, die man für den uralten Opferaltar hält.

Früher war dieses wunderbare Gemäuer gänzlich unter Schlingpflanzen vergraben und verborgen; als aber im Jahre 1843 der Papst Gregor XVI. der Stadt einen Besuch machte, wollte man ihm den Anblick dieser Wundermauern verschaffen und es arbeiteten zweitausend Menschen zehn Tage lang, um die Burg frei zu machen und einen Weg um dieselbe anzulegen.

Hier oben steht auch der Dom, und man hat auf dieser einsamen Höhe einen wahrhaft hinreissenden, grossartigen Blick über die Gebirge, welche in der Ferne immer blauer und prächtiger werden.

Zum Dome, der von unten sehr romantisch aussieht, steigt man auf einer Steintreppe empor; leider ist derselbe im Innern stark modernisirt.

Die Bewohner sind sehr arbeitsam und leben im Wohlstande; sie sind fröhlichen Gemüthes, artig und zuvorkommend gegen Fremde und der Bettel ist hier gänzlich unbekannt. Der Wein, welcher hier in Fülle wächst, ist sehr stark und wohl-schmeckend.

Eine Stunde von Alatri liegt die Grotte von

Colleparado, die man nicht versäumen sollte, zu besuchen.

Schon bald, nachdem man die Stadt verlassen hat, gelangt man auf einem Bergpfade in eine wilde Einsamkeit von rothen Felsen, die mit jedem Schritte rauher werden und durch welche mit wildem Tosen die Cosa rauscht. Das Wasser derselben hat, wie das der Mosel, eine gräuliche Farbe; an beiden Ufern werden auf einem schmalen Landstreifen Früchte und Gemüse gezogen, sonst aber ist Alles unfruchtbarer Felsen. Der Fluss, welcher sich in den Sacco ergiesst, ist ausserordentlich reich an Forellen.

Hoch über seinen Ufern liegt auf steiler Felswand Colleparado, ein armer Ort mit braunen Häusern mitten in einem Felsenmeere, dem nur durch unsägliche Mühe kleine Gärten mit Weinreben und Olivenbäumen abgewonnen worden sind.

Tief unterhalb Colleparado liegt an steiler Felswand, wo die Cosa vorüberbraust, die Grotte. Nachdem man eine Zeitlang den Fluss verfolgt hat, kommt man zwischen Felsblöcken an den Schlund der Höhle, welche man am besten mit Fackelbeleuchtung besucht. Sie ist sehr gross und besteht aus zwei Haupttheilen, die in der Mitte durch eine niedrige Wand getrennt sind. Die Farbe der Wände und des Fussbodens ist dunkel, gelbbraun oder schwarz. Ueberall liegen zerstreute Felsblöcke, über die man häufig hinwegklettern muss, um weiter zu kommen. Die Stalaktiten, welche von den Wölbungen herabhängen und vom Boden emporsteigen, haben die sonderbarsten Gestalten und Bildungen, von welchen viele Aehnlichkeit mit den Gebilden in der Dechenhöhle haben. In dem hintern Theile der Grotte häufen sie sich am meisten. Um sie recht genau sehen zu können, zündet man so viele Fackeln an, als man haben kann; auch steckt man grosse Haufen von Werg in Brand und bringt damit eine grossartige Wirkung hervor. Man glaubt hierin Tempel mit wunderlich geformten Säulen zu schauen, zwischen denen allerlei Thier- und Götterbilder hervortreten. Dort sieht man Wälder von Palmen und tropischen Gewächsen, Kammern mit Riesen und Zwergen und Waffengebilden.

Alles das wird von den Flammen grell beleuchtet, während die weiter rückwärts liegenden Parthien, wohin sich die von den Flammen erschreckten Eulen zurückziehen, noch im Schatten liegen und allerlei Geheimnisse ahnen lassen. Häufig werden beim Eintritte der Fremden die Fledermäuse lebendig und schweben wie böse Geister über den Köpfen der Besucher.

In der Umgegend giebt es noch andere Höhlen, die aber weniger bekannt sind.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist der an der Strasse nach der Karthäuse liegende ungeheure Brunnen, der Pozzo di Santulla, eine runde



Ohreule.

Oeffnung im Boden, die einen Umkreis von etwa eintausendfünfhundert Schritten hat und ungefähr hundertfünfzig Fuss tief ist. Man steht vor demselben, wie vor einem Räthsel und begreift nicht, wie er dahin gekommen. Dieser gewaltige Schacht ist nicht von Menschenhänden ausgegraben oder ausgebohrt, sondern durch die Natur entstanden. Jeder, der ihn sieht, fragt sich wie, und die Umwohner haben eine legendenhafte Erzählung für die Entstehung:

„In alten Zeiten war der Pozzo eine Drescherterrenne, die eben so hoch lag, als die übrige Erdoberfläche. Die Leute hatten sich allmählich von Gott abgewendet und achteten nicht mehr der Sonn- und Feiertage. So geschah es, dass sie am Feste der Assunta der heiligen Jungfrau ihr Getreide droschen, anstatt in die Kirche zu gehen.

Da kam die Strafe des Himmels über sie: Die Tenne, mit Allem, was darauf war, versank plötzlich in die Tiefe, und so entstand der Brunnen.“

In dem tiefen Grunde dieses Brunnens sieht man einen Wald von Baumwipfeln und Schlinggewächsen, ähnlich einem grünen Aquarium in einer Glaslocke, nur tiefer, grösser und inhaltreicher. Ueber die Bäume steigen mehr als dreissig Fuss hoch allerlei blühende Ranken empor, welche nach der Oberwelt verlangen, dieselbe aber niemals erreichen. Ueber den Blüthen und Zweigen schweben beständig buntfarbige Schmetterlinge, welche aus den Kelchlein ihre Nahrung nippen. Auch eine Schaar von muntern Vögeln hüpfet und flattert in diesem versunkenen Zauberwalde umher und sind sicher, dass sie von den verrätherischen Händen der Vogelsteller niemals erreicht werden. Ob noch andere Thiere als Vögel, Insekten und Reptilien dort unten sind, zwischen den

Stämmen der Bäume umherwandeln und an ihnen hinaufklettern, ist nicht ganz sicher, obschon es von den Umwohnern behauptet wird.



Die Wände des gewaltigen Brunnens mit ihren tropfsteinähnlichen Gebilden sind ebenfalls nicht ohne Leben. Zwerggeichenbäume, blühende Ginster, Mastixsträucher und schillernde Blumen steigen in buntem Farbenglanze an dem Gestein herab, öffnen ihre Kelche, reifen ihre Saamen und streuen dieselben in die Tiefe, wo sie von neuem aufgehen und den Zauberwald ewig jung erhalten.

Das Gestein der Wände übt, wo es nicht von Blumen und Gesträuchen bedeckt ist, eine malerische Wirkung aus, denn es zeigt die mannigfaltigsten Farben: roth, blau, silbergrau, gelb und schwarz.

Und nun ist dieser Wunderbrunnen noch ausserdem von grossartigen, wilden, hoch aufsteigenden Felsenhöhen umgeben, so dass man das Ganze wie ein ungeheures Naturamphitheater, auf dem der Schöpfer den staunenden Menschen Vorstellungen giebt, ansehen kann.

1.20 Veroli

ist eine Felsenstadt, welche ungefähr fünf Miglien von Alatri entfernt liegt, und in deren engen, gebundenen Strassen die kleinen Häuser mit ihren offenen Galerien einen sonderbaren und fremdartigen Anblick bieten. Ueberall werden Wassermelonen von vorzüglicher Güte und andere Früchte um einen Spottpreis feil geboten. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit der Teppichweberei und befinden sich dadurch und durch die Fruchtbarkeit des Bodens in einem angenehmen Wohlstande.

Veroli, das antike Verulä, gestattet eine prächtige Aussicht auf die Umgebung, besonders auf C'eprano und Arpino.

Verfolgt man die Strasse, so gelangt man nach



Wassermelone.

Isola, einem Städtchen mit viertausendachthundert Einwohnern, welches auf einer Insel im Liris liegt. Der Ort, in welchem eine rege Fabrikthätigkeit herrscht, klettert sehr malerisch an dem hohen Kalksteinfelsen hinauf, welcher den Fluss theilt und in der Stadt einen prächtigen Wassersturz bildet. Die ganze Insel ist von schönen Bäumen eingefasst.

Von hier gelangt man durch einen Bergwald von schönen Olivenbäumen nach Arpino, einer Stadt von eilftausendfünfhundert Einwohnern, der Geburtsstätte des Marius. Die Strassen sind enge, doch herrscht in der Stadt und Umgegend Wohlstand. Die Altstadt mit der Arx ragt neben der Höhe der Stadt empor, wo man noch die cyclopische Mauer aus dem Allerthume sieht, sowie ein uraltes, aus schweren Blöcken aufgebautes Thor. In dieser Altstadt ist nicht allein Marius, sondern auch Cicero geboren; die Bewohner sind in hohem Grade stolz und sprechen gern davon. Fast ebenso hoch rechnen sie sich's zur Ehre, dass der Maler Giuseppe Cesari, von dem sich eine Madonna im Dom befindet, hier zur Welt kam.



Die Eisenbahn, zu der wir nach diesem Ausfluge zurückkehren, führt von Ferentino nach der Station Frosinone.

Die Stadt liegt eine halbe Stunde von der Bahn entfernt auf der Höhe und wird von der Cosa benetzt. Sie hat neuntausend Einwohner und ist die alte Volskerstadt Frinsino. Im Jahre 304 v. Chr. wurde es von den Römern erobert, hat aber außer den Resten eines großen Amphitheaters nur

wenig Spuren aus dem Alterthume aufzuweisen, dagegen ist die Lage ausgezeichnet schön.

Ceccano liegt romantisch am Gebirge und hat schöne Gebäude aufzuweisen. Die Mauern sollen im Jahre 537 vom Papste Sylverius I. aufgeführt worden sein. In der Nähe lag die alte Stadt Fabrateria, aus der man eine Menge von Inschriften hiehergebracht hat. Das Thal des Sacco, an dem sie Stadt liegt, verengt sich hier, ist aber außerordentlich malerisch.

1.21 Ceprano

Die Stadt Ceprano liegt eine halbe Stunde von der Bahn entfernt und zwar in dem Gebiete, wo Manfred 1226 von seinem Schwager Richard von Caserta verrathen wurde.

1.22 Roccasecca

Diese Station liegt in sehr schöner Umgebung; links am Hügel das Kastell, in welchem der berühmte Theologe Thomas von Aquino, ein Mann aus altadeligem Geschlecht, geboren wurde.

1.23 Aquino

Zur Römerzeit hieß die Stadt Aquinum und hatte einen bedeutenden Umfang, jetzt besteht sie nur aus einer langgestreckten Straße mit einem Kirchthurme.

Die Ueberbleibsel der alten Stadt liegen seitwärts. Außer den Ruinen der alten Mauern, Thürme und Thore zeigt man noch die Reste eines Tempels der Ceres, der Diana, eines Circus, eines Amphitheaters und zwei Gräber.

Hier wurde Piscenius Niger in niederm Stande geboren. Er schwang sich später zum Kaiser empor, wurde aber von Septimius Severus überwunden und enthauptet.

Auch Juvenal erblickte hier das Licht der Welt und zwar in einer Zeit, wo Rom von einer sittlichen Fäulniß ergriffen war. So fiel dem Dichter die fast eckelhafte Aufgabe zu, das Zeitalter des Claudius, Nero und ihrer Nachfolger in scharfen Satyren zu geißeln.

Tausend Jahre später wurde in dem nahen Kastell Rocca Secca (1224) der große Heilige und Gelehrte Thomas von Aquino geboren. Man kann sich kaum einen größern Gegensatz als Juvenal und Thomas, Angelicus genannt, denken.

Sein Vater war Graf Landulf, seine Mutter hieß Theodora Caraciolo, uns sein Oheim Landulf war Abt von Monte Casino. Schon mit fünf Jahren wurde er diesem Oheim zur Erziehung übergeben und blieb sieben Jahre bei demselben. Dann ging

er nach Neapel, wo er sieben Jahre lang Theologie studiert. In den Dominikanerorden eingetreten, setzte er seine Studien Anfangs zu Paris, dann in Köln bei dem Gelehrten Albertus Magnus fort. Später wurde er Professor in Neapel und starb in der Nähe seiner Heimath. Während seines Lebens führte er einen strengen und heiligen Wandel und tauchte tiefer als irgend ein Sterblicher, in den Schacht der theologisch-philosophischen Wissenschaft hinab.

1.24 S. Germano oder Casino

Die Stadt liegt in der Ebene, zehn Minuten von der Bahn. Sie war ehemals die alte Volskerstadt Casinum. Der Fluß, an dem sie liegt, hieß damals Casinus, jetzt Rapido. Antike Säulen sieht man noch in den Kirchen. Außerhalb der Stadt liegen die großartigen Trümmer eines Amphitheaters, etwas weiter ein großartiges Grabmal, welches jetzt in die Kirche bei Crocesisso umgewandelt ist.

Merkwürdiger, als die Stadt, in welcher M. Antonius seine wüsten Orgien hielt, ist das Kloster Monte Casino, wo der heilige Thomas erzogen wurde.



Wer einen rechten Genuß haben will, der scheue die anderthalb Stunden nicht und steige zu Fuße hinauf, denn bei jedem Schritte hat er die kostbarsten Aussichten.

Auf dem hohen Berge erhob sich früher ein Apollotempel, den der heilige Benedikt im Jahre 529 in ein Kloster verwandelte. On seinem Beginn bis heute war das Kloster stets eine Stätte der Wissenschaft und kann in dieser Hinsicht an die Spitze aller europäischen Klöster gestellt werden, Auch zeichneten sich die Mönche stets durch Gastfreundschaft aus, und sie gewähren noch jedem Fremden, soweit es Raum und Mittel erlauben, für eine Nacht unentgeltliche Aufnahme. Will man länger verbleiben, so zahlt man eine kleine Pension.

Beim Hinaufsteigen hat man nicht allein jeden Augenblick eine neue landschaftliche Schönheit, sondern man sieht auch die Landleute in ihrer

kleidsamen Tracht bei der Arbeit. Die Frauen tragen auf dem Kopfe das weiße, malerische Platttuch, blaues Mieder mit Achselbändern und blaue rothgesäumte und gestickte Schürze, einen dunkelrothen, nach vorn geschürzten Rock, darunter einen langherabhängenden grünen, welcher roth eingefäßt ist. Das Leinenhemd ist an den Armen und der Brust sichtbar, und den Hals schmückt eine Korallenschnur. An den Füßen tragen Männer und Weiber Sandalen von Büffelhaut.

Zu den palastähnlichen Gebäuden, die von unten einen wahrhaft großartigen Anblick gewähren, gelangt man, oben angekommen, durch ein langes, breites Gewölbe, welches durch die felsenartigen Mauern und an dem Madonnenbilde vorbeiführt, wo der heilige Benedikt seine erste Wohnung aufschlug.

Ueber einige Stufen gelangt man sodann in einen großen Arkadenhof, der noch mit zwei Seitenhöfen in Verbindung steht; in der Mitte des Hofes ist eine große, viereckige Cisterne, welche mit den Statuen des heiligen Benedikt und der heiligen Scholastika geschmückt ist.

Die Kirche steht auf dem obern Viereck, welches noch mit den Säulen des ehemaligen Apollotempels umgeben ist. Die Hauptthüre ist aus Erz gegossen und enthält mit silbernen Buchstaben ein Verzeichniß der Besitzthümer der Kirche. Das Innere ist reich an Marmor, Mosaiken und Gemälden. Der heilige Benedikt und seine Schwester Scholostika ruhen unter dem Hochaltare, und zu beiden Seiten desselben befinden sich Malereien.

Das Chor ist mit prächtig geschnitzten Stühlen, die Kapelle mit schönen Mosaiken versehen.

Zu beiden Seiten der Kirche schließen sich die großartigen Klostergebäude an.

Da die Mönche des Klosters sich von jeher mit Abschreiben von Büchern beschäftigten und selbst eine große Zahl von gelehrten Werken verfaßten, so ist die Bibliothek reich an kostbaren Handschriften. Das Archiv enthält etwa achthundert Urkunden von Kaisern Königen und andern hohen Häuptern und alle päpstliche Bullen, welche auf Monte Casino Bezug haben. Auch eine vollständige Handschrift des Dante ist dort vorhanden.

Das Kloster hat einen großen Theil seiner Einkünfte verloren, und da es von der italienischen Regierung auf den Aussterbeetat gesetzt ist, auch viele seiner Mönche, aber es ist noch immer ein Seminar zur Ausbildung von Geistlichen mit demselben verbunden.

Von allen Punkten des Klosters genießt man unbeschreiblich schöne Aussichten auf die Gebirge und in die Ferne. Wer Zeit hat, wird gern einige Tage im Umgange mit den Mönchen verleben, und wenn es angeht, einen Sonntag in seinen Aufenthalt ziehen, denn dann kommen von allen Sei-

ten die malerisch gekleideten Landleute herauf.

1.25 Teano

Die Gegend von Germano ist sehr malerisch und auf der Weiterfahrt hat man schöne Gebirgszüge.

Teano ist eine alte Stadt, welche am Fuße des ausgebrannten Vulkans Rocca Monsina liegt. Es giebt dort noch eine Menge Reste von antiken Gebäuden, ein verfallenes Schloß und eine moderne Kathedrale.

1.26 Capua

Zählt zehntausend Einwohner, ist eine starke Festung und Sitz eines Erzbischofes. Es liegt nahe der Bahn am linken Ufer des Volturno an der Stelle des alten Casilinum. Es erinnert uns durch sein Schloß und die wiederhergestellte Brücke über den Volturno an Friedrich II. Von den vielen Kirchen nennen wir zuerst die Kathedrale. Sie hat einen großen, viereckigen Vorhof mit antiken Gragnitsäulen. Die Kirche ist ein altchristliche Basilika mit vierundzwanzig, ebenfalls antiken Gragnitsäulen.

In der Unterkirche, die mit Marmorsäulen geziert ist, findet sich ein antiker schöner Sarkophag.

Auf der Piazza de' Gindici sieht man noch alte Inschriften. Wichtiger ist die Kirche S. Marcello, denn in dieser wurden longobardischen und normanischen Könige gekrönt.

1.27 S. Maria (Station und Gemeinde)

zählt achtzehntausend Einwohner. Die Basilika ist modernisirt, aber sehr prächtig, hat fünf Schiffe und zweiundfünfzig Säulen. An dieser Stelle stand früher das etruskische Volturnum; doch muß man Capua und S. Maria als zusammengehörig betrachten, da die Schicksale und Wechselfälle des einen auch die des andern sind. Durch Handel und Ackerbau schwangen sie sich bald empor, so daß man sagen kann, Capua war nach Rom die zweite Stadt Italiens, übertraf dieselbe noch an Luxus, Weichlichkeit und Vergnügungssucht. Doch die Samniter fielen stets in die fruchtbare Eben und suchten die große und reiche Stadt so lange mit kriegem heim, bis die Einwohner genöthigt waren, den Schutz der Römer anzuflehen und sich mit denselben zu verbinden.

Später erhob sich gegen eine solche Verbindung, in welcher Capua stets in zweiter Linie stand, die Volkspartei, wollte sich die abhängige Stellung nicht mehr gefallen lassen und trat

nach der Schlacht von Cannä mit dem siegenden Hannibal in Verbindung.

Vier Jahre lang ging das gut, aber die Römer, welche ihren Abfall und Verrath nicht vergessen konnten, zogen dann vor die Stadt, schlossen sie enge ein und drohten ihr den Untergang. Hannibal eilte selbst herbei, um ihnen zu helfen, wurde aber zurückgeschlagen. Da zog Hannibal, um die Belagerer zu nöthigen, ihm zu folgen, nach Rom; aber er hatte sich getäuscht; nur ein Theil des Heeres folgte ihm und der zurückbleibende setzte die Belagerung so lange fort, bis sich Capua ergeben mußte. Die Senatoren hielten das für eine so große Schmach, daß sich ihrer dreißig selbst den Tod gaben, ehe die Sieger einziehen konnten.

Die Römer nutzten ihren Sieg im vollsten Maße aus und handelten an der unterjochten wie Henker. Cäsar schickte eine Colonie hin und sorgte dafür, daß sie wieder aufblühte, aber während der Völkerwanderung und des Krieges mit den Saracenen wurde sie zerstört.

1.28 Caserta

Das an der Bahn liegende Schloß Palazzo Reale ist wegen seiner seltenen Pracht berühmt und wird von Neapel aus sehr häufig besucht. Es wurde 1752 von König Karl III. im reichsten italienischen Style erbaut und verträgt wohl eine Vergleichung mit dem Schlosse zu Versailles. Die Südseite des Gebäudevierecks ist zweihundertdreiundfünfzig Meter lang, einundvierzig Meter hoch und hat in jeder Etage siebenunddreißig Fenster. Die Höfe werden von einer Säulenhalle durchschnitten, in deren Mitte sich das Treppenhaus befindet.

Kostbar ist die Kapelle mit edeln Steinen und Säulen ausgeschmückt. Merkwürdig ist das Theater, weil es sechzehn korinthische Säulen von afrikanischem Marmor enthält, die aus dem Tempel des Serapis zu Pozzuoli hiehergeschafft worden sind.

Im Park sind prächtige Wasserwerke, die mit vielen Statuen geziert sind.

Die Stadt hat eilftausend Einwohner, ist sehr hübsch gebaut, hat große Paläste und prächtige Kasernen.

Von Caserta gelangt man nach Maddaloni mit einem großen, aber verfallenen Palaste und den Ruinen einer Burg, nach Canello und am Monte Somma vorüber nach Acerra und Casalnuovo, der letzten Station vor Neapel.

2 Neapel

2.1 Wohnung

Von den letzten Stationen hatten wir nur wenig gesehen, denn es begann bereits zu dunkeln, und als wir in den Bahnhof von Neapel einfuhren, war es nicht allein völlig Nacht, sondern es rauschte auch ein strömender Regen herab, so daß wir nicht daran denken durften, noch am Abende etwas von Neapel zu genießen.

Herr von Schachtmeyer hatte vorgeschlagen, im Hôtel de Geneve abzusteigen, denn dieses war sowohl im Reisehandbuche, als auch von Bekannten sehr empfohlen. Mir hatte man ein anderes angerathen, aber ich fügte mich den Stimmen meines Reisegesellschafters und seiner Gattin. So ließen wir denn unser Gepäck auf den Omnibus dieses Gasthofes laden und stiegen selbst hinein. Die ganze Procedur dauerte etwas lange, denn der Gasthof wurde auch noch von andern Reisenden in Anspruch genommen, und diese hatten eine Menge von Gepäck bei sich. Endlich rollte das Fahrzeug doch von dannen, während der Regen immer heftiger auf das Verdeck niederprasselte.

Von den Häusern konnten wir nicht sehen, denn es herrschte außer dem Regen noch ein starker Nebel, in welchen die Gaslaternen kein Licht zu bringen vermochten. Nach einiger Zeit bemerkten wir, daß wir zur Linken viel Wasser hatten, und wir konnten uns denken, daß es der Golf sei, hatten aber doch keine Gewißheit darüber. Lange begleitete uns das Wasser, bis wir endlich wieder in die von Nacht umhüllten Straßen einbogen. Nach einer langen Fahrt hielt der Omnibus in der Strada Medina vor dem Hôtel de Genève stille und brachte uns, so hofften wir, in den Hafen der Ruhe.

Unsere Koffer (von mir kann ich nur sagen, mein Köfferchen), wurden herabgeholt und in dem breiten Thorweg niedergestellt.

Der Eingang war recht hell erleuchtet, und die Lorbeerbäume, welche auf den Treppenstufen standen, gaben dem Ganzen eine so freundliche Decoration, daß wir recht angeheimelt wurden.

Ich setzte mich also gleich mit dem Oberkellner in Verbindung und sagte ihm, was wir von Zimmern bedürften. Er hörte mich auch ganz freundlich an, und ich hielt die Sache schon für abgemacht, da floß von seinen Lippen die ganz unerwartete Antwort: „Monsieur, nous n'avons plus de place!“

Keinen Platz mehr; es war Nacht, wir waren hungrig und müde. Ich versuchte es noch einmal, ein Unterkommen, wenn auch ein bescheidenes,

für uns zu finden, und nun sagte der lebenswürdige Cameriere, daß er schon für uns sorgen würde.

Mehr konnten wir nicht verlangen, und so schritten wir denn mit fröhlichen Gemüthern zwischen den Lorbeerbäumen hindurch die Treppe hinauf zum Speisesaale, wo wir, weil das Mahl sich bereits seinem Ende nahte, an einem besondern Tischchen Platz nahmen und Essen und Trinken bestellten.

Da wir am Tage nicht besonders lucullisch gelebt hatten, so mundete es uns vortrefflich und wir fanden auch den Wein so vorzüglich, daß wir ein paar Foglietten mehr tranken, als gerade nothwendig war. Fröhlich gestimmt und auf die Freuden des folgenden Tages hoffend, wünschten wir nun zu Bette zu gehen.

Der Cameriere wiederholte uns, was wir schon einmal vernommen hatten, nämlich, daß letzte Stübchen im Hôtel sei gefüllt, aber er werde uns in der Dependenz unterbringen. Das hatten wir nicht erwartet, denn ein solcher Appendix zu einem Gasthof läßt in der Regel sehr viel zu wünschen übrig. Ich hatte es eigentlich nur ein einzigesmal gut gefunden, nämlich an den Reichenbachfällen in der Schweiz. Indessen konnten wir nichts dagegen thun, denn es war schon spät und wir scheuten es, von einem Gasthofe in den andern zu laufen und uns vielleicht wegen Ueberfüllung noch einmal abweisen zu lassen.

Der Hausknecht führte uns über die Straße in eine schmale Gasse und hier in ein Haus, wo wir auf einer steilen Steintreppe eine unendliche Zahl von Stufen hinaufsteigen mußten, so daß uns der Athem ausging, ehe wir die halbe Höhe erstiegen hatten.

Vergebens war alles Protestiren; der Hausknecht, dem noch ein paar dienstbare Geister mit den Koffern folgten, erklärte uns, daß auch hier nur noch zwei Stuben offen seien und daß andere Gäste dieselben sofort belegen würden, wenn wir zögerten. Wenn wir nicht auf den Straßen von Neapel schlafen wollten, so mußten wir weiter steigen.

Endlich kamen wir da an, wo die immer steiler werdende Himmelsleiter noch einen hölzernen Aufsatz hatte, der zum Speicher führte.

Ich fügte mich stillschweigend in das unabänderliche Schicksal und trat in mein kleines Zimmer, wo ich mich sofort in's Bett versenkte; Herrn von Schachtmeyer aber hörte ich noch eine geraume Weile wettern, bis mir die Augen zufielen.

Als ich Morgens erwachte, war es noch ganz dunkel, aber meine Repetiruhr sagte mir, daß es bereits acht Uhr sei. Da eine furchtbare Atmosphäre mein Zimmer erfüllte, so zündete ich Licht an, um das Fenster zu öffnen, das aber war eine Unmöglichkeit, denn ich hätte eine Leiter haben müssen, um daran zu kommen. Oeffnen ließ es sich überhaupt nicht, hätte auch nichts genützt, denn es ging auf einen dunkeln Gang hinaus.

Um nicht zu ersticken, riß ich die Thüre auf und kleidete mich so rasch als möglich an. Kaum war ich fertig, so kamen meine Reisegefährten, die unter ähnlichen Misere die Nacht schlaflos zugebracht hatten. Mit der steten Absicht, uns ein Unterkommen im Hôtel zu erzwingen, verließen wir das Haus und traten auf die Gasse, welche ziemlich steil bergan führte und an deren Ausgang wir auf den Berg schauten, auf welchem das Kastell S. Elmo liegt.

Die Gasse selbst gewährte einen höchst sonderbaren Anblick, denn die Häuser waren himmelhoch und ließen dem prächtigen Sonnenscheine, der über Neapel lag, nicht viel Platz. Vor jedem Fenster war ein kleiner, mit eisernen Stäben eingefriedeter Balkon und auf allen diesen Balkonen hing Wäsche zum Trocknen. Auf einigen Etagen waren sogar Leinen quer über die Straße von einem Hause zum andern gespannt; sie trugen ebenfalls Wäsche, meistens Strümpfe in allen Farben.

Nicht sehr erbaut von diesem ersten Anblicke Neapels, gingen wir zum Frühstücke, wo wir zugleich mit dem Kaffee das niederschlagende Pulver erhielten, uns mit der Dependenz begnügen zu müssen.

Herr von Schachtmeyer, welcher in solchen Dingen etwas kurz angebunden war, forderte sogleich die Rechnung und da sie über Gebühr hoch war, so erklärte er, daß wir auf Hôtel und Nebenhôtel verzichteten.

Wir beiden machten uns nun auf die Suche nach einem neuen Unterkommen, und da wir der gnädigen Frau eine solche Kreuz- und Querfahrt nicht zumuthen konnten, so ließen wir sie einstweilen im Hôtel und rollten in einem Wagen von dannen.

Der Vetturin rieth uns, nach der Strada S. Lucia zu fahren, wo man in einem Hôtel garni immer Privatwohnungen haben könne, die auch billiger seien. Nach unserer etwas trüben Ankunft, Einfahrt und Nacht war die Morgenfahrt ein wahres Labsal. Der Regen hatte gänzlich aufgehört; der heiterste Sonnenschein spielte auf dem Golf und den Bergen, welche denselben umstehen, und der Himmel hatte ein so reines und klares Blau, daß wir ganz glücklich waren und an das überstandene Ungemach nicht mehr dachten.

Von Neapel, seinem Menschengewühle, seinen hohen Häusern und Palästen bekamen wir jetzt doch einen ganz andern Begriff, und je weiter wir

fuhren, desto wohliger wurde es uns um's Herz. Zum rechten Genusse kamen wir aber doch auch jetzt nicht, weil wir die Wohnungsfrage im Kopfe hatten, die so bald als möglich gelöst werden mußte.

Unser Kutscher war ein ganz netter Kerl, dem daran gelegen schien, uns die Fahrt angenehm zu machen, denn er zeigte uns Alles, was für einen Fremden Bedeutung hat, und gab uns nebenbei noch manchen guten Rathschlag für unsern Aufenthalt in Neapel.

Ihm verdanken wir auch den Rath, im Hôtel New York nachzufragen. Es sind dieses zwei zusammengehörige palastähnliche Häuser, aus denen man einen prachtvollen Blick auf das Meer hat.

Im ersten dieser beiden Häuser sagte man uns, daß noch heute einige Gemächer frei würden, und daß wir dieselben in Augenschein nehmen könnten. Wir stiegen also die Treppen hinauf, wo uns der Hausmeister in einem Gange eine Thüre öffnete.

Das Zimmer, in welches wir eintraten, war mit einem feinen, narkotischen Dufte erfüllt, wie ihn der beste türkische Taback zurückzulassen pflegt. Drei hübsche Damen, mit etwas braunen, aber niedlichen Gesichtern waren die Bewohnerinnen der Gemächer, und sie hatten sich offenbar dem Genusse einer Cigarette hingegeben, aber bei unserm Eintritte die verrätherischen Zeugen schnell entfernt. Wie uns der Hausmeister sagt, waren es die Frau und die Töchter eines rumänischen Ministers, welche eben im Begriffe standen, Neapel zu verlassen.

Man weiß, wie es mit dem Abreisen oft geht und welche Hindernisse dazwischen kommen können. Auf dieses Risiko wollten wir uns nicht einlassen und begaben uns deßhalb in das zweite Haus.

Wir gingen durch das kleine Thor in der Mitte eines großen und befanden uns in einem Hofe, an dessen Seiten sich Wirthschaftsräume und Pferdeställe befanden; gerade aus stieg die breite Steintreppe empor, und unter dieser lag die Wohnung für den Portier und seine Familie.

Der Portier war ein Schweizer, der deutsch sprach und eine überaus rothe Nasenspitze hatte. Woher diese rührte, konnten wir schon jetzt sehen, erfuhren es aber fast jeden Abend, wenn uns der trunkene Mensch beim Nachhausekommen das Thor öffnete.

Er führte uns die Treppe hinauf und zog auf dem ersten Flur, wo dieselbe mit einer Steinballustrade gegen den Hof abschloß, die Glocke. Bald kam die Eigenthümerin, eine ältliche, aber lebhaft Italienerin, in deren Gesicht noch die Spuren einstiger Schönheit sichtbar waren.

Außerst freundlich und ein wenig geschwätzig, stellte sie sich gleich mit uns auf einen bekannten Fuß, und ehe sie die Zimmer zeigte, wußten

wir schon, daß ihr Mann ein Deutscher war, der jahrelang krank sei und das Bett nicht verlassen könne. Mitunter sprach sie auch französisch und zwar sehr flüssig.

Ich fragte sie, ob sie keinen großen Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen finde.

„O ja,“ sagte sie, „ehe der Deutsche noch den Fuß gehoben, hat der Franzose schon die ganze Menuett getanzt.“

Sie machte das auch sehr anschaulich, indem sie erst langsam und beschwerlich das Füßchen aufhob und dann rasch ein paar Sprünge machte, wobei sie zierlich die Robe emporhob.

Die Zimmer, die sie uns nun zeigte, bildeten einen Flügel der ersten Etage. Der erste Raum war groß und mit Steinfliesen belegt, enthielt Küche, Commodity, Schränke und ein Bett für einen Koch oder eine Dienerin. Der zweite war ein großes, schönes mit Teppichen belegtes und wohlmöblirtes Zimmer mit Balkon, wo man das Meer überschauen konnte. Das dritte Zimmer lag ebenfalls an der Straße, und das Ganze konnte durch die äußere Thüre verschlossen werden. Der letztere Umstand bestimmte Herrn von Schachtmeyer hauptsächlich, dieses Quartier für sich zu nehmen, obschon es theuer war. Die Italienerin meinte, die Gemächer seien eigentlich mehr Werth, denn bis heute Morgen habe der Verfasser des berühmten Lebens Jesu, der Franzose Renau, dieselben bewohnt.

Ob das in der Folge wirklich ziehen wird, muß die Zukunft lehren; ich glaube es kaum, denn Zimmer, wo berühmte Persönlichkeiten gewohnt haben, giebt es in ganz Italien und Renau ist nicht einmal eine solche.

Als der Handel abgeschlossen war, rief die Dame, eine sehr dicke Frau, die Gattin des Portier herbei und sagte: „Angelina, Du wirst den Herrn und seine Gattin bedienen.“

Für mich hatte die Dame noch ein Zimmer auf der zweiten Etage; es lag freilich hinten hinaus und hatte nur den Blick auf eine Gasse, die zum Pizzo falcone hinaufleitet, aber es war auch billig und genügte vollkommen meinen Ansprüchen, da ich ja nur hier schlief.

Das war abgemacht; wir fuhren deßhalb zurück und holten die gnädige Frau; die uns schon mit Schmerzen erwartet hatte.

2.2 S. Lucia

Wir machten unsere Wohnung zum Ausgangspunkte unserer Wanderungen und haben damit nicht gerade den schlechtesten Anfang gemacht, denn von der Frontseite des Hauses genießen wir einen ganz reizenden Anblick auf den Golf, das gegenüberliegende Gestade mit den schönen Bergzügen, den Vesuv und einige Insel. An einem



schönen Tage ist dieses ein unvergleichlich romantisches Panorama, und man kann stundenlang dastehen, ohne des Schauens satt zu werden. Die Häuser, welche dem offenen Golfe gegenüberliegen, sind zum Theil hoch und stattlich, Paläste welche nach und nach in Privathände übergegangen sind, zum Theil allerdings auch niedriger und bescheidener; aber die Lage ist eine der schönsten in ganz Neapel.

Fast alle sind dem Geschäftsleben gewidmet; Café's, Restaurationen, Korallenläden und sonstige kleinere Magazine nehmen die Erdgeschosse in Anspruch, während oben meistens Fremde wohnen. Wie es in Italien überhaupt der Fall ist, rücken die Handwerker bis auf die Straße und treiben daselbst, unbekümmert um das Menschengewühl, ihre Geschäfte, und mitten auf der Straße rösten Weiber in einem rauchenden Feuer Pinenäpfel, die sie den Vorübergehenden zum Kaufe anbieten; andere braten in einer Pfanne Kastanien oder sie spazieren mit ihren Handelsartikeln von einem Ort zum andern und überbieten sich gegenseitig mit Geschrei. Bewunderungswürdig ist hier, wie in ganz Neapel, das schöne Lavapflaster, welches aus großen schwarzen Platten besteht, die sehr dauerhaft sind und es ermöglichen, daß die Straßen stets rein erhalten werden können.

Bei Regengüssen, die in Neapel allerdings sehr heftig sind, stürzt das Wasser freilich mit Macht die abschüssige Strada hinab, aber die oben vergitterten Kanäle, die an vielen Stellen von der Oberfläche der Straße zum Meere gehen, verschlingen es rasch, und wenn der Regen vorüber ist, sieht die ganze Straße wie rein gewaschen aus.

Da, wo das Hôtel di Roma mit seinen Bädern diesen Bogentheil des Golfes schließt, stehen eine

Reihe von Wagen zum Dienste der Fremden aufgestellt, deren Kutscher jeden anständig gekleideten Vorübergehenden rufen und ihm ihre Wagen anbieten oder ihm so dicht vor die Füße fahren, daß er für seine Zehen zu fürchten beginnt.

Der eine sucht den andern zu verdrängen und zu überbieten, so daß für den Fremden eine Art von Spießlaufen entsteht, aber sobald man einen gewählt hat, ist die Ruhe hergestellt.

Dicht an diesem Hôtel beginnt die Mauer, welche die Straße vom Meere abschließt. Ungefähr in der Mitte derselben haben sich die Fischhändler aufgepflanzt, welche vor ihren Buden und auf den Tischen die Früchte des Meeres (Frutti di Mare) zum Verkaufe ausgestellt haben.

Es lohnt sich sowohl für den Feinschmecker, als auch für den Naturforscher, hier eine Zeitlang zu verweilen. Die braunen Fischer preisen ihre trefflichen Austern und laden den Fremden zum Genuß derselben ein. In Körbchen übereinandergeschichtet, sehen die recht verlockend aus, viel verlockender, als anderswo; denn der Italiener versteht es, jedem, auch dem geringfügigsten Dinge etwas Appetitliches und Anheimelndes zu geben.

Der stereotype Preis der Austern ist eine Lira für zwölf Stück, und die schmecken so vortrefflich, daß man den Preis billig finden muß. Die Fischer holen sie meistens aus dem Lago de' Fusaro. Sie verdienen dabei nur wenig.

Läßest Du Dich herbei, von den kostbaren Meerfrüchten zu genießen, so ist der Verkäufer schnell bei der Hand, sie mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit zu öffnen, und er weiß sie so geschmackvoll auf dem Teller zu arrangiren und ihnen mit den Citronenstückchen einen so heitern Farbenschimmer zu geben, daß einem ordentlich das Wasser im Munde zusammenläuft.

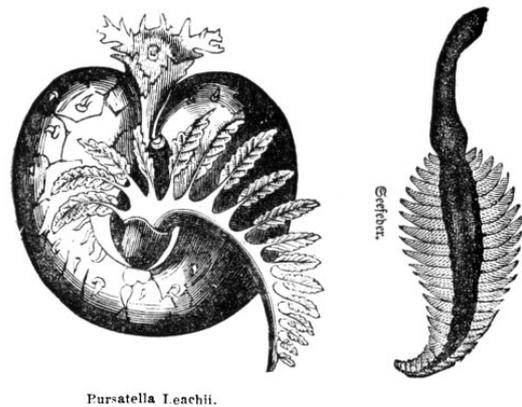
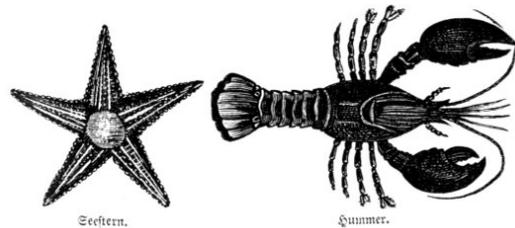
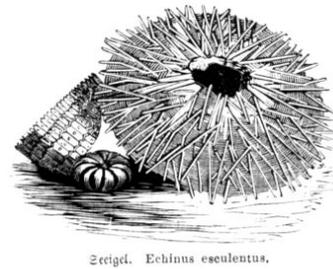
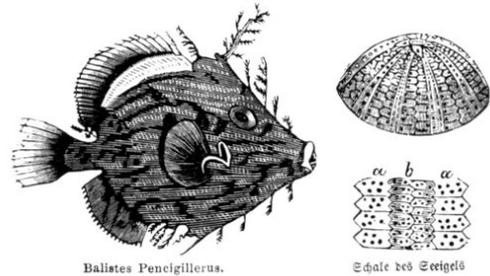
Hat man sich einmal den Genuß erlaubt, so kann man sicher sein, daß man täglich von demselben Manne sehr höflich eingeladen wird, von seinen Meerfrüchten zu kosten. Auch bringen sie dieselben gerne auf das Zimmer und sind immer äußerst artig und zuvorkommend.

Aber mit den Austern ist es nicht abgethan, es giebt da noch allerlei andere Meerbewohner, von denen der eine noch wunderlicher aussieht, als der andere. Da liegen auf den Tischen vor den Ständen, zierlich und geschmackvoll geordnet, Muscheln von allen Farben und Formen und dazwischen thun sich wunderliche Krebse, Seesterne, Seeigel, Meerkorallen etc. etwas zu Gute auf ihre bizarren Gestalten.

Ja, der Mensch, welcher stets auf dem trocknen Erdboden wandert, läßt sich nicht träumen, welche Wunder im Schooße des Meeres schlummern; hier aber hat er doch eine kleine Auslese, und wenn er Sammler ist, so findet er Gelegenheit, billig zu kaufen.

Viele von den Muscheln hat man schon Samm-

lungen gesehen, aber es ist doch ein unterschied, sie hier in allen Schattirungen, frisch aus dem Meere gekommen und oft noch die lebendigen Thiere beherbergend, betrachten zu können. Da liegen die Lazarusklappe mit ihren dicken Stachelschalen, die Venus- und Kammmuschel, die Keil- und Archenmuschel, die Porzellanmuschel in den verschiedenartigsten Schattirungen, die Kinkhorner, die Purpurschnecke, die Seescheide und viele andere.



Wer hier Studien machen und dafür einiges Geld ausgeben will, der braucht sich nur vertrauensvoll an einen dieser Fischhändler zu wenden, so wird er ihm Alles verschaffen, was das Meer an sonderbaren Gebilden enthält; selbst den Pau- piernatilus, Dintenfische, Quallen und Salpe kann er in menge einkaufen.

Von der Mauer führt eine Treppe hinab an den Golf, wo sich eine in's Meer reichende, schön gepflasterte Terrasse befindet. Hier liegt ein Theil der hübsch bemalten Barken auf dem Trocknen. Zwischen und in denselben liegen die Fischer, bessern ihre Netze aus, rauchen ihre Thonpfeifen oder schlafen. Ein Fremder wird sofort von zehn Seiten bestürmt, ob er eine Barke zu einer Meerfahrt, nach Ischia, Sorrento, Bajä etc. haben will. Jede dieser stattlichen, kecken Gestalten mit den blitzenden Augen, der rothen Beutelmütze und dem blauen Hemde rühmt sein Fahrzeug, seine Kenntniß der verschiedenen Orte, die Stärke seines Armes und die Unerschrockenheit seines Muthes. Scherz lieben sie übe alle Maßen; sind niemals verlegen um treffende, witzige Antworten und lachen mit dem Fremden, als ob sie ihn von Kindesbeinen an kännten.

Am Abend kann man dort Volksstudien machen; dann wird hier gefaselt und gezecht. Auf den Steinplatten der Terrasse brennen eine Menge Feuer, die mit Lorbeerholz genährt werden und wo in fortwährend siedenden Kesseln Maccaroni gekocht werden.

An Abnehmern fehlt es nicht, denn Jung und Alt liebt diese Speise mehr, als die größten Leckerbissen. Der Neapolitaner von geringem Stande hält wenig auf Comfort und Gemächlichkeit. Mit Vergnügen überläßt er die Tische und Stühle den Fremden, welche gekommen sind, um das Volksleben anzuschauen. Die Wand eines Bootes, die Mauer, der nackte Stein ist ihm als Sitz und Lager ganz willkommen, und wenn er nicht sitzen und liegen kann, so ist er auch stehend und springend zufrieden.

Unaufhörlich werden die Kessel umlagert und die Maccaronikocherinnen haben nicht Hände und nicht Teller genug, um alle zu bedienen.

Haben die Matrosen, die Arbeiter, die Fischer und die hungernden Buben nach langem Warten einen Teller erwischt und die Kupfermünze dafür bezahlt, so treten sie bei Seite und oder werden sich auf den Boden. Um eine Gabel sind sie nicht besorgt, denn der liebe Gott hat ihnen an jede Hand eine mit fünf Zinken gegeben. Mit dieser greifen sie in den Teller, beugen den Kopf hintenüber und lassen sich die ellenlangen Nudeln aus der Höhe in den Mund gleiten. Gewöhnlich stellen sie den Teller zwischen die Beine, und wenn die eine Handvoll verschwunden ist, kommt eine neue an die Reihe. Ist noch Geld vorhanden, so wird flugs ein neuer Teller gekauft und diesem eben so geschwinde der Garaus gemacht, denn Maccaroni mit Liebesapfelsaft und Parmesankäse ist die Nationalspeise, und ich glaube, daß sich ein richtiger Neapolitaner den Himmel nicht ohne brodelnde Maccaroni-Kessel vorstellen kann. So genügsam sie im Essen und Trinken sonst zu sein pflegen, so können sie von diesem Gerichte

doch unglaubliche Massen vertilgen.

Wer keinen Teller bekommen kann, ist deßwegen nicht rathlos, denn es verschlägt ihm nicht viel, wenn er auch seine Mütze nehmen oder sich niederbücken und die langen Maccaroniwürmer von den Stäben, auf denen sie wie Gärnstränge hängen, herabsaugen muß. Sie betteln auch niemals um ein Trinkgeld, sondern um Maccaroni oder per mangiare.

Die bessere Klasse und die Fremden sitzen an den Tischen und lassen sich anständiger bedienen oder speisen Austern, und trinken Eiswasser.

Kein Volk in der Welt ist vergnügter, als das neapolitanische, besonders, wenn es seinen Hunger gestillt hat. Mitten zwischen den Speisenden erhebt sich ein Sänger, spielt die Mandoline und trägt irgend eine Romanze vor. Es fällt Niemanden ein, ihn zu belächeln oder zu stören, Alle lauschen mit Vergnügen und wenn er geendigt hat, so tritt ein anderer an seine Stelle. Auch tanzt wohl ein Paar mitten in dem Gedränge, und man macht ihm gerne Platz. Das Vergnügen bleibt stets gesittet und anständig; wildes brüllen, wüsten Lärm und Händel kennt man bei solchen Gelegenheiten nicht.

In dem Gewölbe an der Terrasse entspringt die Schwefelquelle von S. Lucia, deren beliebtes Heilwasser von Mädchen und Frauen aus dem Brunnen geschöpft und mit lautem Rufen feil geboten wird. Die Gäste sitzen umher, trinken das Wasser und essen Kringel dazu.

Auch am Tage fehlt es nicht an muntern Scenen und oben an der Straße ist stets Abwechslung. Kehrt man das Gesicht dem Meere zu, so sieht man, wie die Barken in den Golf steuern, wie die Fischer mit ihrer Beute heimkehren, Taucher und müßige Burschen in's Meer springen, um Muscheln heraufzuholen oder den heißen Leib zu kühlen.

An den Häusern sieht man Frauen und Mädchen ihre Arbeiten verrichten, und das ist nicht auffällig, denn an warmen Tagen ist es viel angenehmer, in frischer Luft zu stricken, zu nähen, Gemüse zu reinigen u. dergl., als in den dumpfen Häusern, aber es setzte mich doch einigermaßen in Verwunderung, als ich zum erstenmale sah, wie ein hübsches Mädchen auf offener Straße sein schönes, langes rabenschwarzes Haar strahlte, und wie die Mutter am Boden saß, ihren Buben auf dem Schooße hatte und ihm etwas aus den wolligen Haaren las, was der Lateiner mit dem Namen „Pediculus“ bezeichnet. Die Kinder untereinander leisten sich ebenfalls diesen Dienst und weder den Jungen, noch den Alten fällt es ein, sich deßhalb vor den Fremden zu schämen.

Das kommt freilich nur in den untersten Ständen vor, und diese finden Alles, was ihnen bequem ist, auch natürlich. So laufen in den heißesten Tagen die Buben ganz nackt am Meere um-

her und springen vor den Augen der Vorübergehenden in's Wasser. Sie finden auch darin nichts, und ich glaube, im Grunde genommen sind sie unschuldiger, als diejenigen, welche über ihr adämitisches Costüm erröthen und den Kopf herum-drehen.

Am Ende des Platzes neben dem Hôtel di Roma liegt die kleine Kirche S. Lucia, wovon Straße und Platz ihren Namen erhalten haben. Man findet sie am Morgen und Abend stets voll von Betern, und es sind besonders die Fischerfamilien, welche sich hier an den Himmel wenden, damit die Väter und die Brüder, welche ihr leben den trügerischen Wellen anvertraut haben, glücklich heimkehren. Daneben steht die Fontana del Gigante mit dem Sebeto, Tritonen und Delphinen.

2.3 Piazza del Plebiscito

Wendet man sich von der Kirche S. Lucia links hinauf, so hat man rechts die Straßenballustrade und sieht über diese hinweg in die tiefliegenden Höfe des Arsenal's, die mit Kanonen und Kugelpyramiden angefüllt sind.

In einer so paradisischen Natur wird man unwillkürlich zum Frieden und zur Menschenliebe gestimmt; diese Mordinstrumente wirken deßhalb sehr unangenehm auf das Auge und man wendet es gerne weg, um auf der linken Seite friedlichere und angenehmere Eindrücke zu bekommen. Dort sieht man einige Etablissements, in deren Schaufenstern sehr feine Arbeiten von rothen Korallen zum Verkaufe ausgestellt sind. Mit Freuden nähern wir uns denselben und empfinden den geheimen Wunsch, unsere Lieben in der Heimath mit einem solchen Kleinod zu beschenken, aber die beigesetzten Preise sind so enorm hoch, daß wir den Einkauf noch verschieben. Es hat ja noch immer Zeit.

Die Piazza del Plebiscito ist der größte und schönste Platz in Neapel. Rechts liegt das königlich Schloß (Palazzo Reale), an der linken Seite der Palast des Prinzen von Salerno, gerade aus die Forestiera und im Hintergrunde, dem königlichen Schlosse gegenüber, in einem Halbkreise die Kuppelkirche S. Francesco mit ihren Säulengängen.

Auf dem Platze stehen die Reiterstatuen Karl's III. und Ferdinand's I. von Bourbon, beide recht schön.

Der Platz hatte früher eine viel kleinere Ausdehnung und einen großen Theil des Raumes nahmen vier Klöster ein, die aber im Jahre 1810 weggeschafft wurden. Erst im Jahre 1860 bei der allgemeinen Abstimmung erhielt er den jetzigen Namen, aber das Volk nennt ihn noch immer Largo del Palazzo Reale.

Dieser Platz ist den ganzen Tag belebt; die Fremden, welche nach S. Lucia wollen, müssen

hier vorüber, und zwischen der Stadt am Meere und der Stadt am Gebirge ist überhaupt ein sehr reger Verkehr. Kommst Du am Morgen, so kannst Du sicher sein, daß Du von einem oder einigen wandernden Schuhputzern angerufen wirst. Mögen Deine Stiefel blank oder kothig sein, sie wissen Dir die Nothwendigkeit einer Verschönerung klar zu machen. Schon steht der Stuhl, der in seinem Innern alle nothwendigen Utensilien beherbergt, vor Dir, und Du setzest Dich, von dem Geplauder des Mannes oder des Jünglings belustigt nieder. Sogleich kniet er vor Dir auf das Pflaster, ergreift Deinen Fuß, setzt denselben auf eine kleine hölzerne schiefe Ebene, nimmt in jede Hand eine Bürste, welche von einem Lederriemen über dem Handrücken festgehalten wird, und beginnt seine Arbeit. Es geht ihm flink und kräftig von der Hand, die Operation ist in ein paar Minuten vollendet und die Stiefel sind so blank, daß man sich darin spiegeln kann.

Nun nimmt der Mann eine Kleiderbürste hervor, die niemals mit der Wichse in Berührung gekommen und reinigt Dir auch noch Rock, Hose und Hut. Die ganze Dienstleistung wird mit ein paar Bajocchi bezahlt, aber dieser Erwerb bringt im Laufe des Tages dennoch ein Erkleckliches ein, weil der Mann sofort seine Dienste einem Andern anbietet und nicht ruht, bis Alles, was in Neapel herumläuft, blank ist.

Es ist mir angenehm, diesen Leuten das Zeugniß geben zu können, daß sie auf ihr Gewerbe stolz sind und es sich selbst nicht verzeihen würden, eine schlechte Arbeit gemacht zu haben.

Jeden Augenblick werden dir von Mädchen und Frauen Blumen angeboten, und wenn du nicht kaufen willst, so geschieht es wohl, daß man dir lachend und scherzend ein Blümchen in's Knopfloch steckt und unbeleidigt weiter geht. Auch das ist ein Vorzug des italienischen Volkes, daß es nicht leicht frech und brutal wird. Wer einen Vergleich ziehen will, der erinnere sich, wie die kölnischen Marktfrauen das ganze Register ihrer Schimpfwörter erschöpfen, wenn ihnen ein zu niedriges Gebot gemacht wird. Das kennt der Italiener nicht; er lächelt nur und bleibt gleich freundlich; selbst der Bettler, der sich in seiner Erwartung getäuscht sieht, sagt dem zurückweisenden Fremden in der höflichsten Art Lebewohl.

Hinter dem Platze steigt allmählich die Anhöhe zum Pizzo Falcone und man kann einen Theil derselben auf gemächlicher Treppe hinaufgehen.

Treten wir nun in die Kirche S. Francesco di Paolo.

Sie ist noch neu und steht gleichsam als Ersatz für die vier abgebrochenen Klöster da. Ferdinand I. ließ sie im Jahre 1817 beginnen, und sie wurde in vierzehn Jahren vollendet. Mit dem Pantheon in Rom, von dem sie eine Nachahmung ist, kann sie nicht wetteifern, obschon der Bauherr es nicht

am Gelde fehlen ließ. Die Kirchen Neapels können überhaupt mit den Kirchen in Rom nicht concurriren, doch sieht man viel Schönes und Tüchtiges und auch S. Francesco hat ihre Vorzüge.

Die Vorhalle ist im jonischen Style erbaut und hat sechs Säulen und zwei Pfeiler. Die Kuppel im Innern wird dreißig korinthischen Marmorsäulen getragen, und der Altar, welcher aus der Kirche S. S. Apostoli hiehergebracht wurde, ist ganz von Jaspis und Lapis Lazuli. Die Kirche ist außerdem reich an Statuen und Gemälden von neuern Künstlern.

Auf mich machte sie, im Ganzen genommen, deßwegen keinen günstigen Eindruck, weil mir der Vergleich mit dem Pantheon fortwährend in den Sinn kam.

2.4 Palazzo Reale

Dieser königlichen Schloßkirche gegenüber liegt das königliche Schloß, breit, groß und schön, in edlem Style. Der Vicekönig Graf von Lemos ließ dasselbe im Jahre 1600 nach einem Entwurfe des berühmten Baumeisters Domenico Fontana beginnen, und er schuf ein Prachtwerk, welches leider durch den Brand von 1837 sehr beschädigt wurde und in Folge dessen neuere Restaurationen erhalten hat, die zum ersten Entwurfe weniger passen.

Vor dem Thore gehen die italienischen Schildwachen auf und ab, welche jetzt denselben Dienst verrichten, wie ehemals die Schweizer. Sie sind schöner gekleidet, aber daß es besser geworden, seitdem die Unita Italia fertig geworden, kann man nicht sagen. Die Neapolitaner haben so viele Dynastien gehabt, daß sie eine jede ertragen und über jede raisonniren, aber den leichtlebigen Charakter lassen sie sich von keiner nehmen, und sie können es auch nicht, denn die lachende Heiterkeit der Natur macht auch die Gemüther lachen.

Wenn die königliche Familie nicht anwesend ist, erhält man leicht die Erlaubniß zur Besichtigung des Schlosses. Der uniformirte Portier hilft dazu, indem er zu einem beamteten fährt, er einen Permesso ausstellt, mit dem man auch noch einige andere königliche Schlösser außerhalb Neapels besuchen kann.

Auf der Gartenterrasse, wo ein großer Marmortisch steht, hat man eine prächtige Aussicht auf den Hafen und das tiefliegende Arsenal. Noch schöner ist der Blick aus dem reizenden Garten, denn dort überschaut man das Meer und die in der Ferne liegenden blauen Inseln.

Auf einer wunderschönen Treppe gelangt man dann in die Gemächer des Schlosses, wo man viele schöne Gemälde und Stuckarbeiten zu sehen bekommt. Eine der größten Merkwürdigkeiten ist die Wiege, welche die Stadt Neapel der Prinzessin

Margarethe zum Geschenke machte; sie ist über und über mit Schildpatt und Perlen geschmückt. In dem über allen Begriff prachtvollen Thronsaale sind kunstreiche Gobelins. Die Gemächer sind sehr reich an Kunstwerken der ersten Meister vieler Länder.

2.5 Teatro S. Carlo

Ich hatte so viel von diesem Theater, mit dem nur das Scalatheater in Mailand wetteifern kann, gehört, daß ich sehr begierig war, eine Vorstellung in demselben zu sehen, und kaum die Eröffnung der Saison erwarten konnte.

Nach langem Harren kam denn auch der Tag, wo es mit einer neuen Oper von Verdi eröffnet wurde. Wie verfügten uns sofort zur Kasse, aber das Haus war bereits ausverkauft, und wir mußte uns die Billete von einem Händler zu ganz enorm hohen Preisen verschaffen.

Den ganzen Tag über hatten wir schon gehört, der Abend sei für den Componisten bestimmt, aber wir wußten nicht, was dieser Ausdruck bedeuten sollte.

Abends begaben wir uns dahin und traten unter die Arkaden, wo die öffentlichen Schreiber sitzen, welche für Schreibensunkundige die Correspondenzen besorgen. Ich war erstaunt, wie viele Leute aus den niedern Klassen von diesem Institute Gebrauch machten. Hier flüsterte ein junges Mädchen, dessen Schatz sich auf der Korallenfischerei an der afrikanischen Küste befand, dem Schreiber ihre Herzensgeheimnisse zu; dort sagte ihm eine Mutter, was sie an ihr Kind in der Fremde geschrieben haben wollte, Männer und Jünglinge machten ihn ebenfalls zu ihrem Vertrauten, denn sie wissen, daß ihre Geheimnisse bei ihm wohl aufgehoben sind, daß er niemals verräth, was sein Feder niedergeschrieben.

Eine Menge von Menschen drängten sich unter den Säulen, und die Eingänge waren beständig von Herren und Damen vollgestopft.

Endlich gelangten auch wir in's Theater und befanden uns bald in einem sehr großen Raume, der unten und in den hoch übereinander aufsteigenden Logen so dicht mit Menschen besetzt war, daß man sich in einem römischen Amphitheater glaubte.

Die Beleuchtung ließ wahrlich nichts zu wünschen übrig, denn vom Boden bis zur äußersten Spitze war Alles Licht. Wir mußten einen ziemlich langen Weg machen, bis wir in die vordern Reihen und auf unsere Fautenils gelangten.

Noch war die Zeit des Anfanges nicht gekommen. Wir hatten deßhalb Muße, unsere Umgebung zu betrachten. Die Plätze zur ebenen Erde stiegen vom Orchester aus ganz symmetrisch nach hinten in die Höhe und zwar in einem so rich-

tigen Verhältnisse, daß Jeder eine ungehinderte Aussicht hatte und auch von einem etwas höhern Kopfe nicht beeinträchtigt wurde. Das brachte schon ein ganz angenehmes Gefühl hervor. Als wir uns umwandten, sahen wir all' die Hunderte von Köpfen etagenmäßig vor uns aufsteigen, so daß man Jedem in's Gesicht sehen konnte. So war es auf der rechten, so auf der linken Seite, so im Fond.

Die rechte Augenweide aber befand sich in den Seiten- und höhern Logen. Dicht gedrängt saßen an den Brüstungen die Damen und hinter ihnen die Herren. Einen größern Reichthum von glänzenden Costüms aus den kostbarsten Stoffen, von Korallen, Gemmen, Perlen und Edelsteinen habe ich niemals gesehen. Das leuchtete und schimmerte durcheinander, wie ein Meer von Licht, ohne die Augen zu blenden und zu verwundern. Einen größern Farbenreichthume, als in diesen Roben, Bändern, Blumen etc. entwickelt wurde, kann man sich nicht denken, aber es war in Allem eine Harmonie, wie man sie nur in Italien findet.

Und nun diese Gesichter, diese Augen, dieses Haar, diese Hände! Man kam auf den Gedanken, zu glauben, Italien habe eine Auslese unter seinen Schönen gehalten, und die Perlen derselben nach S. Carlo geschickt.

Da sah man Köpfe und Büsten von einer fremdartigen und überwältigenden Schönheit, Modelle zu den herrlichsten Kunstwerken. Doch es blieb uns nicht lange Zeit zur Betrachtung, denn aus dem Orchester rauschte die Ouvertüre, und sie wurde mit einer solchen Präcision gespielt, daß man sich unter musicirenden Seraphinen glaubte.

Ein Sturm der Begeisterung erhob sich am Ende; alle Hände waren in Bewegung, alle Kehlen schrien: „L'autöre, l'autöre, l'autöre!“

Das Geschrei war geradezu betäubend, und es ging nicht von einzelnen Gruppen, sondern von Allen aus. Die Neapolitaner sind schon im gewöhnlichen Leben Meister im Schreien, aber wenn der Enthusiasmus dazu kommt, geht es über allen Begriff.

Der Vorhang erhob sich und Verdi, der Autor, erschien mit Verbeugungen auf der Bühne. Der Mann hätte mir auf der Straße nicht den Eindruck eines berühmten Componisten gemacht, aber hier, wo er mit so vielen Kehlen gerufen wurde, konnte ich nicht bezweifeln, daß die schlichte Erscheinung Verdi war.

Kaum ließ er sich sehen, so ging der Lärm wieder los und es dauerte fast fünf Minuten, ehe sich der Vorhang senkte. Aber die Menge war damit noch nicht zufrieden. Eine Stimme gab das Zeichen zum Wiederbeginne, und „l'autöre, l'autöre“ schallte es abermals durch das Haus, bis Verdi zum zweitenmale erschien.

Nun begriffen wir, was es heißen wollte: „Der

Abend gehört dem Componisten.“ Aber wir fanden uns in der Vorstellung, die Ovation habe damit ihr Ende erreicht, sehr getäuscht, und sollten erst kennen lernen, was es heißt, wenn der Italiener seine Künstler ehren will.

Die Oper nahm ihren Anfang und es waren vortrefflichste Kräfte, welche mitwirkten, so daß auch uns das Herz warm wurde und wir gerne diesen hervorragenden Leistungen unsere Anerkennung zollten, aber die Neapolitaner ehrten heute nicht die Sänger, sondern den Componisten. Wenn eine schöne Stelle kam, ging das Rufen „l'autöre!“ wieder los, und wenn Verdi nicht sogleich auf der Bühne erschien, steigerte es sich und wuchs lawinenartig an. Es war kein Rufen mehr, es wurde ein Kreischen, Toben, Ueberschlagen der Stimmen; die Töne waren oft so wild und sonderbar, daß sie eher wie eine Drohung klangen. Dabei sprangen die Beifallspender von ihren Sitzen auf, trommelten mit den Füßen, wurden kirschroth im Gesichte und machten Miene, als ob sie die Bühne stürmen wollten.

Ein paarmal wurde mir ganz angst und bange, denn dieser Lärm hörte sich in der That gefährlich an. So muß es gewesen sein, als die Fischer nach del Carmien zogen und der Pöbel sich mit ihnen verband, um die Thürme zu stürmen. Wie eine Volksrevolution, die sich aus den entfernten Stadtregionen nach dem Palazzo reale wälzte und mit wildem Geschrei Thron und Leben forderte, so donnerte dieser Applaus, bei dem ein Fremder geneigt war, den Kopf in den Rockkragen hinabzutauchen. Wenn Verdi kam, erreichte der Lärm seine Höhe und wenn man ihn lange genug mit dem Geschrei gemartert hatte, konnten die Darsteller weiter singen.

Dreiundvierzimal wurde er bei offener Scene gerufen, und am Schlusse erhielt er noch eine Hauptovation. Es fehlte nur noch, daß sie ihn auf die Schultern nahmen und durch die Stadt trugen. Vielleicht ist auch dieses geschehen, ich muß es fast annehmen, habe aber nichts davon gesehen.

Ich möchte dem Leser gerne eine lebendige Vorstellung von diesem Enthusiasmus geben, aber ich bin nicht dazu im Stande, denn ich müßte den Meeressturm, den Donner, das Geräusch der stürzenden Cascaden, das Heulen des Windes und das Gepolter der Schlacht miteinander zu verweben verstehen, um dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Ein deutscher Componist, und wäre er der eitelste und gefallsüchtigste gewesen, hätte diesen Triumph nicht ausgehalten, selbst Verdi schien zuletzt nur noch mit Widerstreben aus den Coullissen zu tauchen, aber ich glaube, sie hätten ihn aus lauter Enthusiasmus in Stücke gerissen, wenn er sich nicht präsentirt hätte.

Müde und abgESPANNT, toll im Kopfe und wir-

belig in den Beinen verließen wir spät in der Nacht das Theater, um in einem Restaurant auf dem Toledo unsere Glieder zu rasten und unsere hungrigen Mägen zu stärken, aber auch hier hatte das Beifallsfieber noch nicht ganz ausgetobt. Die Gäste unterhielten sich noch immer von Verdi und seinem Werke.

Nach dieser Schilderung, die in der That nichts Uebertriebenes hat, setzen wir unsere Wanderung fort und haben gleich rechts neben dem Theater den schönen, aber kleinen Garten des Palazzo Reale, der hier an die Straße stößt und auf eine kleine Strecke einen Einblick gewährt. Vorn an der Straße stehen zwei bronzene Pferdebandiger, welche der Kaiser Nikolaus von Rußland dem Könige Ferdinand II. zum Geschenke machte. Gegenüber liegt die Piazza Municipio, welche im Volksmunde noch den alten Namen Largo del Castello führt. Vor demselben und an der breiten Straßenseite halten stets Omnibusse und Wagen, denn hier befindet sich einer der bedeutendsten Verkehrsknotenpunkte der volkreichen Stadt. Wer nach den Straßen des Molo, nach dem Toledo, nach S. Lucia und der Chiaja, nach der Eisenbahn, Portici etc. will, steigt hier ein. Ich habe schon einmal davon gesprochen, daß die Kutscher überall den Fremden ihre Fahrzeuge anbieten. Hier aber geschieht dieses in der übertriebensten Weise. Das Geschrei hat kein Ende, und jeden Augenblick schießen einige Wagen aus dem Haufen hervor und jagen den in der Nähe Stehenden vor die Füße, so daß sie ihre Zehen vor Pferdehufen und Wagenrädern in Acht nehmen müssen, aber diese Neapolitaner sind ebenso kunstgerechte Fahrer, wie die Londoner Cabmen; sie kommen haarscharf an den Fremden heran, ohne ihn zu berühren. Wiest man sie ab, so machen sie noch ein paar Versuche und kehren dann ohne Murren zurück. Beim folgenden Schritte ist gleich ein anderer zur Hand, und die Sache nimmt kein Ende, bis man aus dem Bereiche der Wagen heraus ist.

Willst du dich eines solchen bedienen, so mußst du vorher die Preise im Kopfe haben, und es ist gut, wenn du dem Kutscher sagst, daß du sie kennst, denn er ist stets geneigt, dich zu überfordern. Willst du eine größere Tour machen, so ist vorheriges Accordiren ebenso unerläßlich, wie bei uns. Die Kutscher pflegen ganz enorme Preise zu fordern, obschon das Fahren in Neapel nicht theuer ist. Wer mit ihnen umzugehen weiß, handelt den halben Preis herab, und sie schlagen zu, wenn es nur eben möglich ist.

Von diesem Augenblicke an betrachtet sich übrigens der Vetturin als den Diener desjenigen, der ihn erworben hat. Er ist freundlich, mittheilungsbereit, auf den Nutzen seines Herrn bedacht und macht keine weitem Ansprüche, als die Ausbeutungen. Giebt man ihm ab und zu eine Cigarre oder ladet man ihn zu einem Butterbrode und

Glase Wein ein, so weiß er vor Dankbarkeit kaum, was er thun soll.

Sehr häufig geschieht es, daß noch ein oder zwei Leute hinten auf oder vorn auf den Bock springen. Man thut wohl, sich das allen Ernstes zu verbitten und sich nöthigenfalls an den Kutscher zu wenden, um sie los zu werden, denn sie haben es vielleicht auf den Regenschirm, den Plais oder gar den Koffer abgesehen. Der Vetturino kennt übrigens die meisten Kunden mit den langen Fingern, und da er es für seine Pflicht hält, den Fahrgast zu schützen, so ruft er in diesem Falle sehr energisch: „Signori, badate: Geben sie auf ihre Effekten acht!“

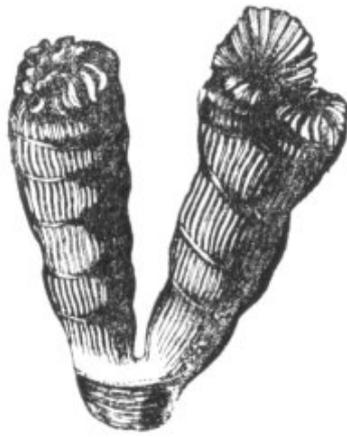
An der rechten Seite der Straße befinden sich Korallenmagazine.

Es giebt deren allerdings in der ganzen Stadt, und vielleicht schönere, als hier, aber es möge uns doch schon hier erlaubt sein, ein paar Worte über die Koralle einzuflechten.

Die Korallenstämme sind die kalkartigen Gehäuse von Polypenthieren, die sich dadurch fortpflanzen, daß die Jungen aus den Alten hervorwachsen, wodurch allmählich ein vielästiges, gesträuchförmiges Gebilde entsteht. Die Korallenstämme sind gleichsam das Skellet der kleineren Polypenthierchen; sie prangen in den verschiedensten und buntesten Farben und kommen in manchen Meeresgegenden so häufig vor, daß sie den Meeresgrund wie einen Buschwald überdecken und sich nach und nach bis zur Oberfläche des Meeres emporheben, wo sie die sogenannten Korallenriffe bilden und nicht selten der Schifffahrt gefährlich werden. Zuweilen sind sie sogar die Ursache zur Bildung von neuen Inseln. Ihre Arten sind unzählig, ihre Farbenpracht unglaublich. Wir nennen hier nur: die braunrothe Meeresanemone, die Rankenkoralle, die Pilzkoralle, die Augen-, Stern-, Labyrinth-, Dorn-, Dammhirschkoralle, die Hornkoralle, Venusfächer, Warzenorgonie, schwarze Koralle, die Meerpalme, die Holzkoralle, die rothe Edelkoralle.

Man findet sie fast in allen Meeren, auch im Golf von Neapel; bei Sorrent und in der blauen Grotte die Kelchkoralle, welche bis zum Wasserspiegel hinaufsteigt, im ganzen Meerbusen von Neapel die schönrothe Palma Marina und die gabelästige Meerreseda.

Zu Schmucksachen wird die rothe Edelkoralle am meisten verarbeitet. Sie findet sich um Sicilien herum und noch häufiger an den afrikanischen Küsten. Die Einwohner von Capri und die Fischer vom neapolitanischen Meerbusen, die sich mit der Korallenfischerei beschäftigen, machen gute Einnahmen und befinden sich einen Theil des Jahres an der afrikanischen Küste. Man fischt die Korallen mit Netzen, die mit zwei langen, kreuzförmig zusammengefügt Stangen versehen sind. Auf dem Kreuzungspunkt befestigt man einen schwe-



Ein Polyp aus dem Geschlecht
der Caryophyllia.

ren Stein, der das Netz bis auf die Korallenwand niederdrückt und die Maschen zwischen den Ästen der Korallen verwickelt. Beim Aufziehen brechen sie ab und bleiben zwischen den Maschen sitzen.

Ist die Ladung vollständig oder die Zeit der Fischerei vorüber, so kehren die Fischer heim, und die Korallen wandern in Neapel, auf Ischia, zu Torre del Greco etc. in die Fabriken oder in die Hände der Arbeiter, wo sie zu Ohrgehängen, Hals- und Armketten, Brochen, Knöpfen, Busennadeln und hundert anderen Schmucksachen verarbeitet werden. Von hier gelangen sie in die Magazine der Detaillisten, wo sie zu hohen Preisen verkauft werden. Der Preis hängt von der Reinheit, der Schönheit der Farbe, der Größe und der Seltenheit ab. Billig sind sie niemals; doch verkauft man eine nachgemachte Masse, die häufig sehr schön ist, zu niedrigen Preisen.

Nach den Korallen kommen die Gemmen, oft von bewunderungswürdiger Schönheit, und die Schmuckgegenstände aus Lava.

Jetzt folgt das Teatro Filarmonico, dessen grüner Zettel bei unserem Besuche lautete:

Oggi dalle ore 5 1/2 alle ore 8 1/2.

Si rappresenta dalla Compagnia Lupi
colle Marionette Torinesi una piacevole
commedia, fatica particolare dell'

Arlecchino.

Farà seguito il Nuovo Ballo in 6 Quadri
interessante Spettaculoso, col titolo
La Bella Elena.

- Parte 1. Le Nozze della bella Elena.
2. Il Banchetto Nuziale.
3. Il Tradimento e la Congiura.
4. Il rapimento.
5. L'assolto!

Quadro ultimo La bella Elena liberata.
etc. etc. etc.

Noch ein anderes ist da, das Volkstheater S. Carlino, wo der Pulcinello die Hauptrolle spielt. Hier wird in neapolitanischem Dialekt gespielt, und der Vortragende geberdet sich in demselben Genre, wie in Köln das Hänneschen. Es ist stets von der niedrigen Volksklasse gefüllt, doch geht auch Mancher aus den bessern Ständen hin, besonders Fremde. Auch wir hatten uns eines Tages hingewagt, um uns an den Puppen zu erlustigen. Wenn wir auch nur hin und wieder ein Wort verstanden, so lachten wir doch recht herzlich mit, denn die Gliederverrenkungen der Puppen und die Stimmmodulation war zu drollig.

Auf der linken Seite das Teatro della Fenice, früher ein Marstall. Es hat auch jetzt noch Etwas davon an sich. Wir wenigstens fühlten uns nicht wohl darin und gingen vor Anfang der Vorstellung wieder fort.

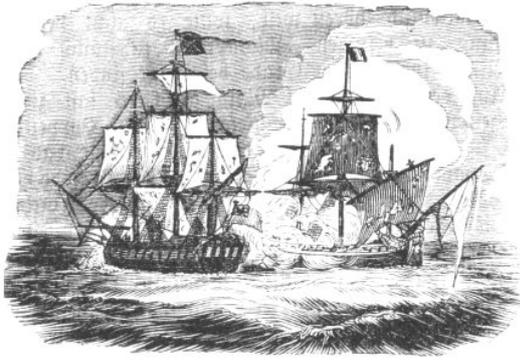
Hieran reiht sich der Palazzo Municipio, ein ungeheures Gebäude für Gemeindeangelegenheiten, welches aus verschiedenen Bauten entstanden ist. Von der Piazza aus kann man hineingelangen, doch hat es der Zugänge sieben, und steht auch mit der Via Toledo und S. Giacomo in Verbindung. In den Durchgängen sind eine Menge von Verkaufsbuden mit den mannigfaltigsten Gegenständen aufgestellt. Im Vestibul sind verschiedene Statuen.

2.6 S. Giacomo degli Spagnuoli

Man gelangt von der Piazza in die dreischiffige Kirche, in deren vierzehn Kapellen einige schöne Gemälde von guten Meistern enthalten sind; doch erwähne ich der Kirche hauptsächlich wegen des Grabmales eines Deutschen, des Hans Walther von Hirnheim, welcher Rath und Oberster Karl's V. und Philipp's II. war. Er starb im Jahre 1557. Die Inschrift ist in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßt. Letztere lautet:

Hans Walther von Hiernheim Bin ich gennandt,
Mit Eren füret Ich meinen Ritterstandt;
Des Kaisers Carl's Rath und oberster Ich was,
Seinen Sun philippsen Ich gleichermaas
Treulich dienet seine Land und Leut zu verfechten,
Zog herein mit 6000 Landsknechten;
Als sich aber der Krieg zu Friden verwandt,
Hab ich zu Jenzan (Genzano) mein Leben gewandt.
Der Körper ist hier zu der Erden bestadt,
Mein seel gott in gnaden aufgenommen hat.

Gegenüber schaut man die Strada del Molo hinab, an welcher rechts das gewaltige Kastell Nuovo liegt. Es entspricht jetzt nicht mehr seinem Namen; neu ist es schon lange nicht mehr,



te Hafen Porto Picolo, wo sich die Bootsführer aufhalten, die jeden Fremden anrufen und ihn zu einer Spazierfahrt auf dem Meere oder nach einer der Ortschaften, die den Busen umsäumen, auffordern. Hier herrscht überall ein buntes und bewegtes Leben. Geht man über den Damm, so gelangt man an das große Wasserbecken, wo die Schiffe aller Nationen vor Anker liegen. Von hier kann man nach jeder Richtung der Welt Passage nehmen. Täglich sieht man große Schiffe aus dem Norden und aus dem Süden ankommen, und es vergeht kaum eine Stunde, wo nicht ein Schiff nach irgend einer Gegend der Welt abfährt. Ich selber erinnere mich noch wohl der Stunde, wo ich von hier aus nach Palermo abfuhr und es kaum verwunden konnte, daß ich von dem schönen Neapel Abschied nehmen mußte.

Hier sieht man die mannigfaltigsten Schiffertrachten; dagegen nimmt das Nationalcostüm der Neapolitaner immer mehr ab. Sie kleiden sich reich und in den buntesten Farben, folgen aber im Uebrigen ganz der französischen Mode, wie das leider fast in allen großen Städten der civilisirten Welt der Fall ist. Hin und wieder sieht man noch bei den Fischern die rothe phygische Mütze und die rothe oder grün seidene Leibbinde. Einst gingen die Frauen schwarz, den Schleier auf dem bloßen Kopfe, über Nacken und Schultern herabfallend, jetzt sieht man das nur selten. Afrikaner, Griechen, Türken etc. müssen jetzt einen Wechsel in das Einerlei der Kleidung bring, und man ist froh, wenn man zur Abwechslung ein Mädchen vom Lande oder von den Inseln sieht, welches noch das weiße Kopftuch, das bunte Mieder und den rothen Rock in Ehren hält.

Wer ein buntes, bewegtes Leben sehen will, trete in die Strada del Porto, wo man stets, besonders gegen Abend ein großes Menschengewühl findet. Schon von Weitem verrathen die durchdringenden Gerüche, daß hier die Volksküchen aufgeschlagen sind. Ueberall wird auf offener Straße gekocht und gebraten; für wenige Centesimi kann man seinen Hunger an Kastanien, Macaroni, Fleisch- und Fischspeisen stillen; aber es gehört schon eine vorgeschrittene Verachtung der Reinlichkeit dazu, um aus den Händen dieser fett-

triefenden Köche und Köchinnen die Macaroni mit der Liebesapfelbrühe und dem Parmesankäse in Empfang zu nehmen, noch mehr, dieses Gericht zu genießen, denn wohl nirgends stehen Schmutz und Gestank in höhern Ehren, als hier. Der Neapolitaner der untern Volksklasse und der Fischer mit der rothen Beutelmütze sind dagegen abgehörtet, sie halten es mit dem deutschen Sprichworte: „Ein wenig Schmutz scheuert den Magen!“

Hier findet man in Masse diejenigen Leute zusammen, die man mit dem Namen Lazzaroni zu benennen pflegt. Der Fremde versteht darunter gewöhnlich einen Menschen, der den ganzen Tag in der Sonne liegt, keine Wohnung hat und vom Bettel lebt. Ob sie früher so gewesen sind, weiß ich nicht, aber die heutigen Lazzaroni sind nichts weniger, als das. Der Fischer, der Facchino, der Cicerone – sie faullenzen keineswegs, sondern sind stets zu jeder Arbeit bereit, die sie fleißiger, emsiger und geschickter verrichten, als die Nordländer. Sie sind auch durchaus keine Augendiener, sondern dem, der ihre Dienste in Anspruch nimmt, treu ergeben. Dieberei ist ihnen fremd. Freilich giebt es in Neapel Leute genug, welche einem das Taschentuch stehlen, die Effekten mausen und selbst Hut und Mantel nehmen, wenn sie können, aber das sind keine Lazzaroni, sondern Spitzbuben, wie man sie in Köln und London, in Regensburg und New-York und selbst auf den Jahrmärkten der kleinen Städte findet. Aber sie wissen, daß die Lazzaroni mit einem solchen Ruf belastet sind und protestiren deßhalb energisch dagegen, daß sie so genannt werden.

Kehren wir aus dieser Straße wieder an den Hafen zurück, so haben wir längs dem Quai einen angenehmen Spaziergang nach Porta del Carmine. Auf diesem Wege hat man stets den Meerbusen, den Vesuv und die das Wasser umkränzenden Höhen vor sich. Nach einem ziemlich langen und sehr angenehmen Spaziergange erreicht man links das Thor, welches den obigen Namen trägt. Zwei mächtige Thürme, wovon der eine Fidelissimo, der andere La Vittoria heißt, steigen über demselben empor und erinnern den Eintretenden an den Volksaufstand, den im Jahre 1647 der Fischer Masaniello hervorrief.

Gleich rechts vom Thore liegt die Kirche S. Maria del Carmine, an der kein Deutscher vorübergehen kann, ohne einzutreten, denn hier schlummert der junge, unglückliche Conradin von Schwaben.

Als Karl von Anjou durch den ewig verächtlichen Verrath Frangipani's Conradin in seine Gewalt bekommen hatte, ließ er ihn nach Neapel schleppen und vor Gericht stellen. Die Richter waren getheilte Meinung, es gab Leute unter ihnen, welche der Ansicht waren, Conradin habe nur für das gefochten, was ihm gehöre, aber Karl wollte um jeden Preis seinem Leben ein Ende ma-



Wafantiello.



Wafantiello.

chen, und seinem Befehle mußten die Richter gehorchen. Sie verurtheilten ihn und seine Gefährten zum Tode. Conradin und sein Freund Friedrich von Oesterreich saßen eben beim Schachspiele, als ihnen die Schreckensnachricht überbracht wurde. Karl gönnte ihnen nicht viel Zeit zur Vorbereitung; je schneller sie aus der Welt kamen, desto eher legte sich die Furcht vor dem siebzehnjährigen Jünglinge. Doch dieser Jüngling stand nicht allein; er hatte mächtige Helfer, und wäre es ihm gelungen, in Oberitalien einen Sieg zu erringen oder sich bis nach Sicilien durchzuschlagen, so würde der Ausgang für den jungen Helen nicht tragsich, sondern glorreich gewesen sein. Als sich Karl's eiserne Hand immer schwerer auf das schöne Sicilien legt, als die Steuern immer höher, die Brutalität und Tyrannei immer unerträglicher wurden, da hatten sich die mit den Ghibellinen verbundenen Barone an den damals noch fünfzehnjährigen Jüngling gewandt, und ihn aufgefordert, nach Italien zu kommen und die Regierung des ihm rechtmäßig zustehenden Sicilien's anzutreten. Der Ruf war für den jungen, muthigen Mann äußerst verlockend, dazu empfand er bitterlich den Schimpf, nicht in seinem Lande zu regieren, sondern, fern von seinen Unterthanen, ein thatenloses Leben zu führen. Der Ruf der fernen Insel kam ihm deßhalb sehr gelegen, und er war sogleich entschlossen, demselben zu folgen.

Seine Mutter, Elisabeth von Bayern, wiederrieth ihm und flehte ihn mit Thränen an, in der heimathlichen Burg und unter ihrer liebenden Fürsorge zu bleiben, aber er achtete weder ihres Flehens, noch der Gefahren, die seiner harnten, sondern zog mit einem Heere von fünftausend Reitern keck und thatendurftig von Schwaben nach Italien.

Die Stadt Rom empfing ihn auf das glänzendste, und am 24. Juli 1268 wurde er unter großen Festlichkeiten auf dem Kapitol zum Kaiser ausgerufen.

Seine Anhänger mehrten sich, und schon am 23. August stand er an der Spitze eines zehntausend Mann starken Heeres, aus Deutschen, Italienern und Spaniern bestehend. Am Flusse Salto kam es zur Schlacht. Die Deutschen fochten mit Löwenmuth und warfen Karl's Heer mit unwiderstehlicher Gewalt zurück; aber wie es in frühern Jahrhunderten die Deutschen so oft gethan haben, überließen sie sich auch jetzt der Plünderung, ehe noch die Schlacht vollständig entschieden war. Diese unverzeihliche Thorheit führte ihre Niederlage herbei. Als Karl von Anjou sah, daß sie sich zerstreuten, um ihre Taschen mit dem Gute der Besiegten zu füllen, zögerte er keinen Augenblick, sondern sammelte sein zersprengtes Heer, brach kräftig vor und schlug die Deutschen. Viertausend Todte bedeckten auf jeder Seite das Schlachtfeld.

Conradin eilte nach Rom, um neue Hülfe zu holen und den Franzosen in einer zweiten Schlacht gänzlich niederzuwerfen. Da sich aber hier sehr bald die Feinde regten, und vorauszusehen war, daß die leicht erworbenen Freunde ihn eben so leicht wieder verlassen würden, so warf er sich auf ein Pferd und floh nach Astura, wo er und seine Begleiter eine Barke bestiegen, um nach Sicilien zu entkommen; aber Frangipani, der Besitzer des Unglücksthurmes und der Stadt, setzte ihm mit einem Schnellrunderer nach, ereilte ihn, führte ihn gefangen hinweg und verkaufte ihn für schnödes Sündengeld an Karl von Anjou.

So hatten die Befürchtungen der Mutter Recht behalten. Schon am 26. Oktober 1269 wurde das Todesurtheil vollzogen. Trotz seiner Jugend ging Conradin entschlossen und ohne weibische Klage in den Tod. Auf der Piazza dl Mercato, da, wo jetzt die Verkaufshalle steht, war das Schaffot aufgebaut. Conradin bestieg es ohne Zögern. Wie ungerecht auch das Urtheil war, wie rücksichtslos dem Völkerrechte und dem menschlichen Gefühle in's Gesicht geschlagen wurde, so war doch an eine Sinnesänderung des Tyrannen nicht zu denken, und der junge Held wollte seinem Vaterlande nicht die Schmach anthun, daß er feige zurückwich. Der Platz war mit Tausenden von Menschen gefüllt und in allen Fenstern lagen neugierige Herren und Damen. Selbst Karl von Anjou wollte sich

das blutige Schauspiel nicht entgehen lassen; in höchst eigener Person hatte er bequem an einem Fenster Platz genommen und wartete mit Ungeduld der Execution.

Als Conrad auf der Bühne des Schaffots angekommen war, wandte er sich mit lauter Stimme an die Menge und rechtfertigte sein Verfahren, indem er auseinandersetzte, daß er nicht ausgezogen sei, um nach einer fremden Krone zu greifen, sondern nach derjenigen, die ihm vor Gott und den Menschen zugehörte, und die Jemand mit Gewalt geraubt habe, dem keinerlei Anrechte zur Seite ständen. Feierlich erklärte er im Angesichte des Todes, daß seine Verwandten, und besonders der Herzog von Bayern, den an ihm begangenen Mord rächen würden. Dann zog er seinen Ring aus und warf ihn auf den Markt, also bildlich denjenigen seiner Verwandten, der die Rache übernehmen würde, zu seinem Erben einsetzend.

Nach dieser Rede fiel sein Haupt; nach ihm starb sein Freund Friedrich von Oesterreich und dann der Graf Gerardo von Pisa. Ihnen folgten neun Barone des Reiches und ein deutscher Edelmann.

Die Leichen wurden auf dem Markte, wo sie geblutet hatten, verscharrt.

Karl war befriedigt; aber nichts kann jemals seinen begangenen Frevel abwaschen. Noch in demselben Jahre schenkte er den Karmelitern den Bauplatz für die Kirche del Carmine; doch läßt sich ein ungerechtes Urtheil nicht mit Geschenken sühnen. Ferdinand von Arragonien (1458 bis 1494) ließ die Leiber Conradin's und seines Veters ausgraben und hinter dem Thore der Kirche beisetzen.

Als später der Kardinal Filomarino den Boden hinter dem Hochaltare ebenen ließ, fand man den Bleisarg, der mit der Inschrift „R. C. C.“ (Regis Conradini Corpus) versehen war. Im Innern des Sarges lag das Gerippe und auf demselben das abgeschlagene Haupt, an der Seite ein Degen ohne Scheide. Ein bescheidener Stein wurde ihm im vergangenen Jahrhunderte von dem Juristen Michele Vecchioni gesetzt. Der Mann erwarb sich dadurch ein Verdienst um das deutsche Land.

Im Jahre 1847 endlich nahm sich Kronprinz Max von Bayern des Gestorbenen an; er ließ ihm ein Denkmal von Marmor setzen und den Sarg mit den Gebeinen in das Piedestal verschließen.

Dieses Grab, links am vierten Pfeiler der Kirche, war das Ziel meiner Wanderung. Da stand ich mit sehr wehmüthigen Gefühlen und beschaute die schöne Statue Conradin's, welche Schöpf in München nach Thorwaldsen's Modell anfertigte. Die Reliefs zu beiden Seiten stellen den Abschied Conradin's von seiner Mutter, von seinem Todesgefährten Friedrich dar. An der vordern Seite liest man die Inschrift:

„Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtet

dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem Könige Conradin, dem Letzten der Hohenstaufen, im Jahre 1847, 14. Mai!“

Wenn man ein deutsches Grab in der Fremde findet, scheidet man nicht gern von demselben. Immer von Neuem wiederholt man sich die Geschichte des Todten, dem es nicht vergönnt war, in deutscher Erde zu schlummern; doppelt schwer ist es hier, wo ein Leben voll Unschuld, die Hoffnung von Deutschland und Italien, von der rauhen Hand eines königlichen Mörders, eines gehaßten Usurpators, hinweggerafft wurde. Aber es ist doch ein Trost dabei: auf dem Andenken Anjou's lastet der Fluch, auf dem Grabe Conradin's weint man Thränen des Mitleids.

Aus der Kirche ging ich hinaus auf den Richtplatz der Piazza Mercato. Es war gerade ein Markttag und der Platz wimmelte von Käufern und Verkäufern. So ungefähr mag es auch hier ausgesehen haben, als der junge Kaiser sein Leben lassen mußte, nur mit dem Unterschiede, daß Niemand sich mit den Dingen des täglichen Lebens beschäftigte, sondern das Aller Augen auf das Schaffot gerichtet waren, die Herzen zitterten, die Lippen bebten und die Augen Thränen vergossen.

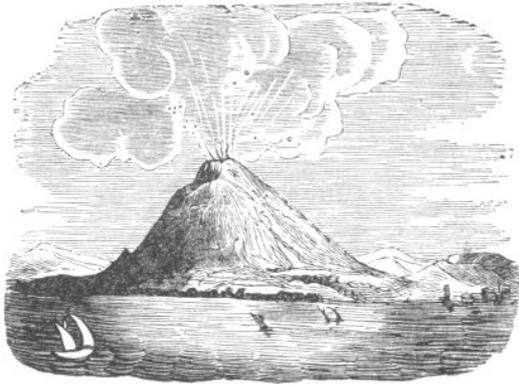
Ich ging in die Halle, wo das Blutgerüst gestanden. An seiner Stelle waren Kornsäcke, Blumenkohl, Gemüse aller Art aufgestapelt, und rings umher standen die gefüllten Verkaufstische, an denen Weiber und Männer ihre Waaren ausschrien. Die meisten wußten wohl nicht, an welchem Platze sie waren. Lange hielt ich es in diesem Lärm nicht aus, denn der Kontrast war zu groß.

Nachdem ich noch einen Blick auf die drei Brunnen des Marktes geworfen, ging ich zur Kapelle della Croce in der nördlichen Mitte des Platzes, denn dort wird noch eine Reliquie Conradin's aufbewahrt, nämlich der Henkerblock, auf den der junge Kaiser bei seiner Hinrichtung den Kopf legte. Hier soll auch die kleine Porphyrsäule sein, die ehemals auf der Stelle des Blutgerüsts stand. Ich habe sie nicht gesehen; vielleicht ist sie nicht mehr vorhanden. Die Inschrift lautete:

Asturis ungue leo pullum rapiens aquilinum
Hic deplumavit acephalumque dedit.

2.8 Die Toledostraße

Mit dem Namen der Straßen und Plätze gehen in Italien fortwährend Veränderungen vor, welche durch die politischen Ereignisse hervorgerufen wurden. So heißt die Toledostraße jetzt offiziell Strada di Roma. Sie ist die Hauptpulsader Neapel, und zu allen Tageszeiten, besonders aber am Abend bei schönem Wetter, belebt. Sie beginnt



an der Piazza plebiscito, gegenüber dem Theater S. Carlo und zieht sich bis zum Museum, eine Entfernung von fünfundzwanzig Minuten.

Der Vicekönig Dom Pedro de Toledo, von dem sie den Namen hat, legte sie im Jahre 1540 an. Erst seit dem Jahre 1870 ist sie umgetauft worden; das Volk aber kehrt sich an diesen neuen Namen nicht im geringsten, sondern nennt sie noch immer nach alter, liebgewordener Gewohnheit.

Weder in Rom, noch in irgend einer andern Stadt Italiens, habe ich ein solches Menschengedränge gesehen, als auf dem Toledo in Neapel. Abends suchte ich häufig eines der beiden prächtigen Kaffeehäuser auf, welche der Ecke des königlichen Palastes gegenüber liegen. Vor den Thüren dieser vielbesuchten Restaurationen, wo sich die Gäste zwischen Lorbeer und Oleanderbäumen niederlassen, hat man das ganze bewegliche Meer, dieses an das Unbegreifliche grenzenden Gedrängen von Menschen, Wagen, Reitern, beladenen Eseln etc. vor sich. Es ist ein wahrer Genuß, eine Zeit lang in dieses Gewühl zu schauen und sich an den mannigfaltigen Erscheinungen aller Art zu ergötzen, aber lange hält man es nicht aus, denn auf die Dauer wird es einem schwindelig vor den Augen. Da rollen in laufender Eile zwei, drei Reihen Wagen nebeneinander, und dicht dahinter folgen neue, so daß sich kaum ein Raum dazwischen findet. Nichts desto weniger schiebt sich auch noch der große Omnibus dazwischen, und die Menschen kreuzen mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit die Straße, ohne sich zu verletzen. Die Fremden, welche nicht die Geschmeidigkeit der Neapolitaner besitzen, halten sich hübsch auf den Trottoirs und bewundern in den prachtvollen Läden die glänzenden Gold-, Silber- und andern Waaren. Fast jeder Schritt bietet etwas Merkwürdiges.

Zu den Fußwanderern auf den Seitenwegen gesellen sich noch eine Menge Verkäufer und Verkäuferinnen, welche alle mit furchtbaren Trompetenstimmen und in den verschiedensten Höhenlagen ihre Waaren ausschreien. Dieses Schreien ist dem Fremden Anfangs sehr unangenehm, aber nach und nach gewöhnt er sich dar-

an, und es macht ihm sogar Spaß, sich mit dem Inhalte der schwerverständlichen Ankündigungen vertraut zu machen.

Wer den Toledo hinaufwandert, hat eigentlich genug zu thun, auf sich selbst und seine fieberhaft bewegliche Umgebung aufzupassen, besonders, wenn er die Straße kreuzen muß, aber es kommen noch Hindernisse aller Art dazu. Jeden Augenblick bleibt ein Mann oder ein Knabe, der einen Kasten mit Lava- und Korallenschmuck am Lederriemen um den Hals trägt, vor die stehen, preist dir seine schönen und billigen Waaren an und will dich auf offener Straße zum Kaufe bewegen. Du gehst weiter und stolperst über einen Schlafenden, der mitten in diesem Gedränge so gut schlummert, wie du im Bette. Dort steht ein Blumenverkäufer, der dir mit großem Geschrei dicke Sträuße von Rosen, Kamelien u. dergl. zu einem wirklichen Spottpreise anbietet. Ich habe oft Kameliensträuße von der Dicke eines Hutcylinders mit langen Stielen für eine halbe Lira gekauft. In einem Eckchen, wo unser einer kaum stehen könnte, hat sich ein Fischhändler etablirt, der dir ebenfalls seine Waare anbietet und bereit ist, dir jedes beliebige Stück abzuschneiden. Wandelnde Händler mit Eiswasser, Limonade, Wein, Branntwein findest du auf jedem Schritt, und kaum hast du dich aus ihrer Umgebung gerettet, so ranzt dich ein Mann an, der Glaswaaren, Gypsfiguren oder Porzellan auf dem Kopfe balancirt und dir begreiflich macht, daß du ein Andenken aus Neapel mitnehmen mußst. Fleisch, Aepfel, Birnen, Käse, Alles, was nur verkäuflich ist, wird herumgetragen und ausgeschrien.

Hast du kleines Geld nöthig, so ist auch dafür gesorgt. An irgend einer Stelle und gewöhnlich da, wo eine Seitenstraße einmündet, hat eine Frau oder ein Mädchen eine Wechselbude aufgeschlagen. Sie besteht nur aus einem viereckigen Tischchen, auf welchem die Münzsorten vom einzelnen Centesimo bis zum Scudo in Säulen aufgestellt sind. Wer kleines Geld haben muß, was man hier jeden Augenblick nothwendig hat, braucht sein Geldstück nur hinzulegen und er erhält kleine Münze. Die Wechselgebühr steht ein für allemal fest, man braucht nicht zu handeln, muß aber genau nachzählen. Für größere Bedürfnisse sorgen die Bankiers in den Erdgeschossen. Ich will hier bemerken, daß in Italien fast jede Stadt ihr eigenes Papiergeld hat, und daß das römische in Neapel, das neapolitanische in Palermo u. s. w. nicht angenommen wird; aber es giebt auch ein nationales Papiergeld, welches im ganzen Königreich gleichen Werth hat; nur letzteres muß man behalten, wenn man eine Stadt verläßt. An preussischem Papiergelde macht man beim Wechseln einen erklecklichen Gewinn, auch an deutschem und französischem Golde.

Die Erdgeschosse der hohen, oft palastähnli-

chen Häuser sind sämtlich zu Läden eingerichtet, in denen man Alles haben kann, was Nothdurft und Luxus erfordern. Unter den Balkonen und Vorsprüngen haben die Obst- und Blumenhändler ihre lockenden und reizenden Waaren ausgestellt. Melonen, Trauben, Orangen, Citronen, Granatäpfel, Pfirsiche, Alles von vorzüglicher Größe, Güte und Farbe, wie man es kaum anderwärts sieht, ist hier zu haben, und die Verkäufer haben noch Alles so hübsch mit feuchten, frischhaltenden Blättern verziert, daß man kaum einen schönern Anblick haben kann. Die Blumen haben einen Duft, eine Gluth und eine Farbenpracht, daß sie die lebhafteste Phantasie übertreffen, und man sieht ihrer viele, die einem gänzlich unbekannt sind.

Zwischen den zahllosen Droschken bewegen sich, um rascher vorwärts zu kommen, in Schlangenlinien herrschaftliche Equipagen mit lachenden Herren und Damen, aber auch schwerfällige Karren und gemüsebeladene Esel. Es ist zu bewundern, wie viel und wie vielerlei die Landleute auf einem Esel zu packen wissen, wobei die Festigkeit, Zweckmäßigkeit und Zierlichkeit nicht den geringsten Schaden leidet. In letzterer Beziehung sind sie wahre Künstler. Wie der Pariser seine Schaufenster geschmackvoll auszustaffiren weiß, so diese Bauern ihre Früchte und Gemüse auf dem Rücken des Esels. Es sieht so hübsch aus, daß man unwillkürlich stehen bleibt und nachschaut.

Nicht selten sieht man Mönche, Weltpriester und Fremde in diesem Gewühle auf Eseln reiten, aber auch zuweilen arme Laienbrüder, die ihre mit Reisig, Splitter oder Hausbedarf beladenen Grauthiere vor sich her treiben.

Am meisten hat es mich amüsirt, zwischen diesem Gedränge oft kleine Heerden von Ziegen zu sehen. Diese schmucken, klugen, an die Schweizerziegen erinnernden Thiere, gehen in dem Getümmel so ruhig ihres Weges, als ob sie auf der Weide wären, und sie vermeiden jeden Zusammenstoß. Noch merkwürdiger aber ist es, daß sie ihre Milch den Kunden selbst zutragen. Sie kennen die Häuser ganz genau und trippeln hinein. Oft wohnen die Kunden nicht allein im Erdgeschoss, sondern auch in den verschiedenen Etagen. Bei jedem Kunden halten sie stille und lassen sich den Hausbedarf ausmelken, wofür der nachfolgende Eigenthümer das Geld in Empfang nimmt.

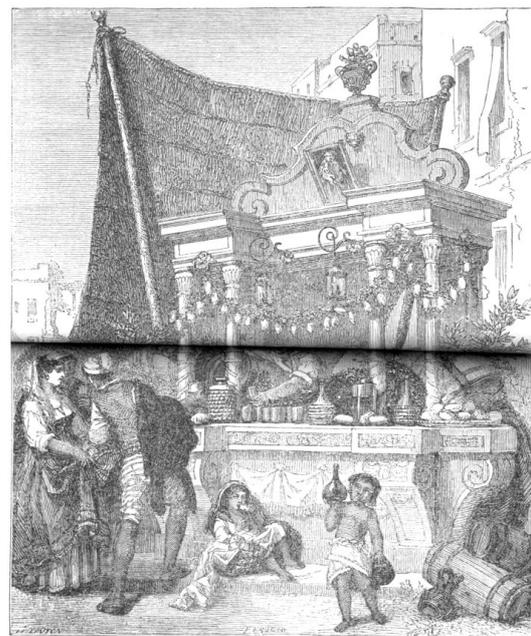
Es giebt auch Milchkühe, die herumgetrieben und auf offener Straße gemolken werden.

Ich sollte aber hier eine unerwartete Erfahrung machen, die mich sehr unangenehm berührte: Ein häßliches Weib mit einer rostigen Stimme, einige unschöne Blumen in der Hand haltend, trat an mich heran und lispelte: „Una ragazza, Signore, una ragazza fresca!“

Ich wußte Anfangs nicht, was das Weib da-

mit sagen wollte, denn ich hatte es in Italien noch nicht erlebt, daß auch das Laster angepriesen wurde. Ich schüttelte deßhalb mit dem Kopfe und ging weiter; aber ich sollte doch bald zum Verständnisse kommen. Ein Kerl mit fuchsrothen Haaren, unstätem Blicke und widerlichem Aeußern, der mich bei dem Weibe hatte stehen sehen, kam mir nach und lispelte: „Una ragazza bella, bellissima, di quindici anni!“ Er wollte noch erläutern, aber ich verstand, würdigte ihn keines Wortes und ging. Der Kerl und das Weib ärgerten mich, aber ich freute mich doch auch, daß sich das Laster nicht auf öffentlicher Straße breit macht, wie in Berlin, Hamburg, Paris, London, sondern, daß es sich versteckt und so wenig anziehende Boten aussendet.

Die Eiswasserverkäufer haben sich in der Regel einen Platz ausgesucht, wo Raum für eine größere Gruppe ist und wo ihre grell bemalten und mit allerlei buntem Kram ausgestaffirten Büffets weiter gesehen werden können. Diese Buden sind gewöhnlich reich mit Schnitzwerk und Blumengewinden versehen, und die Tische mit den Citronen und bunten Gläsern von allerlei Form sehen recht einladend aus.



Eiswasser-Verkäufer.

Kommt zu diesem Gewühl noch eine Schaar Soldaten oder eine Prozession, so hat man so ziemlich Alles gesehen, was sich auf dem Toledo bewegt.

2.9 Der Golf

Der Halbzirkel von Hügeln und Bergen, zwischen denen der Golf von Neapel liegt, hat im Ganzen eine Ausdehnung von ungefähr zehn Stunden, und diese Entfernung ist so zu sagen eine

fortlaufende Strecke von Dörfern und Ortschaften. Wohin man das Auge richtet, sieht man auf den Höhen weiße oder graue Häuser, Thürme, Kirchen und Mauern. Dazwischen und dahinter oder auch im Vordergrund erheben sich Pinien, Cypressen, Kastanien, immergrüne Eichen und sonstige Pflanzen der südlichen Vegetation. Fast von jedem freien Punkte sieht man den Vesuv majestätisch und die andern Gebirge beherrschend, emporsteigen, und ewig droht über demselben eine Wolke von Rauch, die den Umwohnern verkündet, daß dem schlafenden Riesen nicht zu trauen ist, daß er jeden Augenblick mit Donnergepolter erwachen kann. Unwillkürlich schaute ich jeden Morgen, wenn ich zum Kaffee ging, zu ihm empor, um mich zu vergewissern, daß er uns heute noch Ruhe lasse, aber er war in diesem Jahre sehr friedlich.

Die Abhänge, welche die zauberhafte Wesserschaale umgeben, sind äußerst fruchtbar und bringen einen Reichtum an Vegetation hervor, der überrascht und erfreut. In reicher Fülle gedeihen alle Arten von Bäumen, Blumen, Gemüsen. Die unerschöpfliche Fülle von Trauben, Orangen, Citronen, Granatäpfeln, Oliven macht das Leben zu einem Paradiese, und man begreift, daß die Bewohner sich immer wieder ansiedeln, wie oft sie auch durch Erdbeben vertrieben werden.

Von irgend einem freien Punkte herabgesehen, kann man Hunderte von Ortschaften zählen, welche über die Höhen hin zerstreut liegen und den Golf zur ihren Füßen haben. Zunächst an die Wellen aber drängen sich Portici, das uns an den aufständischen Fischer Masanello erinnert, Resina, wo man zum Vesuv aufsteigt, Herculaneum, das verschüttet, Torre del Greco, das von der Lava des Vesuv so oft bitter heimgesucht wurde, Torre dell' Annunziata, das antike, wieder ausgegrabene Pompeji, Castellamare, hinter welchem sich das trotzige Kalkgebirge von Monte Chiara stolz erhebt und sein Vorberge dello Scutolo sanfter in die Region der Menschen niedersenkt. Dann kommen die steilen, höhlenerfüllten Felswände, welche das herrliche Sorrent auf ihrer Höhe tragen, selber aber stets mit dem Fuße im Golfe stehen und die anstürmenden Wogen brechen, während oberhalb der Stadt Tasso's die drohenden Gebirgsmassen des Monte Falco emporsteigen.

In den Felsen unterhalb Sorrento hat das Meer im Laufe der Jahrtausende eine Menge von Grotten ausgewaschen, die dem Besucher wie Märchen und Zauberhöhlen erscheinen, in denen sich die Wassergeister und Meeresnymphen im bunten Gewühle tummeln.

Aus den Olivenwäldern und Orangengärten erheben sich hier und dort weiße Häuser, deren Bewohner man beneiden muß, weil sie im Ueberflusse des Besten schwelgen.

Weiter hinab erscheinen zwischen mächtigen

Bäumen Klöster, Fischer- und Landhäuser, wo einst die Marmorschlösser der Reichen und die Tempel der Götter lagen. So folgt die eine Schönheit der andern bis nach Punta della Campanella. Dann legt sich wie ein Abschlußriegel des Golfs die Insel Capri in das Meer und wieder zum Lande hinüber leiten die Inseln Ischia und Risida, wo die Umgebung des kleinen Golfs von Bajä am häusertragenden Posilipp vorüber wieder nach Neapel zurückführt.

Kommt man vom Meere heimwärts, so liegt Neapel weit gebreitet und amphitheatralisch den Berg hinaufsteigend mit seinem weißen, weithinleuchtenden Häusern und grauen Thürmen vor unsern Blicken, hochüberthront von dem Fort S. Elmo und fast allerwärts umsäumt von dunkeln Cypressen und lieblichen Pinien.

Unser Auge unterscheidet in der Ferne nur die charakteristischen aller Bäume, die Cypressen und die Pinien, aber die Erinnerung des Geschehenen kommt und zu Hülfe, und wir wissen, was die übrigen grünen Massen in sich schließen, daß die Mauern von Cactus, Aloes und blühenden Ranken umwuchert sind, daß es an stillen Plätzchen Locanda's giebt, die in einer Wiege von Weinranken und Magnolien schlummern, daß der Granatbaum seine glühenden Blüten neben den Citronen, Feigen und Tulpenbäumen steht, daß die Gärten mit ihren Land-Camelien bis an die Fenster in einem Teppich von Rosen, Camelien und tausend andern Blumen prangen.

Und wenn wir den Fuß an's Land setzen, empfängt uns wieder das bunte lärmende Treiben der Stadt.

2.10 Castell dell'Ovo

Wir sahen es alle Tage vor uns, diese alte und alterthümliche Meerschloß aus grauem Tuff, welches da unten in der umtosenden Fluth auf einer kleinen, seeumspülten Insel liegt oder vielmehr selbst eine Insel ist. Schon am Tage, wenn der herrliche, wolkenlose Himmel Neapels über demselben blaute und die Sonne ihre Strahlen auf das Dach goß, sah es unheimlich genug aus, aber am Abend, wenn der Mond über dem Golf stand und das große Wasserbecken in einen unaussprechlichen Zauber hüllte, schwamm es wie eine finstre Drohung auf dem Wasser. War es schönes Wetter, so saßen oder standen wir auf dem Balkon und lauschten einem Sänger, der jeden Abend unten auf der Mauer saß und eine Romanze zu seiner Mandoline sang, oder singend vorüberzog und des Augenblicks harrte, wo wir ihm eine Belohnung hinabwarfen. War es finster und hörten wir seine Stimme nur durch die Dunkelheit, dann war es uns zu Muthe, als sitze er in dem alten, grauen, verwitterten Kastell gefangen und flehe das

Mitleid der Vorüberwandelnden an.

Das Gebäude ist sehr alt und soll dem Lucullus seinen Ursprung verdanken. Unterhalb des Pizzo falcone (Falkenschnabel), im Meere gelegen, scheint es der Fuß dieses steilen, mit Häusern bebauten Berges zu sein. Früher lag diese Eiburg ganz im Wasser und das Inselchen wurde von Plinius Megaris, von Statius Megalia genannt. Jetzt ist dasselbe durch einen Damm mit dem Lande verbunden und ragt, wie ein langer Arm, weit in den Golf hinein. Schon früh scheint es eine traurige Bestimmung gehabt zu haben, denn der letzte Kaiser Roms, Romulus Augustulus, soll hier sein Leben beschlossen haben. Mehrmals beschädigt und theilweise zerstört, baute es Friedrich II. wieder auf, nicht ahnend, daß er seinen letzten Nachkommen den Kerker bereitete. Als nämlich König Manfred in der Schlacht bei Benevent sein Reich und sein Leben verlor, wurden seine Kinder in diesem Thurme in Ketten gelegt, und Karl von Anjou ließ die Söhne sterben, wie später Conradin. Auch die Tochter Beatrix würde diesem Schicksale nicht entgangen sein, wenn nicht die sicilianische Vesper ihr die Glocke der Freiheit geläutet hätte.

Am 5. Juni 1284 schlug die sicilianische Flotte im Golf die Flotte Karl's und nahm den Sohn des Tyrannen gefangen. Seine Tochter hatte sich in das Kastell dell' Ovo begeben, um den Ausgang der Schlacht von den Zinnen des Thurmes zu beobachten. Die unglückliche Beatrix lag noch in Banden, vielleicht konnte sie aus ihrem Kerker ebenfalls sehen, was sich ereignete, wenigstens wußte sie, daß eine verhängnißvolle Schlacht auf dem Golf wüthete.

Der siegreiche Admiral Loria, der nun ein theures Pfand in den Händen hielt, schickte zwei Galeeren vor das Kastell und forderte die Auslieferung der Tochter Manfred's. Man wollte Anfangs nicht, aber Loria drohte, daß er den Sohn Karl's auf seinem Schiffe und im Angesichte von Neapel würde enthaupten lassen, wenn man seiner gerechten Forderung nicht sofort willfahre.

Das half. Sie wurde aus dem Kerker, in dem sie achtzehn Jahre geschmachtet hatte, befreit und nach Sicilien geführt, wo sie nach der langen Haft ihrer Schwester Constanze, der Gemahlin Peter's von Aragon, wieder gegeben wurde.

Das ist die Burg unglückseligen Andenkens, die jetzt als Kaserne und Militärgefängniß dient.

2.11 Villa Nazionale

Einer der schönsten Spaziergänge in Neapel und auch wohl sonst weit und breit ist die Villa Nazionale zwischen dem Meere und der prachtvollen Straße Chiaja, die nicht weiter von unserer Wohnung lag. Wir pflegten oft hinzugehen

und uns an den schönen Pflanzen und schattigen Plätzchen zu erfreuen. Akazien, Weiden, immergrüne Eichen, Pfefferbäume beschatteten die Wege, auf denen man immer Spaziergänger, häufig auch Deutsche trifft, niemals aber Bettler oder Lazzaroni, denn bei aller Liberalität wird doch nur anständig gekleideten Leuten der Zutritt erlaubt, jedoch trifft man zuweilen Männer, welche Stöcke von Oliven- oder Citronenholz feil bieten.

In einer gewissen Beziehung hat die Beschränkung ihr Angenehmes, aber sie drückt auch dem Ganzen eine wenig angebrachte Uniformität auf, denn man sieht nur Leute in französischen Kleider, nirgends die bunten Nationaltypen, die uns am Meere und in den Straßen begegnen.

Die Bildsäulen, welche die Gebüsche schmücken, sind Nachbildungen berühmter Kunstwerke, und einige davon wohl gelungen, darunter der in Antium ausgegrabene Apollo von Belvedere, der sich in Rom befindet, ein Brunnen mit Orest und Electra und dem borghesischen Fechter. Am wichtigsten ist ein großes, antikes Granitbecken, das in Pästum aufgefunden wurde und welches auf einem wasserspeienden Löwen ruht. Steinernen Bänke laden zum Ruhen ein.

Links am Meere kann man laue Bäder haben, und in einem sogenannten Pompejorama für eine Lira Ansichten der Ausgrabungen in Pompeji sehen, doch ist es gescheidter, nach Pompeji selbst zu gehen. Rechts und links laden Nymphäen zum Besuche ein.

In der Nähe ist das Orchester, wo im Winter jeden Abend unentgeltlich sehr schöne Musik gemacht wird. Rings umher stehen Blechstühle, und wer Luft hat, kann sich derselben bedienen und der Musik lauschen!

Elegante Cafe's laden zum Eintritte ein, und man wird schnell und gut bedient.

Die Neapolitaner sind ihrem großen Geschichtsphilosophen Giambattista Vico dadurch dankbar gewesen, daß sie im hier in der Nähe der prächtigen Palmen eine Bildsäule gestellt haben. In einem hübschen Tempelchen steht die Büste Virgils, dessen Grab sich über der Grotte des Posilippo befindet. Auch der neapolitanische Geschichtsschreiber Pietro Coletta hat in der Nähe seine Statue. Selbst Tasso, der für einige Zeit eine Zufluchtsstätte in Neapel fand, hat sein Tempelchen.

Dicht am Meere ist ein mit einem Eisengitter eingefasster, in das Wasser reichender Vorsprung il Belvedere mit Bänken. Hier habe ich oft gegessen und gestanden und auf die nie rastenden Wogen geschaut, bei schönem Wetter ein unbeschreiblicher Genuß, noch erhöht durch die Aussicht auf das gegenüberliegende Sorrent und die herrlich herüberblauenden Inseln, welche wir Zauberpardise auf dem Wasser zu schwimmen scheinen. Rechts hat man den Blick auf den langhinstreckten, häuserbesäten Posilipp, dessen Hoch-

plateau mit schönen Pinien bekrönt ist, während an den Seiten des Berges herab schöne Gärten mit prächtigen Blumen glänzen.

Wer sich eine Kurzweil verschaffen will, hat Gelegenheit dazu, denn unterhalb des Vorsprunges tummeln sich immer Knaben und Lazzaroni umher, welche mit ihren Künsten auf den Geldbeutel des Fremden speculiren. Sobald die halb nackten Gesellen merken, daß Menschen da sind, springen sie empor, klettern an der Mauer herauf und er bieten sich, für ein kleines Geschenk, in's Meer zu springen. Sie holen Muscheln und Steine herauf, überschlagen sich in den Wellen, tummeln sich mit ihren braunen Leibern wie Delphine, jauchzen vor Lust und sind lauter Freude und Fröhlichkeit.

Vielen Fremden macht es einen Hauptspaß, ein Geldstück weit in's Meer zu werfen, damit die Buben es herausholen. Sie merken sich genau die Stelle, dann springen sie nach, tauchen unter und kommen mit dem Gelde wieder zum Vorscheine. Es sind aber nur Knaben oder sehr heruntergekommene Menschen, die sich zu diesem Geldverdienste hergeben; ein Fischer oder ein Ruderer würde lieber irgend eine andere, wenn auch noch so harte Arbeit verrichten.

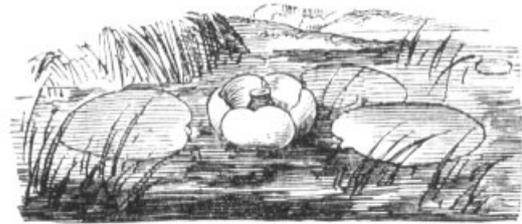
An der andern Seite der Villa Nazionale findet gegen Sonnenuntergang der Corso statt.

Wer es nur eben bestreiten kann, hält Wagen und Pferde, besonders sind die Damen darauf erpicht, denn sie kennen kein größeres Vergnügen, als im offenen Wagen die Corsofahrt mitzumachen. Hier können sie ihren ganzen Putz entfalten, sehen und gesehen werden und mit ihren schwarzen Augen in den Herzen der Reiter die Flamme der Liebe entzünden. Reiche Leute verwenden auf Wagen und Pferde ungeheuer viel Geld, und Neapel ist in dieser Hinsicht das gerade Gegenteil von Venedig, wo ich keinen Wagen und nur ein einziges Pferd gesehen habe.

Die Theilnehmer an der Corsofahrt sind so zahlreich, daß oft vier Reihen von Wagen nebeneinanderlaufen, darunter viele, welche durch die Pracht auffallen. Wahre Prachtexemplare von Pferden sieht man bei den vornehmen Reitern. Sie entzücken jeden Pferdliebhaber durch ihre Schönheit, und nach meiner Ansicht ist es viel vernünftiger, sich die Thiere, die Wagen und die Insassen von der Villa Nazionale anzusehen, als mitzukutschiren. Ich wenigstens fand keinen großen Spaß daran, sondern ließ meinen Wagen aus der Reihe fahren und schaute mir den Corso vom Bocke an. Sobald es dunkelt, hat die ganze Herrlichkeit ohnehin ein Ende.

2.12 Piazza de' Martiri

Vor dem Eingange zur Villa Nazionale liegt der Largo della Vittoria. Wendet man sich auf die-



sem Platze mit dem Gesichte gegen die Stadt, so hat man die Strada S. Catarina vor sich, durch welche man auf die Piazza de' Martiri. Der Name verleitete mich zu dem Gedanken, hier sei christliche Märtyrerblut geflossen; aber die Sache verhält sich doch etwas anders; es steht hier nämlich ein Denkmal zur Erinnerung an alle diejenigen, welche in den verschiedenen Revolutionen ihr Blut verspritzt haben. Das Denkmal ist eine hohe Marmorsäule auf deren Spitze eine aus Bronze gegossene Victoria steht. Die vier Löwen am Fußgestell sollen die vier Revolutionen andeuten, die Italien von den Jahren 1799-1860 gegen die Bourbonen unternahm, und wovon die letzte sieggekrönt war.

Von hier aus gelangt man in die Strada di Chia-ga, wo Frau von Schachtmeyer Handschuhe kaufen wollte. Es ist bekannt, daß die neapolitanischen Lederwaaren billig und von vorzüglicher Güte sind, besonders die Handschuhe, die aus den feinsten Ziegenfellen gemacht und von großer Dauer sind.

Wir traten in einen Laden, an dessen Schaufenstern sehr schöne Waaren zu sehen waren. Eine junge, hübsche Frau und ein eben so hübsches Mädchen von auffallend heller Hautfarbe bedienten uns mit großer Freundlichkeit, ließen sich aber gegen alle sonstige Gewohnheit und Sitte nichts abziehen.

„Die Preise sind fest“, sagte die junge Frau, und ließ sich dabei so fest auf ihren Absatz nieder, daß sie eine sehr entschiedene, wenn auch noch so freundliche Haltung bekam. Frau von Schachtmeyer machte ihr begreiflich, daß sie schon etwas thun könne, da Jeder von uns mehrerer Dutzend Paar nehmen werde, aber auch das half nicht. „Nein, nein,“ sagte sie, „an den Preisen kann nicht heruntergehandelt werden.“

So suchten wir denn das Schönste, was wir finden konnten, aus, und waren nicht betrogen, denn die Handschuhe hielten unendlich viel länger, als unsere deutschen. Dasselbe kann ich von den Stiefeln sagen, die ich eines Tages auf dem Toledo kaufte und mit denen ich halb Italien durchlief, ehe sie entzwei waren.

Von hier gingen wir die Straße hinauf zum Toledo und von dort nach zehn Minuten links zum Monte Oliveto oder S Anna de' Lombardi, einem Benediktinerkloster, in dessen Garten Torquato Tasso im Jahre 1588, als er krank und unglücklich war, freundliche Aufnahme fand. Der Garten

ist zwar jetzt in einen Marktplatz umgewandelt und von den Bäumen, unter denen er ruhte, nichts mehr zu sehen, aber ich hatte immer eine leidenschaftliche Vorliebe für die Orte, wo der kranke Dichter sich aufhielt, und ging nicht vorüber, ohne dieselben zu besuchen.

Unter den Gräbern in der Kirche zog mich besonders das des Domenico Fontana an, des Mannes, der unter dem Papste Sixtus V. in Rom so bewunderungswürdige Bauten aufführt und die Obelisken von einem Orte zum andern transportirte. Auch Maria von Aragonien, Tochter Ferdinand's I., liegt hier begraben.

Keht man auf den Toledo zurück, so erreicht man nach einer abermaligen Wanderung von zehn Minuten den großen Largo di S. Spirito oder del Mercatello, an welchem ein großes, ausgerundetes Gebäude steht, von dessen Ballustrade sechsundzwanzig Statuen herabschauen. Die Stadt Neapel baute es im Jahre 1757 zu Ehren Karl's II. und ließ die Statuen errichten, um durch dieselben die Tugenden des Königs zu veranschaulichen. Seit dem Jahre 1861 befindet sich in diesem Gebäude das Victor Emanuel-Gymnasium. Auf dem Platze steht seit einigen Jahren eine Marmorstatue Dante's. Merkwürdig, als Dante und Tasso noch lebten, waren sie geächtet und verfolgt, und jetzt, wo ihre Gebeine längst verfault sind, beeilt sich jede Stadt Italiens, ihnen ein Denkmal zu setzen.

2.13 Das Museum

liegt nicht weit von dem vorgenannten Platze entfernt an der Piazza Cavour und der Strada di Capodimonte. Es war bis zum Jahre 1780 eine Kaserne und wurde 1790 seiner jetzigen Bestimmung übergeben. Was die Krone von Neapel nach und nach an Kunstschatzen ansammelte, was sonst in verschiedenen Palästen zerstreut war, was in Herculaneum, Pompeji, Stabiä, Cumä ausgegraben wurde, ist hier vereinigt, und so ist nach und nach die Sammlung eine ganz ungeheure geworden und gehört zu den besten der Welt. Monate lang kann man täglich hingehen und wird doch nicht fertig, denn es ist des Wissenswürdigen zu viel vorhanden.

Wie in allen Museen und Galerien Italiens, giebt man den Künstlern und Gelehrten, wenn sie sich darum bemühen, nicht allein freien Eintritt, sondern gewährt auch das Copieren der Gegenstände. Die zahlreichen Custoden, welche überall aufgestellt sind, haben nicht allein die Aufgabe, die Besucher zu beobachten, daß sie nichts verderben, sondern auch die ebenso wichtige, den Fremden überall freundliche Auskunft zu geben.

Angenehm für den Kunstfreund ist es, daß man in einem Zimmer am Vestibul rechts von den mei-

sten Kunstwerken Abgüsse, Photographien und Copien kaufen kann. Die Gegenstände haben feste Preise, doch wird bei größern Ankäufen ein ansehnlicher Rabatt gewährt.

2.13.1 Erdgeschoß

Durch die erste und dritte Thüre gelangt man zu den Gemächern, welche die antiken Wandgemälde aus den untergegangenen Städten Herculaneum, Pompeji und Stabiä enthalten. Sieben Zimmer und ein Corridor sind mit diesen Gegenständen gefüllt. Diese Freskomalereien sind für den Kunsterkenner und den Kunstfreund vom höchsten Interesse, denn ohne sie würden wir uns von der Art und Weise, wie die Alten malten, keine Vorstellung mehr machen können. Es sind Landschaften, Genrebilder, Thier- und Fruchtstücke, Architekturbilder, mythologische Gegenstände. Sie machen keine Ansprüche darauf, große Kunstwerke zu sein, und sie können es auch nicht, denn sie sind nicht von Künstlern, sondern von Handwerkern als Zimmerdecorationen gemacht. Das aber gerade ist es, was unsere Bewunderung hervorruft, denn an diesen leicht hingeworfenen, schön gedachten und oft meisterhaft componirten Bildern sieht man, wie nahe das Handwerk der Kunst stand und wie es von ihrem heiligen Hauche durchdrungen war. Leider kann man das von unserer Zeit nicht sagen.

Die Zeichnung ist oft allerliebste und außerordentlich graziös; am meisten aber ist es zu bewundern, daß viele von diesen Bildern seit zwei Jahrtausenden ihre Farben so frisch erhalten haben, als ob sie erst jetzt auf die Wand gesetzt worden seien. Viele sind aber auch sehr verdorben, was wohl den Einflüssen der Zeit und der Witterung zuzuschreiben ist. Man muß unwillkürlich einen Vergleich zwischen den Alten und unsern Zeitgenossen anstellen. Leider ist es nicht hinwegzuleugnen, daß wir in dieser Beziehung einen gewaltigen Rückschritt gemacht haben. Es lohnte sich wohl der Mühe, wenn die vereinten Anstrengungen unserer Künstler auf die Ergründung der Geheimnisse der Farbenerhaltung hinarbeiteten, und dieses gilt sowohl für die Fresko-, als auch für die Oelmalerei. Thut es doch einem im Herzen wehe, wenn man sieht, wie die hervorragendsten Kunstwerke nach einer kurzen Reihe von Jahren brechen und reißen, bis sie nichts mehr sind. Wie würden dieselben nach zweitausend Jahren aussehen? Aus den Thier-, Frucht- und Blumenstücken ersieht man, daß in einem Zeitraum von zweitausend Jahren eine Veränderung an den dargestellten Thieren und Blumen nicht vor sich gegangen ist, was dem Darwinismus einen harten Stoß versetzt.

Die mannigfachen Darstellungen bereichern die Wissenschaft in einem erheblichen Maße, denn

sie geben Aufschluß über Kleidung, Göttercult, Geschichte, Gebräuche und Sitten. Wir sehen nicht allein die Göttergestalten, sondern auch die Opfer, Citherspieler und andere Musikanten, die Schmückung einer Braut, Comödien und Marktscenen, Seiltänzer, Triumphzüge, Tänzerinnen u. s. w. Sogar Portraits von Menschen, die vor dem Untergange von Pompeji in dieser Stadt gelebt haben, sind vorhanden.

Auch Malereien aus den Gräbern geben mancherlei Aufschlüsse über Sitten, Gebräuche und religiöse Anschauungen. Wer alle diese Gemälde genau betrachtet, wird die alten Schriftsteller mit ganz andern Begriffen und Vorstellungen lesen.

Durch die erste, zweite und dritte Thüre gelangt man zu den antiken Marmor- und Bronze-
statuen.

Die Marmorskulpturen sind in einem großen, dreiarmigen Corridore und in acht Zimmern aufgestellt. Nachahmungen sind unter diesen Bildwerken wenige; die meisten sind Originale, welche früher öffentliche Gebäude, Foren, Triumphbögen, Paläste, Anlagen etc. geziert haben. Eine große Menge sind aus dem Schutte untergegangener Villen und Städte gegraben. Im Ganzen ist hier ein Schatz von Skulpturen versammelt, an dem man nur mit Staunen und Ehrfurcht vorüber wandeln kann. Wenn man bedenkt, daß fast alle einigermaßen hervorragende Städte Italiens ähnliche Sammlungen besitzen, daß Vieles in's Ausland gegangen, unendlich Vieles durch Barbarenhand zertrümmert worden, daß eine Unzahl von Statuen in die Kalköfen gewandert, daß Feuersbrünste große Mengen zerstörten und daß der Schooß der Erde noch ungezählte Schätze verbirgt, so muß man über den Reichthum an Skulpturen, die unter diesem heitern Himmel aufgestellt waren, staunen. Und hier spreche ich nur von einem Theile, da manches noch in Kirchen, Klöstern, Palästen, Höfen und Villen vorhanden ist. Denke man sich das Alles noch auf der glücklichen Halbinsel, am richtigen Orte aufgestellt, welch' ein Kunstparadies müßte Italien sein!

Herculaneum hat die Bildsäulen mancher hervorragender Familien, sowie auch eine Menge Götter hergegeben. Zweitausend Jahre unter der Asche begraben, erzählen sie jetzt dem Wißbegierigen, wie es vor dem Aschenregen ausgesehen. Wir sahen gefangene Barbaren, sterbende Fechter und Amazonen, Verrichtungen des gewerblichen Lebens, Reiterstatuen, Militärs und ihre Tribunen, den Bürgermeister von Pompeji, Thiergestalten, Statuen mit bewunderungswürdig feinen Gewändern, Priesterinnen, historische und mythologische Darstellungen, riesige Statuen und kolossale Köpfe, die einst Tempel, Plätze und Haine zierten.

Abgesehen von dem Genusse, welche diese Marmorbilder als Kunstwerke bieten, geben sie, eben-

so wie die Fresken, Aufschluß über Kleidung, Sitten, Cultus und die Art und Weise, wie einzelne Gewerbe betrieben wurden, z. B. die Bereitung des Weines etc.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die bemalten Statuen, die portraitähnlichen Köpfe und Statuen der Kaiser, der Dichter, Redner, Gelehrten, Staatsmänner, Feldherren und berühmter Frauen. Wen sollte es nicht interessiren, den Kopf des Tiberius, des Nero, Caligula etc. in verschiedenen Lebensaltern zu sehen, Cicero und Plinius zu betrachten?

Und nun die prachtvollen Bronzefiguren, die man in Herculaneum und Pompeji ausgrub. Wie hoch muß die Kunst des Zeichnens, Modellirens, des Erzgusses in jener Zeit gestanden haben! Wo werden jetzt so zierliche, so vollendete und großartige Meisterwerke geschaffen? Sind viele Pferde nicht voll Leben, Kraft, Gesundheit und Muth und ist irgend Etwas an denselben vergessen, um sie wahrheits- und ausdrucksvoll darzustellen? Sind die Rehe, welche jetzt die Wälder beleben, nicht ganz dieselben, welche wir hier in Bronze sehen?

Gewaltige Reiterstatuen und Kolossalköpfe wechseln mit Götterstatuen, Thieren und Tänzerinnen ab. Die Schränke enthalten eine Menge von Miniaturgötterbildern, die zum Schmuck der Gesimse dienten, die man in den Taschen und am Halse trug. Außerdem findet man hier eine unzählbare Menge von Schmucksachen, Dingen des häuslichen Gebrauches, Werkzeuge, Gefäße etc. so daß es nicht schwer fällt, sich mit Hülfe dieser Gegenstände ein getreues Bild von Personen und Verrichtungen zu machen.

2.13.2 Entresol

Auf der rechten Seite sind die Renaissancearbeiten und eine Sammlung von antiken Gläsern und Terracotten aufgestellt, darunter ein prachtvoller Altarschrein aus deutscher Schule. Die Sammlung der Gläser ist wohl die bedeutendste von allen. Man ist erstaunt, wie weit es die Alten in der Behandlung des Glases, der Form, der Verzierung, dem Schnitt, der Farbe etc. gebracht hatten.

Die Terracotten sind, wie die vorigen, in verschiedenen Zimmern aufgestellt. Im ersten sind Töpferwaaren zum Hausgebrauch, darunter viele, die in Pompeji ausgegraben wurden und in denen sich noch die Dinge befinden, die sie bei der Ausgrabung enthielten. Bohnen, Mandeln, Weizen, Oliven, Pflaumen, Eierschaalen etc. Diese Dinge sehen gerade so aus, wie ihre Nachkommen, weder Fortschritt, Rückschritt, noch Verwandlung ist zu bemerken. Im zweiten und dritten Zimmer sieht man etruskische Sarkophage mit Figuren, Lampen, Schränke mit kleinen Thieren etc. in unendlicher Zahl.

Die cumanische Sammlung enthält Vasen, Terracotten und Bronzesachen, die in Cumä gefunden wurden. Sie sind in zwei Zimmer verteilt und bestehen meistens aus Schmuckgegenständen, darunter auch goldene und silberne und sogar ein Kopf aus Wachs.

2.13.3 Oberstock

Im ersten Zimmer sind Copien von pompejanischen Bildern, Modelle von Tempeln und Häusern etc., im zweiten die Bibliothek der Papiri. Im Jahre 1792 wurde nämlich in einer Villa bei Herculaneum eine Bibliothek von Bücherrollen entdeckt. Es wurden dreitausend schwarz verkohlte Rollen gefunden, von denen noch eintausendachthundert erhalten sind, welche jetzt in diesen Gemächern liegen. Anfangs wußte man nichts damit zu machen, und so geht es wohl jetzt noch den meisten Beschauern, welche diese schwarzen Rollen hier liegen sehen. Bald aber erkannte man die ungeheure Wichtigkeit des Fundes und fragte sich, wie die aneinandergeklebten Papyrusblätter von einander abzulösen seien, damit sie gelesen werden könnten; aber man fand kein Mittel. Nach langem Nachdenken und vielen Versuchen gelang es endlich dem Pater Piaggir, eine sinnreiche Maschine zu erfinden, die sich vollkommen zu diesem Zwecke eignete. Ungefähr ein Drittel der noch erhaltenen Rollen ist bereits abgewickelt und der Inhalt derselben bekannt gemacht, leider nicht ganz vollständig, denn einzelne Buchstaben sind nicht mehr erhalten. Die schwarzen Schriftzüge sind oft sehr deutlich, oft nur mit Mühe auf den schwarzbraunen Blättern zu erkennen. Zwei Maschinen sind noch fortwährend in Thätigkeit und der Besucher kann dem Vorgange zusehen.

Schade, daß der philosophische Inhalt dieser Schriften nicht von größerem Interesse ist.

In der Kupferstichsammlung befindet sich eine Bronzebüste von Dante, die nach seiner Todtenmaske gemacht sein soll.

Die Gemäldesammlung ist in acht Zimmern untergebracht und enthält unter andern Meisterwerke von Claude Lorrain, Sassoferato, Rafael, Pannini, Rafael Mengs, Bernardo Strozzi, Correggio, Cesare da Sesto, Aloise Vivarini, Canaletto, Tiberio Tinelli, Parmeggianino, Giorgione, Tizian, Palma Vecchio, Pinturicchio, Breughel, Velasquez, Montegna, Holbein.

Die besten Sachsen im achten Zimmer sind von: Giulio Romano, Rafael, Giovanni Bellini, Andrea del Sarto, Luini, Dürer, Perugino, Van Eyck und Marcello Venusti.

Die Bibliothek enthält viertausend Handschriften und zweihunderttausend Druckbände.

Eine fernere Abtheilung der Bildergalerie liegt noch eine Treppe höher; dort sind auch die geschnittenen Steine, die Gold- und Silbersachen.

Wie interessant auch alle diese Dinge sind, so giebt es in den Schränken doch interessantere Sachen. Bei den Ausgrabungen in Pompeji fand man Eßwaaren, die sich unter der Asche vollständig erhalten haben. In Gläsern und Schüsseln finden sich in Menge: Feigen, Eier, eingetrocknetes Oel, Zirbelnüsse, Pflaumen, Haselnüsse, Gerste. Ein Kasten enthält verschiedenfarbige Brode, die in einem großen Backofen gefunden wurden; ein anderer Wollengewebe, Linnen, Stricke, Sandalensohlen und ein Vogelnetz. Im vierten Kasten stehen Gefäße mit Gerste, Hanf, Korn, ein Stück Brod, welches noch den Stempel des Bäckers: „A. Granius“ trägt. Speisen in einer Kasserole, Eier, Zwiebeln, Fischreste, Mandeln, Glasgefäße mit Oliven in Oel, zwei mit Kaviar; Datteln, Kastanien, Kirschen, ein Straußenei. Im letzten Kasten Farben aus einem Laden in Pompeji.

Von den schwarz gewordenen Broden haben viele die Form eines Kuchens, den man bei uns Bund nennt. Man sieht an diesen Dingen, daß die Katastrophe plötzlich hereinbrach, daß Pompeji mitten im Ueberflusse unterging. Nichts ist so sehr geeignet, einen Blick in das häusliche Leben der Pompejaner zu thun, als diese gewöhnlichen, zum Unterhalte des Lebens dienenden Dinge. Man glaubt den Bäcker, den Koch, die Mägde, Weber, Stricker, Maler, Kaufleute etc. mitten in der Arbeit zu sehen, und wie sie dann bei dem fort dauernden Aschenregen ihre Geräthschaften bei Seite warfen und durch die Flucht zu entkommen suchten.

Die Münzsammlung ist sehr reich und dazu zweckmäßig geordnet. Im ersten Zimmer befinden sich die griechischen, im zweiten und dritten die römischen, im vierten die mittelalterlichen Münzen, im fünften die Stempel der neapolitanischen Münzen.

Die zweite Abtheilung der Gemäldesammlung ist in sieben Zimmern untergebracht.

Von da gelangt man in die Vasensammlung, eine der größten und wichtigsten, die es giebt. Man kann an den Vasen den Uebergang von der griechischen zur etruskischen und von dieser zu italienischen Vasenfabrikation studiren. In sieben Sälen sind wahre Prachtstücke mit Malerei und Ornamentik aufgestellt. Es würde zu weit führen, hier einzelne Vasen näher in's Auge zu fassen, von der Form, Malerei und Verzierung zu sprechen.

Die Sammlung Santangelo wurde 1865 von der Stadt für zweihundertfünfzigtausend Francs angekauft und mit dem Museum vereinigt, wo sie drei Säle ausfüllt. Im ersten sind die schönsten Vasen und Trinkhörner, im zweiten Terracotten, Götzenbilder, Trinkhörner, Gläser, Vasen, Salbengefäße; im dritten eine Sammlung von vierzigtausend Stück Münzen und Mosaiken. Alte Mosaikfußböden sind ebenfalls im Museum vorhanden.

Die Sammlung der kleinen Bronzen enthält

achtzehntausend Gegenstände und ist in drei Sälen aufgestellt. Die meisten kamen aus Pompeji. Es sind Hausgeräte aller Art: Kasserollen, Pfannen, Siebe, Trichter, Gießkannen, Waschgefäße, Schöpfkellen, Eß- und Trinkgeräte, Schreibgriffel, Dintenfässer, Lampen, Laternen, Candelaber, Zangen, Kohlenbecken, Dreifüße, Schaufeln, Wagen, Maße, Gewichte, Marken, Nadeln, Glocken, Handwerksgeräte, Schlösser und Schlüsseln, musikalische und chirurgische Instrumente, Betten etc.

Alle diese Dinge sind nicht allein zweckmäßig, sondern auch künstlerisch schön. Was ich schon einmal sagte, daß Handwerk und Kunst sich die Hände reichten, oder vielmehr, daß der Handwerker sein Gewerbe zur Kunst erhob, sieht man an diesen Gegenständen sehr deutlich.

Wie armselig sind dagegen dieselben Dinge, welche unser modernes Jahrhundert mit seinen verfeinerten Instrumenten hervorbringt? Wir können uns in keiner Weise mit den Alten messen und sollten es endlich verlernen, uns weiser und fortgeschrittener zu dünken, wie sie.

Im ersten Saale ist der berühmte Candelaber, welcher in der Villa des Diomedes gefunden wurde und an Schönheit seines Gleichen nicht hat; ferner Badewannen und eine Art von Kochherd mit Zubehör, Lampen der verschiedensten Art mit den schönsten Zierrathen und Reliefs, Küchengeräte, Pastetenformen, welche allerlei Thiere vorstellen, ein Eiersieder mit neunundzwanzig Vertiefungen, Tortenformen, Dreifüße, Verzierungen von Möbeln, Opferschaalen und dergl.

Im zweiten Saale ein prächtiger Ehrensessel mit Pferdeköpfen, Schwänen etc.; Opfereifüße herrlichster Form aus pompejanischen Tempeln, ein Bronzetischchen mit künstlerischen Füßen, ein Ruhebett mit sechs Füßen, vergoldete Sessel, Bleigefäße, Brunnenschlösser, Töpfe, Fingerhüte, Spiegel, Kämmen etc.; ferner große Färberkessel, Amphoren, Bratspieße, Reibeisen, Siebe, Messer, Feuerzangen, innen versilberte Kasserollen, eine Glocke, nämlich eine Scheibe mit einem Schlägel, der an einer Kette hängt; Wassereimer (auf dem Henkel des einen steht sogar der Name der Eigenthümerin: Cornelia Chelidon), Wasserwärmer und Pferdegeräte.

Im letzten Saale befindet sich ein pompejanisches Triclinium mit Polstern und Decken, so daß man sich ganz genau vorstellen kann, wie die Alten beim Essen lagen.

2.14 S. Martino und S. Elmo

Wir hatten uns bisher noch immer im Gewühle der Stadt aufgehalten, waren jeden Morgen zum Café, jeden Mittag zur Table-d'hôte auf dem Toledo, jeden Abend in die Biraria Dreher gegang-

gen und hatten den übrigen Theil des Tages mit Besichtigungen der Stadt, der Kirchen und der sonstigen Sehenswürdigkeiten ausgefüllt, und auf diesen Gängen hatten wir stets das über der Stadt drohende S. Elmo gesehen und die Kanonenschüsse gehört, die dort bei Ankunft von großen Schiffen abgefeuert wurden. Nun aber verlangte es uns, den Brumbären ganz in der Nähe zu sehen.

Man kann auf verschiedenen Wegen, zu Fuß, zu Esel und zu Wagen dorthin gelangen. Wir wählten den letztern Modus, und hatten es nicht zu bereuen, denn der etwas weitere Weg entschädigte uns sehr reichlich durch prachtvolle Aussichten, die wir im Wagen gemächlich und ohne zu ermüden, betrachten konnten.

Vom Museum gelangt man in die Strada dell' Infrascata, die man jetzt in Strada di Salvatore Rosa umgetauft hat; sie ist schön und breit und für Wagen sehr geeignet. Während man die Höhe hinanfährt, hat man beständig hübsche Aussichten, und man gelangt bald an eine Stelle, wo der Torso Vittorio Emanuele abzweigt und nach unten geht. Die Aussichten auf das Meer, die Stadt und die umliegenden Ortschaften werden immer prächtiger, je höher man kommt.

Der kürzere Weg ist ebenfalls sehr lohnend, aber auch beschwerlich und in Begleitung von Damen nicht anzurathen. Der Wagen folgt der Strada Salvatore Rosa bis zu der Stelle, wo dieselbe rechts nach Antignano zieht; hier wendet er sich links den Berg hinan. Auf einem Vorplatze angekommen, hat man rechts den Eingang zum Kastell S. Elmo, links den Eingang zu den Klostergebäuden von S. Martino.

Wir verließen den Wagen und schritten durch das Vestibul in den ersten Hof; im zweiten wurde ich durch den Anblick eines königlichen Beamten überrascht, welcher für eine Lira die Billete für den Besuch des Museum, der Kirche und des Klosters austheilt. Sonderbar, bei einem Kloster ein königlicher Beamter! Ich erkundigte mich nach dem Sachverhalte und erfuhr, das Kloster sei aufgehoben, werde von der Regierung verwaltet und es seien nur noch einige Mönche da, um die Fremden zu führen.

Im Museum sahen wir eine überaus prächtige Kutsche, welche unter Karl III. vom Municipium benutzt wurde. Ich muß gestehen, daß ich trotz der Verschwendung von Gold lieber eine altrömische Quadriga gesehen hätte, wie eine solche im Vatikan zu Rom in Marmor steht. Die Reliefs der italienischen Festung hatten für Herrn von Schachtmeyer, der früher Offizier gewesen und dessen Onkel noch General war, einen Werth, für mich nicht. Mehr sprachen mich die Fayancen, die Glasschalen, die neapolitanischen Costüms, die Gemälde, die Spiegel etc. an; am allermeisten aber erfreute mich die Aussicht vom

Belvedere.

Hier überschaut man die ganze Stadt, den Golf mit den Inseln, die seitwärts aufsteigenden Hügel von Capodimonte, die gesegnete Ebene der Campagna Felice und die Kette der Apeninnen, sowie die Städte, Ortschaften und Häuser, welche das jenseitige Ufer bedecken.

Für die Kirche und das Kloster, wie viel Kunstwerke sie auch enthielten, hatten wir keinen Sinn mehr; es drängte uns noch höher, um einen noch umfassendern Blick zu haben.

Auf dem Vorplatze, zu dem wir wieder zurückgekehrt waren, und wo unser Kutscher hielt, fanden wir einen Soldaten, der uns zur Festung führen sollte.

Zunächst gelangten wir in einen langen, gewölbten, steil aufwärtssteigenden Gang mit unregelmäßigem Quaderpflaster. Dieser Gang machte einen düstern Eindruck, und wir wurden mehr als einmal daran erinnert, daß wir uns in einer Festung befanden, denn Züge von Soldaten schritten ab- und aufwärts.

Auf einer steilen Rampe gelangten wir an ein Thor, wo der Soldat eine Glocke zog, sein Trinkgeld (er durfte eigentlich keines annehmen), in Empfang nahm und sich wieder entfernte. Sogleich wurde uns von einem andern Soldaten geöffnet und wir befanden uns auf dem Platze, wo die Kasernen und die höchsten Festungsgebäude stehen. Wenn auch die Oertlichkeit keine besondere Aehnlichkeit mit Ehrenbreitstein hat, so mußte ich bei dieser Höhe doch daran denken.

Ueberall standen, lagen und liefen Soldaten, und ein Sergeant, der für heute den Dienst hatte, geleitete uns links am Felsen eine Treppe hinauf, wo wir eine noch wundervollere Aussicht hatten, als auf dem Belvedere. Es ist ein wahres Paradies, welches da unten liegt, und man begreift, daß die Menschen, welche es bewohnen, stets froh und heiter sind, und keinen Schmerz zu kennen scheinen. Auf dem Rückwege hielten wir noch an mancher Villa an, die uns theils durch ihren Pflanzenwuchs, theils durch die schönen Aussichten in einen Rausch von Entzücken versetzten.



2.15 Camaldoli

Unsere Spaziergänge und Ausflüge wurden gewöhnlich beim Abendessen, wenn wir des Tages Last und Mühen getragen hatten und uns an dem schmackhaften Weine ein fröhliches Gemüth tranken, verabredet. Bei unsern Beschlüssen zogen wir gewöhnlich unsern Führer Huber, den wir Abends immer bei Zepfweber am Molo treffen konnten, zu Rathe, denn man konnte sich auf seine Wetterprophezeiungen verlassen. Auch heute holten wir seine Meinung ein und er machte den Vorschlag, am Nachmittage, nicht am Morgen, nach Camaldoli zu reiten.

Mir zitterte das Herz vor Freuden, denn Alle, welche da oben gewesen waren, konnten nicht genug von der prachtvollen Aussucht erzählen. Ich konnte es kaum erwarten, bis Huber kam, aber er stellte sich pünktlich und ehe wir noch unsere Mahlzeit ganz vollendet hatten, im Hôtel Parigi ein. Um keine Zeit zu verlieren, ließen wir die leckern Muscheln, die eben aufgetragen wurden, stehen und fuhren den Toledo hinauf nach dem Museum. Hier mietheten wir vier Esel, denn Huber sollte ebenfalls reiten. Der Ausflug dauert nämlich vier Stunden, und das war in der Hitze auch für Huber zu viel. Eigentlich hätten wir ihn ganz entbehren können, denn wir wurden noch von einem der Eseltreiber begleitet, aber wir wollten seine ausgedehnte Ortskenntniß nicht missen.

Anfangs nahmen wir den Weg, den wir schon einmal befahren hatten, als wir S. Elmo besuchten, aber es reute uns nicht, denn die Aussicht war noch reiner und erschien in der hellen Beleuchtung noch paradiesischer. Nachdem wir Antignano hinter uns hatten, ritten wir immer steiler die Höhe hinan, und der Weg wurde schon einsamer. Häufig kamen wir an Villen vorüber, deren hohe, graue, feste Mauern sich lang hinzogen, während Pinien, Kastanien, Cypressen, Eichen, Granatbäume über dieselben emporragten und uns in der Tiefe Schatten verliehen. Als wir uns dem Walde näherten, fanden wir an den Mauern im Hohlwege Posten aufgestellt, und Huber sagte uns, sie seien der Räuber wegen da, von denen wir übrigens unbelästigt geblieben sind.

Der Weg wurde allmählich ländlich; Wagen konnten hier nicht mehr vorwärts; nur Reiter und Fußgänger haben das Privilegium, sich auf die Höhe hinaufzuarbeiten. Da wir einstweilen unter den hohen Bäumen auch gar keine Aussicht auf das Meer hatten, so setzten wir einen Trab an, aber der Eseltreiber protestirte mit großem Geschrei dagegen, und versicherte hoch und theuer, daß wir die Thiere zu Schanden reiten würden und für den Schaden verantwortlich seien. Wir sahen zwar nicht recht ein, was das Trübchen den Thieren schaden konnte, aber wir wollten die gute Haut, welche sehr freundlich gegen uns war, nicht

betrüben, und fügten uns seinem Willen.

Beim Weiterreiten gelangten wir in eine von einem Bache durchflossene Schlucht, zu deren beiden Seiten üppiger, dunkler Wald emporstieg. Es herrschte eine tiefe Ruhe, welche nur vom Gesange der Vögel und unserer Unterhaltung gestört wurde.

Hier erhob sich ein steil niedergehender Felsen, dort blickten wir in eine Schlucht, dort auf das röthlich gefärbte Erdreich, überall standen sie schönsten Bäume, an denen dunkelgrüne Rankengewächse emporstiegen. Der Boden, die Felsen, Alles war mit Rosen und andern Blumen überwuchert. Die eine Schönheit drängte die andere, und Alles sah so frisch, jungfräulich zart aus, daß man den Blick nicht abwenden konnte. Selbst das Moos, welches in dieser Waldeinsamkeit den Boden bedeckte, war von einer unbeschreiblichen Zartheit und Lieblichkeit, und es wurde uns im Dunkel der Bäume ganz wundersam zu Muth.

An einer Stelle, zwischen zwei bewaldeten, eine Schlucht bildenden Hügeln, hielt Huber sein Thier an und rief uns herbei. Wir sahen durch diesen Bodeneinschnitt auf das offene Meer und mitten in demselben die Insel Capri. Das war ein Anblick, der wie ein Zauber auf unsere Sinne wirkte, denn nachdem wir so lange zwischen den Bäumen eingeschlossen gewesen waren, hatten wir das gar nicht erwartet und es sah aus dieser Höhe wirklich wie ein Märchen aus.

Als wir weiter ritten, mehrten sich die Vögel in den Bäumen immer mehr, und die Sonnenstrahlen, welche auf die dichten Wipfel schienen, sendeten ihr Licht an den Zweigen und Stämmen herab und verbreiteten in dem magischen Blätterdunkel einen warmen, goldigen Schimmer.

Nun aber schwiegen auch die Vögel, denn es war die Zeit, wo die Sonne am stärksten scheint und die Vögel, im Laub versteckt, sich der Ruhe hingaben. Die eigenen Worte klangen hier so fremd und seltsam, als ob der Geist der Einsamkeit das Sprechen verbieten wolle.

Wir kamen höher und die Romantik unserer Umgegend nahm noch zu, aber der Zauber war verschwunden, denn es begegneten uns überall plaudernde Landleute, welche mit ihren Eseln Lasten hinabführten. Sie waren für uns und wir für sie fremde Erscheinungen.

Nach einiger Zeit kamen wir aus dem Walde und erreichten das Dorf Nazareth, ein armseliges Oertchen, wo die Erziehung nicht sehr vorgeschritten zu sein scheint, denn die Buben liefen uns nach und verhöhnten uns. Wir nahmen natürlich keine Notiz von den ungezogenen Rangen, aber im Stillen ärgerten wir uns doch, daß die Buben uns die Festtagsstimmung verderben.

Nun ging es noch eine Höhe hinan, rechts begleitete uns Hochwald, links lag einiges Ackerland und senkten sich die waldigen Berge nie-

der, während das Kloster selbst auf dem höchsten Punkte des Gebirges thront. Nicht weit von dem Kloster entfernt, steht ein Kreuz, welches die Grenze andeutet, die früher von Frauen nicht überschritten werden durfte; aber seitdem das Kloster von der Regierung aufgehoben worden, hört die Klausur auf und auch den Damen ist der Zutritt erlaubt.

Das Kloster liegt in tiefer Einsamkeit und der Wald tritt fast bis an die Mauern; nur ein kleiner Platz war frei, auf dem einige Esel mit rothen Sätteln weideten. Die unsrigen gesellten sich nun dazu, und die Treiber sprangen sogleich zu der Schelle am Thore und zogen die Schnur, um ein kleines Trinkgeld zu erhaschen. Während wir auf das Oeffnen warteten, betrachtete ich mir das Plätzchen vor dem Kloster. Die grünen Mauern, die hochragenden Bäume mit ihrem dunkeln Grün – das Alles war wie eine Idylle, die im Herzen schlummern bleibt und zuweilen wieder auftaucht, wenn Aehnliches in unsere Sinne tritt.

Jetzt drehe sich der Schlüssel im Schlosse und der Pförtner erschien auf der Schwelle, eine große, männlich schöne Erscheinung, welche sogleich unser Zutrauen erweckte. Ueber dem weißen Unterkleide trug er einen Mantel von derselben Farbe und eine weiße Kapuze. Das edle Gesicht, die gesunde Farbe, der schöne, leidenschaftslose Mund und der silbergraue Bart, der lang und gekräuselt in zwei Spitzen herabhing, gaben ihm ein Aussehen, welches ihn über alle irdischen Misereen zu erheben schien. Man kann sich keinen reinern Frieden, keine größere Seelenruhe denken, als in diesem Gesichte lag. Vielleicht hatte er einst in der Welt eine große Rolle gespielt und war dann, nachdem er die Nichtigkeit alles Irdischen eingesehen, in den Orden eingetreten. Etwas in diesen edeln Zügen verrieth sogar eine thatenreiche Vergangenheit, aber er hatte darin jedenfalls nicht die Befriedigung gefunden, welche ihm jetzt zu Theil wurde.

Zuerst führte er uns in die saubere, aber keineswegs schöne Kirche, dann in den Garten, wo die Klausen der Patres stehen. Jeder hat ein kleines Häuschen mit zwei Zimmern und einem Raume für verschiedenen Hausrath. Vor jedem der Häuschen ist eine Weinlaube und ein mit einer Mauer umzogenes Höfchen. Zwischen zweien liegt ein gemeinschaftlicher Brunnen, ein viereckiger Raum, der von Blumen strotzt. In der Auswahl derselben ist man sorgfältig zu Werke gegangen, denn wie in Tre fontane zu Rom, sind es keine farbenprunkenden, keine, die den Sinn betäuben und das Gemüth in Aufruhr bringen.

Der große, gemeinschaftliche Garten ist von Lorbeeralleen durchschnitten; überall sieht man fleißig gepflegte Beete von Blumen und Heilkräutern, Hecken von Rosmarin, hochragende Cypressen und dunkle Eichen.

Auch in diesem Garten herrschte eine wunderbare Ruhe und ein himmlischer Frieden; das einzige Geräusch war ein harmonisches Concert von Bienen, Grillen und Cicaden. Hier und dort huschte eine Eidechse durch das Laub, Käfer und Schmetterlinge wiegten sich auf den Blumenköpfen, und in den Gipfeln der Bäume schwirrten und sangen die Vögel.

Auf einem Vorsprunge, in welchem der Garten ausläuft, erhob sich ein steinerner Kalvarienberg, dessen Statuen reich mit Kränzen und Blumen geschmückt waren. Hier und unter einem großen Feigenbaume hat man die schönsten Aussichten der Welt.

Der freundliche Pförtner stellte sich neben uns und machte uns auf alle Orte aufmerksam. Unter uns lagen die Buchten von Neapel und Pozzuoli und in der Ferne der Golf von Gaeta, wo der Papst in der Revolutionszeit weilte. Gerade unter dem Berge und an demselben hinaufgebaut, schauten wir auf die Häusermassen von Neapel, seine Kirchen und Thürme. Zu weit entfernt, um den Lärm zu hören und die fieberhafte Thätigkeit zu sehen, die da unten vom Morgen bis zur Nacht ohne Unterbrechung herrscht, schien die Stadt, von der hier oben herrschenden Ruhe ansteckt, ebenfalls im Schlummer zu liegen oder im dolce far niente dahinzuträumen; nur der Rauch, der überall kerzengerade aus den Schornsteinen stieg, ließ erkennen, daß wenigstens die Köche in Thätigkeit waren, um nach dem Schlummer die hungrigen Mägen zu stillen.

Die Sonne brannte stark, aber wir befanden uns doch im Schatten, denn über unsern Häuptern und der Halbkreisterrasse, auf der wir standen und hinausschauten, neigten prächtige und majestätisch gewachsene, immergrüne Eichen ihre Wipfel als angenehme Schattenspende.

Weiter rechts lag der grün bewachsene Posilipp mit seinen glänzend weißen Villen und Gärten, und darüber hinaus um die kleine Bai herum das Land von Pozzuoli mit seinen Kratern, seinen blauen Seen und den zerrissenen Höhen. So ungefähr, so ernst, melancholisch sieht ein Menschenantlitz aus, wenn der Schmerz des Lebens ausgetobt, wenn tausend Täuschungen das Herz mehr und mehr zusammengepreßt haben, und mit der Ueberzeugung, daß alles Irdische eitel ist, endlich vor dem Heimgange die Ruhe in die Seele einkehrt.

Wie große Augen, in denen noch die letzte Thräne schimmert, liegen vor uns der Avertersee mit den buschigen Augenbrauen von Eichen und Kastanien, der Lago Fusaro, der Lucrinersee, das Mare morto und in der Ferne, am Meeresstrande der Lago di Patria.

Ueber dem Schwefelkrater der Solfatara, der mit seinen Zerklüftungen, den farbenreichen Erden und den ringsum wachsenden, blühenden

Gebüsch wie ein drohender Greis dahingestreckt ist, auf dessen letzte Kraftäußerung man wartet, sieht man das Städtchen Pozzuoli am silbernen, glitzernden Wasser liegen, und von hier aus folgt das Auge der Rundung des Meerbusens, an welchem der Monte nuovo, Baoli, Bajä und deren Ruinen ruhen.

Links rückt das Cap Miseno in's Meer hinaus, und hinter demselben taucht aus demselben die kleine Insel Procida, welche dem großen Ischia als Vorläufer vorhergeht. Und über die Wasseroberfläche hinweg schwimmt die Insel Capri wie eine unersteigliche Geisterburg auf den Fluthen. Von Camaldoli aus scheinen Capri und das Festland sich zueinanderzuneigen, als ob die Insel und das Cap Campanella ein geheimes Geflüster mit einander hätten. Weiter strecken und lagern sich die Höhen nach links, Massa's, Sorrento's und Castellamare's Häuser leuchten aus dem Grün der Eichen, Pinien und Pomeranzengärten hervor. Daneben steigt wie ein Herrscher der Monte Sant Angelo in die Luft, während der ewig rauchende Vesuv dieser Seite der Landschaft das eigentliche Gepräge aufdrückt.

Welchen Namen soll man der Farbe geben, welche auf diesen Bergrücken lagert? Man weiß es nicht, denn die Natur hat auf ihrer Palette alle Farben durcheinandergemischt; aber das Warme, Strahlige ist allenthalben vorherrschend. Im großen Ganzen machte es auf mich den Eindruck wie erkaltende Lava, die oben bereits roth, braun, blau und schwarz geworden, während die Gluth von unten herauf alle diese Farben in ihren Widerschein hineinzieht, hier mehr, dort minder. Jedenfalls war die Wirkung bezaubernd, und wir konnten von dem Farbenspiele die Augen kaum los machen. Während wir die Gegend anschauten und das Glück der Menschen priesen, die immer hier oben sein durften, kamen auch die drei andern Mönche, um ihr Gebet am Kreuze zu verrichten. Auch sie hatten ganz edle Gesichter, in denen sich ebenfalls ein heiliger, ungetrübter Frieden aussprach. Wenn man sie sieht, wie sie beten, fasten und arbeiten und dabei doch stets vergnügt sind, so empfindet man unwillkürlich den Wunsch, den ganzen Plunder des Lebens dahin zu werfen und ebenfalls in diesen Hafen der Ruhe einzulaufen. Der Mönch nickte zu diesen Aeußerungen und sprach: „Einen Augenblick empfinden Sie Alle so, aber wenn Sie wieder im Geräusche von Neapel angekommen sind, dann ist die Begeisterung aus, meine Herren; um den Frieden zu erlangen, muß man für denselben langsam heransetzen und die volle Ueberzeugung haben, daß, außer in Gott, nirgends das wahre Heil zu finden ist.“

„Man müßte, um vor der Umkehr bewahrt zu sein, gewaltsam alle Brücken hinter sich abbrechen,“ sagte Herr von Schachtmeyer. „Nein, das

ist nur der Weg, um wieder an's Ufer zu fliehen, und die Hände jammernd nach dem Jenseits auszustrecken. Wer aus wirklichem Berufe das Mönchsgewand anzieht, dem können alle Ehren und Reichthümer zur beliebigen Benutzung vor den Augen liegen, er wird keinen Gebrauch davon machen, sondern in seiner armen Klausur bleiben, wo Wachen, Fasten, Gebet und Arbeit täglich mehr die Schlacken von seiner Seele hinwegschaffen.“

Der Mönch schwieg und senkte das Haupt in beide Hände. Ich glaube, er betete für uns, ob schon er nichts davon sagte; dann erhob er sich und zeigte uns in der Campagna felice eine Menge Ortschaften: Nola, Cancelli, Maddaloni, Caserta, Capua, Monte Tifata, Rocca Monfina und andere.

Nachdem wir die Aussicht lange genug genossen, auch jedes Plätzchen im Garten besucht hatten, fragten wir den Mönch, ob er uns nicht eine Erfrischung besorgen könne.

Er nickte mit dem Kopfe und sprach: „Leckerbissen giebt es hier oben nicht, aber Sie können Kaffee mit Bord haben, auch Wein, wenn Sie mit unserm eigenen Wachstume zufrieden sind.“

Wir baten ihn um Kaffee, und während er in's Kloster ging, um für denselben zu sorgen, besahen wir uns in seinem kleinen Garten die Blumen und sein Häuschen mit den beiden Stuben, die sehr ärmlich, aber reinlich waren. Sein Lager war ein auf dem Zimmerboden liegender Strohsack mit einer Decke von gewöhnlichem Zeuge. Darüber hing ein Kruzifix und einige grell bemalten Heiligenbilder.

Nachher brachte er den Kaffee selbst, bediente uns und sprach so zum Herzen, daß wir ihn immer lieber gewannen. Endlich wurde es spät; wir mußten an die Heimkehr denken, damit uns die Nacht nicht überraschte. Wir nahmen also Abschied von dem guten Klosterbruder, dessen Namen ich leider vergessen habe. Eine Zahlung verlangte er nicht, aber wir entschädigten das Kloster durch ein Geschenk.

Draußen stiegen wir wieder auf die Esel und ritten wacker zu, denn die Nacht kam uns früher, als wir gedacht hatten, und wir befanden uns noch im Walde, als es schon zu dunkeln begann. Räuber sind uns aber nicht begegnet. Wir kamen wohlbehalten, aber spät in Neapel an und sprachen noch oft von dem schönen Ausfluge nach.

2.16 Das Grab Virgils

Wer Neapel besucht, darf es nicht verlassen, ohne das Grab Virgil's, des größten Dichters Italiens, besucht zu haben. Die Stätte, wo die Ueberbleibsel eines solchen Mannes schlummern, ist heilig und bleibt allen Geschlechtern heilig, so lan-

ge noch ein Hauch der Tradition von einem Jahrhunderte auf das andere kommt.

Auch ich wanderte eines Tages nach der Grotta di Posilipo, um dieses alte Grab zu besuchen. Als ich die Grotte erreichte und mich suchend umsah, welchen Weg ich nun zu nehmen habe, waren gleich ein paar halbnackte Buben bei der Hand, welche mir ansahen, was ich wollte. Immer zu Diensten bereit, riefen sie einen Mann herbei, der mir die Thüre aufschloß, die zur Vigna hinaufführt. Es war kein Weg, sondern eine Treppe, auf der ich viele Stufen zu steigen hatte; nachdem ich derselben fünfundvierzig zurückgelegt hatte, befand ich mich in einem Weinberge, wo ich gerade aus zu gehen hatte und dann noch einmal neunundzwanzig Stufen steigen mußte.

Hier blieb der Führer stehen und machte mich auf die schöne Aussicht aufmerksam; es war ungefähr dieselbe, welche ich von S. Elmo und Camaldoli genossen hatte und die mir überhaupt nicht neu war; dennoch blieb ich stehen und schaute hinaus, wobei ich mir ausmalte, daß auch Virgil oft hier gestanden, als er die wunderbaren Gestalten seines Heldengedichtes schuf. Dann ging es abermals vierundvierzig Stufen in die Höhe, und damit war der Rücken der Posilipogrotte erreicht; aber noch nicht das Grab. Siebzehn Stufen ging es wieder hinab und wir gelangten an eine Stelle, wo wir, über eine Brüstung gelehnt, in den malerischen Eingang der Grotte schauen konnten, von der wir nachher hören werden. Hier verschloß uns ein Gitterthor den Weg, welches aber für ein Trinkgeld geöffnet wurde. Noch einmal sechsundzwanzig Stufen hinab, und wir befanden uns am Grabe Virgil's, einem Kuppelbau, welcher auf viereckiger Basis ruht und der ein Columbarium gewesen zu sein scheint, denn es befinden sich eilf Nischen für Urnen darin.

Dem Eingange gegenüber an der Rundthüre steht die Inschrift:

Virgilio Maroni

und die Grabschrift, die er selbst verfaßt haben soll:

„Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc Partenope: cecini pascua, rura, duces.“

Auf deutsch:

„Mantua zeugte mich, Calabrien raffte mich, Neapel hält mich; ich sang von Fluren und Krieg.“

Die ursprüngliche Inschrift soll noch im vierzehnten Jahrhundert auf dem Fries gestanden haben.

Darunter steht:

Consacré au prince des poètes latins par
F. G. Eichhoff, bibliothécaire de la reine
des Français, 1840.

Wenn man aus dem Grabe kommt, so sieht man
an der Wand eine Inschrift vom Jahre 1553, also
lautend:

Qui cineris? tumuli haec vestigia: condi-
tur olim ille hic, qui cecinit pacua, rura,
duces.

Dieses Grab, eines der wichtigsten der ganzen
Welt, ist leider vernachlässigt und mit Unkraut
bedeckt. Man sollte denken, die Stadt Neapel
würde es sich nicht nehmen lassen, dem berühm-
ten Dichter, der hier seine Aeneis und seine besten
Werke über den Landbau schrieb, eine würdige
Bergräbnisstätte in Ehren und Schmuck zu erhal-
ten. Allerdings sagt man, es sei nicht historisch
nachgewiesen, daß hier Virgil beigesetzt wurde;
indessen das Columbarium, welches wir eben be-
suchen, ist von der Tradition immer als „Grab
Virgil's“ von einem Jahrhunderte an das andere
überliefert worden. Wir wissen, daß er auf dem
Pausilypon ein Landgut besaß, auf dem er wohnte
und von wo er bei Abfassung seiner Aeneis ge-
wiß häufig Ausflüge zu den Orten in den phle-
gräischen Feldern und am Meere, die er so schön
beschreibt, unternahm.

Als er von seiner Reise nach Griechenland
zurückkehrte, starb er am 19. September des Jah-
res 19 v. Chr. zu Brundisium. Sterbend drückte er
den Wunsch aus, in der Nähe Neapels begraben
zu werden. Es ist nicht anzunehmen, daß dieser
Wunsch nicht ausgeführt worden sei, um so weni-
ger, weil immer der Glaube geherrscht hat, hier
sei Virgil begraben. Diese Tradition blieb stets le-
bendig und zu Petrarca's Zeiten zweifelte man so
wenig daran, daß dieser Dichter in Begleitung des
Königs Robert das Grab besuchte und an demsel-
ben einen Lorbeer pflanzte.

Dieser Baum wuchs lustig empor, wurde aber
von den Fremden und den Verehrern des Dich-
ters so stark geplündert, daß er im Anfange die-
ses Jahrhundert abstarb. Derjenige, welcher jetzt
dort wächst, ist nach dem Verschwinden des alten
neu gepflanzt worden.

Virgil's Größe hat ihn so sehr zum Eigenthume
des Volkes gemacht, daß er noch jetzt, nach fast
zweitausend Jahren, den Bauern und Fischern be-
kannt ist. Virgil gilt ihnen freilich auch noch als
ein Mann, der über die Geister und die Kräfte
der Natur herrschte, als ein Zauberer und wun-
derthätiger Wohlthäter der Stadt. In Folge dessen
knüpfen sich an das Grab auch allerlei unheimli-
che Sagen, welche dem Fremden in der Regel un-
bekannt bleiben.

2.17 Der Posilipo

Der Name Posilip soll von einer Villa herstam-
men, welche der Schlemmer Vedius Pollio auf der
Höhe hatte, wurde aber später auf den ganzen
Bergrücken ausgedehnt, welcher im Westen die
Stadt Neapel wie ein hoher Schutzdamm umgiebt
und von den phlegräischen Feldern abschließt.
Seinen häuserbedeckten Rücken sieht man über-
all, sehr lieblich und romantisch aber von der Vil-
la Nazionale aus, an welcher sich die stolze Chiaja
vorüberzieht. An diese schließt sich die Mergelli-
na, eine lange Reihe von Häusern und Villen am
Meere und an den Abhängen des Posilipo. Hier
hat man überall die herrlichsten Aussichten.



Auf dem Posilipo.

Da, wo die Straße sich mit einer Biegung dem
Meere nähert, liegt rechts auf einem kleinen Platze
die kleine Kirche del Sannazaro oder S. Maria
del Parto. Auf dieser Stelle war früher ein Land-
gut, welches als Geschenk des Königs Friedrich II.
von Aragonien 1496 in das Eigenthum des in Neapel
geborenen Dichters Jacob Sannazaro überging.
Hier lebte der große Dichter in Ruhe und Frieden,
bis die Franzosen sein geliebtes Heim verwüsteten.
Der Dichter war in dieser Zeit schon silber-
weiß und altersschwach, und da er sich dem Grabe
nahe fühlte, so erlaubte er im Jahre 1529 den
Serviten, hier eine Kirche zu bauen. In der ersten
der sechs Kapellen befindet sich ein Bild, auf wel-
chem der Erzengel Michael den Teufel überwin-
det. Dieser Teufel hat die Züge einer Frau, wel-
che in einen Bischof verliebt war, demselben aber
vergeblich nachstellte. Das Volk nennt dieses Bild
„il diavolo di Mergellina.“ Des Dichters Grab und
Denkmal mit reich geschmückten Sarkophage und
seiner Büste ist hinter dem Hochaltar und trägt
folgende Inschrift des Kardinal Bembo:

Da sacro cineri flores: hic ille Maroni
Sincerus, Musa proximus ut tumulo
Vix. An. LXXII. Obiit MDXXX.

Actius Sincerus war nämlich der academische
Name des Dichters.

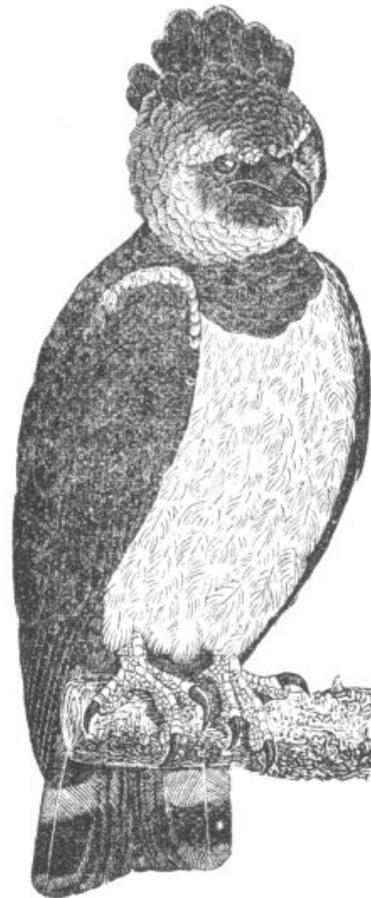
Eine Strecke weiter am Meere liegen die großartigen und malerischen Ruinen des Schlosses der Donna Anna, worin sich jetzt eine Glasfabrik befindet, Die Straße windet sich nun den Berg hinauf, wo Gärten und Landhäuser der Höhe ein reizvolles Ansehen geben und wo eine üppige Vegetation das Auge entzückt. Oben hat man außerdem die prachtvollsten Aussichten und es sind stets Wagen mit Damen und Herren da oben, welche sich an dieser Aussicht laben.

Geht man weiter, so kommt man zu den sonderbar geformten, phantastischen Felsen, Klippen, Abhängen, Schluchten und steilniederfallenden grauen Tuffwänden mit der blüthenreichsten Vegetation. Rosen, Jasmin, Myrthen, Aloen, Cacteen, Granaten, Oliven, Oleander, Pomeranzen etc. machen sich da den Rang streitig. Es ist hier oben wie in einem Feenlande und man kommt sich selbst wie ein verwünschter Prinz vor, der in diesem Paradiese als ein Fremdling wandern muß. In der Ferne tobte und brauste das Meer, aber in den kleinen Buchten lag es so ruhig, wie ein Kind im Traume; nur leise kräuselten sich die Wellchen, auf denen fröhliche Fischer ihre Netze auswarfen, und von deren Rudern das Wasser als leuchtende Goldtropfen in die Fluth zurückplätscherte.

Die Sonne sank schon allmählich von ihrer Höhe herab, aber die Landschaft wurde dadurch nur um so lieblicher und glänzender, denn in den Gipfeln der grünen Bäume spielten ihre Strahlen wie ein goldener Regen, dessen schimmernde Tropfen von Blatt zu Blatt flossen. Die Abendwinde, welche in den Zweigen flüsterten, der Gesang der Vögel, die summenden Bienen, die noch von Kelch zu Kelch flogen, Alles das heimelte uns an, und die das Meer küssenden Strahlen des scheidenden Tagesgestirnes erweckten in unsern Herzen eine wunderbare, aus Freude und Sehnsucht gemischte Wehmuth. Als wir an den Gitterthoren der Villen vorüberkamen, rief uns ein Papagei den Abendgruß zu: Buona sera, signori! Das klang so komisch, daß es für eine Weile mit der ganzen Poesie vorbei war.

Wir gingen zwischen den, nun nackt werdenden Felsen weiter, kamen über Brücken, die eine Klippe mit der andern verbinden, und gelangten in der Tiefe an das Meer, wo im Wasser noch eine Menge Reste von antiken Gebäuden liegen, unter andern auch die Piscina mirabile, ein ungeheures Gewölbe, in welchem der Wüstling Pollio, der Freund des Tiberius, seine Müränen mit Menschenfleisch nährte.

Bald gelangten wir an die Grotte des Sejan, ein Tunnel, ähnlich der Grotte des Posilipo, welche ebenfalls durch den Felsen gehauen, aber noch fünfhundert Fuß länger ist. Diesen langen Gang hat man in der Neuzeit gereinigt und wo es nöthig war, durch Mauern gestützt. Hier hatten wir beim Sonnenuntergange die schönsten Aussichten auf



den Golf und die Inseln, welche jetzt im Feuer des Abendgoldes da lagen.

An den Felsenwänden giebt es eine Menge Grotten, in welche unaufhörlich das Meer seine Wellen stößt, die dort im dunkeln Schooße ruhen, bis sie von Neuem hinausgetrieben werden. Viele dieser Grotten sind sehr geräumig, und als Schildwachen stehen vor denselben im Wasser eine Menge abgerissener Felsblöcke, auf denen sich Pinien, Lorbeeren und Cypressen erheben.

Jetzt tauchte die Sonne hinter dem Posilip nieder; nur noch ein schmaler Streifen stand, wie die Mondsichel über dem Bergrande, und leuchtete zu uns herüber; aber auch dieser Streifen verschwand, und nun lagen Meer und Landschaft wie in einem goldenen glitzernden Dufte, der nach und nach bläulich violett wurde, aber aus sich heraus noch immer einen gedämpften Feuerschein verbreitete.

Wir schauten nach Ischia hinüber; auf seinen Höhen schimmerte noch der Widerschein der Sonne, aber die tiefern Theile hatten schon eine dunklere Färbung angenommen, während die Fensterscheiben wie flüssiges Gold strahlten und die weißen Häuser auf den Höhen zu lodern schienen.

Am Himmelsgewölbe flackerten hohe Feuergarben empor, es war das Taschentuch der Sonne,

welches der Erde zum Abschiede winkte. Ein Zipfel dieses Tuches nach dem andern verschwand und zuletzt herrschte ringsum Nacht und Schweigen.

Wir stiegen in eine Barke und ruderten zurück nach Neapel, wo uns das geräuschvolle Leben mit seinem tausend Armen und Lichtern empfing. Wir gingen nach dem Toledo, wie wir jeden Abend thaten, aber heute wunderten uns die Speisen und Getränke weniger und das fieberhafte Trieben der Menschen widerte uns an, denn wir hatten in eine ganz andere Welt geschaut und waren von den Engelsflügeln des Friedens und der ungetrübten Glückseligkeit angestreift worden.

Früher, als gewöhnlich gingen wir hinab nach S. Lucia; dort aber öffneten sich die Herzen und wir tauschten noch bis Mitternacht unsere Eindrücke aus.

3 Eine Rundfahrt in den Phlegräischen und Elisäischen Feldern

3.1 Vorbereitung

Nachdem wir das Grab des großen Dichters Virgil gesehen, wollten wir auch die Orte besuchen, welche seine unsterblichen Gesänge für ewige Zeiten unvergänglich gemacht haben, denen Homer den Stempel des Geheimnißvollen und Wunderbaren aufgedrückt.

Huber, unser Führer, prophezeite uns für den folgenden Tag prachtvolles Wetter. Wir hatten keine Ursache, ihm zu mißtrauen, denn bisher hatte er sich stets als einen Kenner von Wind, Regen und Sonnengluth bewiesen; wir gaben ihm also den Auftrag, einen Wagen zu besorgen und sich zeitig bei uns einzufinden.

Herr und Frau Schachtmeyer, mit denen ich bisher alle Touren in und um Neapel zusammengemacht hatte, waren auch für morgen dabei. Wir freuten uns schon im Voraus auf all' die kostbaren Aussichten und Landschaften, und damit die Tour auch lohnend sei und uns einen dauernden Gewinn brächte, so suchten wir aus unserm Gedächtnisse Alles zusammen, was sich dort an historischen Erinnerungen angespeichert hatte, zogen auch Karten und Reisebücher zu Rathe und fühlten uns nun zu dem Ausfluge so wohl gerüstet, daß wir uns ohne Gewissensbisse ein Dutzend Austern und eine Flasche Wiener Bier gönnen durften.

Langsam schlenderten wir die Strada Santa Lucia hinauf, blieben an der Mauerbrüstung, welche das Meer von der Straße abschließt, zuweilen stehen und gönnten uns den geistigen Genuß, hinauszuschauen über den Golf und den Kranz von Gebirgen, die denselben in weitem Kreise umstehen und die eben jetzt von der untergehenden Sonne mit einem Farbenreichthume überschüttet wurden, den weder Feder noch Pinsel würdig veranschaulichen können.

Die Neapolitaner, welche diesen unvergleichlichen Zauber alle Tage sehen, bleiben wohl auch hin und wieder stehen und rufen sich zu: „Bello, bellissimo!“ aber sie haben nicht jenes Gefühl, welches fast schmerzlich die Brust erweitert, um diesen glühenden Duft, diese leuchtende Harmonie von Form und Farbe in sich aufzunehmen.

Auf dem Toledo schwärmte es wie in einem Bienenstocke und man hatte Mühe, sich ungefährdet durch das Gewühl von Menschen und Wagen hindurchzuwinden. Frau von Schachtmeyer hatte außerdem an den Spiegelscheiben der glänzend

erleuchteten Magazine so viele fremdartige Gegenstände zu bewundern, daß es viel Zeit kostete, bis wir in unserer Biraria ankamen, aber der Weg hatte uns auch den Appetit und den Durst geschärft; Austern und Bier, so wie die übrigen Zuthaten schmeckten uns deßhalb vortrefflich.

Huber hatte schon in allen Lokalen, wo wir zu verkehren pflegten, nach uns gesucht und fand uns endlich, als wir eben aufbrachen, um nach Hause zu gehen. Wir fürchteten schon, daß er käme, um eine Veränderung des Wetters anzuzeigen, aber sein Erscheinen hatte einen andern Grund.

„Bei Zepf-Weber ist ein Herr eingekehrt, der die Tour morgen mitmachen möchte.“ sagte er; „da Sie nun in Ihrem Zweispänner noch einen Platz übrig haben, so wollte ich Sie bitten, ihm die Mitreise zu erlauben, da mir dadurch ein kleiner Mehrverdienst erwächst.“

Es lag eigentlich nicht in unserer Absicht noch fernere Gesellschaft zu haben, aber da Huber bat, so wollten wir nicht ungefällig sein, und auf seine Versicherung hin, daß der Fremde ein durchaus anständiger Herr sei, gaben wir unsere Zustimmung.

Die gnädige Frau meinte, daß wir wohlthäten, für morgen einige Lebensmittel einzukaufen. Sie traute nämlich den Locandas auf dem Lande nicht sehr, und nach unsern bisherigen Erfahrungen mußten wir ihr Recht geben. Mit allerlei guten Dingen beladen, eilten wir durch die leerer gewordenen Straßen und begaben uns zeitig zu Bette, um morgen für die kleinen und großen Strapazen der Tour recht gestärkt zu sein.

3.2 Grotta di Posilipo

Huber hatte Wort gehalten. Ehe ich noch aufgestanden war, hörte ich unten den Wagen vorfahren und ein schneller Blick durch's Fenster zeigte mir Huber und den in einen Mantel gewickelten Fremden. Der Führer sprang aus dem Wagen, ging durch das Thor und kam die knirschende Steintreppe herauf, pflichtgemäß an die Thüre klopfend, wo seine Anbefohlenen wohnten.

Ich war bald bei ihm; er strahlte vor Freude und sagte: „Wir werden heute ein richtiges Götterwetter haben. Herr von Schachtmeyer und seine Gattin sind doch aufgestanden?“

„Ich denke ja, Huber; aber wir müssen noch

ein wenig verweilen, bis wir das Frühstück eingenommen haben. Mit hungrigem Magen ist der schönste Genuß keinen Centesimo werth. Rufen Sie unsern Mitreisenden herauf und laden Sie ihn zu einer Tasse Kaffee ein.“

Huber ging hinab, kam aber gleich mit der Antwort zurück, daß der Fremde schon bei Zepf-Weber gefrühstückt habe und im Wagen warten wolle.

Unsere Angelina, welche stets unsern Wünschen zuvorkam, eilte mit dem Theebrette herbei und deckte im Vorsaale, dann ging sie hinein und kam bald mit der Antwort zurück, daß Herr und Frau von Schachtmeyer sogleich erscheinen würden. Sie ließen auch nicht lange auf sich warten. In Rücksicht auf den harrenden Reisegenossen wurde das Frühstück hastig und stehend eingenommen. Dann eilten wir hinab und stellten uns einander vor.

Der erste Blick überzeugte uns, daß der Herr, dessen Name mir wieder entfallen ist, keineswegs der gebildeten Klasse angehörte. Nach seiner Sprache, seinem rothen, fetten Gesichte und seinen Manieren schien er ein reich gewordener Fleischer zu sein. Das hätte nun wenig zu sagen gehabt, aber sein ungebildetes Benehmen, welches auf der Fahrt immer mehr zum Vorschein kam, ließ die ungenirte Freude nicht recht aufkommen.

Es war noch so früh am Morgen, daß die Bewohner von Santa Lucia noch schliefen; nur die Leute, welche mit den „Frutti di mare“ Handel treiben, waren schon munter, schlugen ihre Stände an der Meerseite auf und stellten die Eimer mit den Austern und ihre andern Handelsartikel zurecht. Trotz der frühen Morgenstunde boten sie uns ihre Waare an und kamen mit den Eimern bis an den Wagenschlag.

Huber schalt sie aus, und der Kutscher schlug auf die Pferde und jagte die Chiaja hinab, wo die Paläste der Reichen mit den Gesandtschaftshôtels und den großen Gasthöfen an Pracht wetteifern und sich einander zu überbieten suchen. Links gegen das Meer hin schauten wir in die reizende Villa Reale mit ihren Alleen, Gebüsch, Rasen, Palmen, Blumen, Tempelchen und Statuen.

Wir hatten diesen prachtvollsten aller Spaziergänge oft besucht, aber wir konnten dennoch kein Auge davon abwenden, nur der Fremde hielt er nicht der Mühe werth, den Kopf umzudrehen, und als wir ihn freundlich aufmerksam machten, schüttelte er sein Haupt und sprach: „Hab's schon gestern gesehen.“

Wir machten keinen Versuch mehr, sondern fuhren schweigend durch die Strada die Piedegrotta und tauchten dann in die Finsterniß der weltberühmten Grotte des Posilipo, einen zehn Minuten langen Stollen, der von Entfernung zu Entfernung durch Lichtschachte, ein wenig Licht von oben bekommt, aber in dieser frühen Morgen-

stunde noch nicht von den zahlreichen Gascandelabern erleuchtet war. Die Licht- und Luftschachte vermochten nur ihre nächste Umgebung ein wenig zu erhellen. Unheimliches Dunkel umfing uns; das Rollen der Wagenräder und das Klappern der Hufe dröhnte mit dumpfem, polternden Geräusche vom Gewölbe zurück, dazwischen das helle Geklingel der messingenen Glöckchen, womit die neapolitanischen Esel geziert sind. Wir sahen sie nicht, aber wir wußten, daß sie den Marktleuten zugehörten, welche ihre Gemüse und Früchte zur Stadt brachten.

Wenn wir unter einem Luftschachte herkamen, sahen wir für einen Augenblick in ein blauweißes Licht, dann war es wieder dunkel und wir hatten Muße, uns auszumalen, wie wir unter dem Grabe Virgil's hindurchfuhren. Nur zweimal im Jahre wird die Grotte in ihrer ganzen Länge von der Sonnen erleuchtet, nämlich zur Zeit der Aequinoktien im Februar und Oktober, aber auch dann nur beim Untergange. Diejenigen, welche sie im Lichte des untergehenden Tagesgestirns gesehen haben, versichern, daß es ein eigenthümlich mysteriöser Anblick sei.

Vom Anfange des Schachtes bis zum Ausgange desselben stehen zweiunddreißig Laternen, die den dunkeln Schlauch nothdürftig erleuchten; sie brannten aber in dieser frühen Morgenstunde, wie gesagt, noch nicht, und so konnten wir weder von der Höhe, noch von der Breite etwas sehen. Huber aber sagte uns, die Höhe sei sehr ungleich, denn sie wechsle von sieben bis zu fünfundzwanzig Metern, während die Breite fast überall sieben Meter betrage. Der Boden ist mit großen viereckigen Lavablöcken, dem gebräuchlichsten Straßenpflaster Neapels, belegt, und diese vermehrt noch das Getöse der Räder und Hufe.

Zu allen Zeiten war die Grotte des Posilipo eine der hervorstechendsten Merkwürdigkeiten Neapels und kein Fremder ließ sie unbesucht; erst in der Neuzeit, wo durch die Eisenbahnbauten bedeutend längere Tunnels entstanden sind, hat sie den Reiz der Seltsamkeit und Seltenheit verloren.

Wem sie ihre Entstehung verdankt und wann sie angelegt worden, ist unbekannt, doch reicht sie in das graueste Alterthum hinauf, und es liegt auf der Hand, daß das Bedürfniß sie schuf; um für das in alten Zeiten so reich bewohnte Hinterland eine kürzere Communication herzustellen, mußte man den Berg durchbrechen, da sonst der ganze Verkehr um den langgestreckten Posilip herumgehen mußte. Das Volk aber, welches bei allen Werken, die sein Erstaunen in ungewöhnlichem Maße erregen, übernatürliche Kräfte thätig sieht und bald den Teufel, bald einen Magier in's Spiel zieht, schrieb sie einem Zauberer zu. Und dieser Zauberer ist kein Anderer als Virgil, der da oben auf der lachenden Höhe schon so lange den Todesschlaf schlummert.

Einige behaupten, sie sei von Augustus, dem Vedius Pollio die auf dem Berge gelegene Villa Pausilypon schenkte, gebrochen worden, doch reicht sie wohl weit über diese Zeit hinaus. Wir dürfen dieses um so mehr annehmen, da schon zu Zeiten der griechischen Einwanderung der Grottenbau nicht ungewöhnlich war, wie wir später noch hören werden. Daß sie aber nicht zu allen Zeiten die vorliegende Breite und Höhe hatte, geht aus verschiedenen historischen Nachrichten hervor. Seneca beschreibt sie als ein erschreckliches, finsternes, staubiges und athembenehmendes Loch. Petronius sagt, man habe nur gebückt hindurch gehen können. Da diese Beschaffenheit dem Verkehre sehr hinderlich war, so ließ sie Alfonso I. von Aragonien ebnen, vertiefen und erbreitern. Zu Karl V. Zeiten erhielt sie dann durch den Vizekönig Pietro di Toledo das Pflaster und ihre jetzige Gestalt.

Die Grotte lag bald hinter uns. Wir ließen den Wagen eine Zeitlang halten und schauten zu der bewaldeten Höhe hinauf, die wir wie Maulwürfe durchzogen hatten, und auf deren Plateau sich Vigne an Vigne, Villa an Villa, Palast an Palast reihte.



Wir waren gleichsam plötzlich in einer neuen Welt angekommen und durch einen mächtigen Bergriegel von den geräuschvollen Straßen Neapels getrennt.

Vor uns lag der Ort

3.3 Fuorigrotta

der nach dem Verlassen des heitern Neapels nicht den angenehmsten Eindruck machte. Von der Finsterniß der Grotte schien ein schwermüthiger Hauch darüber hinzuwehen, und doch barg dieser Ort eine Größe, die nicht an den dunkeln Fuß, sondern auf die lichtumstrahlte Höhe des Posilipo gehörte.

In der Kirche S. Vitale, am Westende von Fuorigrotta, liegt nämlich unter einem bescheidenen Denkmale der Dichter Graf Giacomo Leopardi begraben. Er wurde im Jahre 1798 in seinem Palaste zu Recanati geboren. Im Jahr 1818 gab er seinen begeisterten, auf der ganzen Habinsel bekannten Gesang für die Einheit Italiens heraus. Zu früh für seine Muse starb er schon 1837 und S. Vitale bewahrt seine Asche.

Beim Ausritte aus der Grotte hat sich der Reisende für einen Weg zu entscheiden, denn es giebt deren in den verschiedensten Richtungen, die fächerartig in die Landschaft auseinandergehen. Für unsern Zweck wählten wir die bequeme Straße gerade aus, welche an die Küste führt. Anfangs waren wir beständig zwischen Gärten und die Gegend bot kaum einen andern Reiz, als die frische Morgenluft; desto mehr wurden wir überrascht, als wir

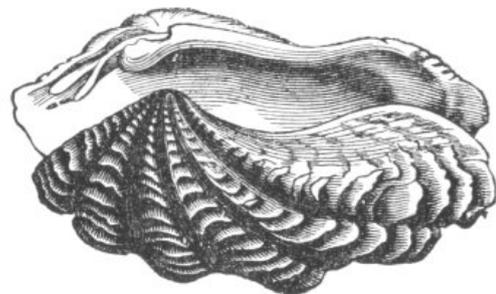
3.4 Bagnoli

an der Küste erreichten.

Es liegt nur eine Viertelstunde von Coroglio, der äußersten Spitze des Posilipo.

„Wie schön!“ riefen Herr und Frau von Schachtmeyer und ich gleichzeitig aus und sprangen aus dem Wagen; nur unser Begleiter schwieg und starrte von seinem Sitze herab frostig in's Meer.

Es lag im reinsten Azur vor uns und die Luft war so ruhig, daß sich kein Wellchen regte. Wie in einem glückseligen Träume vor Wonne erstarrt, glich es einem ungeheuern Spiegel, auf dem die Sonnenstrahlen leuchteten und blitzten. Heute sah man ihm nicht an, daß es auch seine Tücken haben konnte. Lockend, in unbeschreiblicher Schönheit wandte es uns das Antlitz zu, und es gehörte Stärke dazu, um nicht seiner Einladung zu folgen und die heißen Glieder in der blauen Fluth zu kühlen. Fischer, die mit ihren Kähnen an's Land gefahren kamen, boten uns Krabben, Entenmuscheln und Muschelgehäuse und solche mit lebenden Thieren zum Kaufe an.



Eine kurze Strecke von uns hob sich die kleine Insel Risida aus der träumenden Bucht und streckte den langen Dammarm wie verlangend nach dem Festlande hinüber. Das kleine Eiland,



einst durch unterirdisches Feuer entstanden und aus dem Meere gehoben, lächelt so lieblich entgegen, daß wir versucht waren, auf seinem Krater und auf seinen weich gerundeten Tuffelsen die reine Unschuld und den ewigen Frieden zu begrüßen, aber Huber belehrt uns, daß nur Elend und Schmach dort wohnen. Auf dem breiten Felsplateau „il Coppino“ steht das Lazareth, auf dem höchsten Kraterrande der Bagno für Verbrecher und im Hintergrunde die Quarantaineanstalt, wo zu Zeiten ansteckender Krankheiten die Reisenden, welche aus dem Oriente kommen, zu warten haben.

Das Alles war nicht sehr erfreulich und stimmte mit der heitern Erscheinung des Eilandes wenig überein.

Einst ist es anders gewesen. Schon Plinius weiß viel von der vortrefflichen Spargel, den süßen Feigen, den kostbaren Pilzen und dem feinen Ost und Gemüse zu berichten. Diese schöne Zucht für den Gaumen war auch wohl die Ursache, daß Lucullus, der Feinschmecker, hier eine Villa anlegte.

Schon früh warf sie aber auch ihre Schatten, denn Marcus Junius Brutus, Cäsars Mörder, weilte hier nach der schrecklichen That und seine zweite Gattin, Porcia, gab sich hier den Tod, indem sie glühende Asche trank.

Nachdem wir die Insel, diese kleine glänzende Perle, die so holdselig auf der blauen Fluth schwimmt, eine Weile betrachtet hatten, wandten wir uns Bagnoli zu. Seinen Namen trägt es von den Bädern, welche schon die Römer hier erbauten, weil die Mineralwässer der umliegenden Hügel hier zusammenrinnen. Die Pracht der Bauten ist längst dahin, aber die Bäder sind noch heute im Gebrauche und sehr geschätzt. Es giebt da heiße Quellen mit Salz- und Kohlensäure, sowie mit Schwefel und Eisen.

In der fruchtbaren Ebene, dem eigentlichen Garten Neapels, der die Stadt mit den frühesten und zartesten Gemüsen versieht, weiter gehend, kamen wir an dem, seinen Namen so sehr verdienenden Mare Dolce, am Monte Olibano und den Lavahöhlen vorüber, worin Tag um Tag etwa zweihundert Galeerensträflinge arbeiten, um das

Material für die Straßenpflasterung zu gewinnen.

Nachdem wir uns eine Zeitlang an dieser lächelnden Landschaft erfreut hatten, stiegen wir wieder zu dem schweigsamen Herrn in den Wagen und näherten uns nun der Stadt

3.5 Pozzuoli

Mit ihren fünfzehntausend Einwohnern ist sie kaum noch ein Schatten von dem, was sie ehemals gewesen, aber sie macht in ihren kleinen Verhältnissen auch heute noch den Eindruck einer alten Stadt, die einst ein gewichtiges Wort mitzureden hatte, und wenn sie auch in ihrem Innern nur wenig Merkwürdiges aufzuweisen hat, so liegen doch, im ganzen Umkreise zerstreut, die Denkmäler der einstigen Größe und Bedeutung. Als wir durchfuhren, standen die Einwohner neugierig vor den kleinen Häusern oder hielten sich auf den flachen Dächern auf, von wo sie auf uns herabschauten und freundlich nickten.

Huber befahl dem Vetturino, in langsamem Schritte zu fahren, damit wir im Sitzen die Physiognomie der Stadt und der Bevölkerung in uns aufnehmen könnten. In den dürftig gekleideten Männern und den bunt, aber ärmlich ausgestatteten Frauen erkannte man nicht mehr das Geschlecht, welches einst so viel von sich reden machte, aber die beweglichen Gestalten und die munter blitzenden Augen verriethen doch ein kluges, rühriges Völkchen, welches seinen Vortheil wahrzunehmen versteht.

Mehrere Männer traten an den Wagen und boten sich als Führer an; da wir aber unsern Huber hatten, so mußten wir ihre Dienste abweisen. Mehrere von den kecken, sonngebräunten Weibern lachten über uns, wahrscheinlich, weil wir es uns so viel Geld kosten ließen, um die alten Ruinen zu sehen, aus denen sie sich selbst gar nichts machten.

Wir fuhren bis an den Hafen und schickten den Vetturino mit den Gäulen zur Bella Italia, denn wir wollten noch das Amphitheater und den Solfatara besuchen, ehe wir weiter fuhren. Von dem kleinen, jetzt nur von Fischern besuchten Hafen hatten wir eine prächtige Aussicht über den Golf und die jenseitigen Höhen, aber das Wasser lag still und todt, kein Gesang in fremden Sprachen, kein Matrosengetümmel, kein Volksgeschrei belebte den alten, weltberühmten Molo.

Huber wies mit dem Finger auf das Wasser, und unsern Blicken zeigten sich fünfzehn Pfeiler, die Ueberreste jenes von Seneca und Sueton beschriebenen Hafendammes (Pilae, Moles Puteolanae), der jetzt unter dem Namen „Brücke des Caligula“ bekannt ist. Sie ziehen sich gerade aus in's Meer und sind aus Tuffquadern und Ziegelsteinen erbaut. Der Mörtel von Pozzolanerde hat die

Masse so fest gebacken, daß sie durch alle Jahrhunderte hindurch den Stürmen und dem Vandalismus der Menschen getrotzt hat. Die Pfeiler sind durch Bogen miteinander verbunden. Ehemals aber waren ihrer fünf und zwanzig. Wie aus dem Namen hervorgeht, hält man diese fünfzehn Pfeiler für Ueberreste der Caligula'schen Brücke, auf die wir später zurückkommen werden. Das ist aber jedenfalls ein Irrthum, denn die Brücke des Caligula war nur ein flüchtiges und für einen vorübergehenden Zweck erbautes Werk, während dieser Hafendamm nicht allein auf die Tage der Gegenwart, sondern auf die fernsten Zeiten berechnet war. Es ist indessen wohl möglich, daß Caligula den bereits bestehenden Damm zum Anfange seiner Brücke benutzte.

Die einstige Bestimmung dieses dauerhaften Damms war keine andere, als den großen Seeschiffen das Landen an einem festen Punkte zu ermöglichen. Aehnliche Einrichtungen sehen wir an allen Seehandelsplätzen, und es ist einigermassen zu verwundern, daß man an einem so klaren Gegenstande so lange herumgedeutelt hat.

Gemäß einer, sich auf einem Pfeiler befindlichen Inschrift wurde er von Antonius Pius (138-161) wieder hergestellt; die Zeit der ersten Erbauung aber ist unbekannt.

Vom Hafen begaben wir uns zu den Kathedrale S. Procolo. Wenn man so viele prachtvolle Goteshäuser gesehen hat, bietet sie wenig Anziehendes, aber als Grabkirche ist sie durchaus nicht ohne Bedeutung, denn außer dem heiligen Procolus, zwei andern Heiligen und dem Herzoge von Montpentier schlummern hier auch der Componist des herrlichen, unübertrefflichen Stabat mater, Giovanni Battista Pergolese aus Jesi.

Wir konnten die Kirche nicht verlassen, ohne uns eine Weile am Grabe des großen Componisten aufzuhalten. Da, wo man zu den Glocken emporsteigt, ruht seine Asche. Der Zufall wollte es, daß gerade die Glocken gezogen wurden, und es war uns, als riefen sie in alle Lande hinaus, daß hier unten der Künstler ruhe, dem so gewaltige Kunst verliehen, daß er sich schon im Jünglingsalter einen Weltruf erwarb. Im Conservatorium der Armen Christi zu Neapel erzogen, weihte ihn Gaetano Greco in die Geheimnisse der Kunst ein und er war noch Schüler, als sein Ruf bereits durch ganz Italien erscholl. Leider war ihm kein langes Leben vergönnt; in seinem sechsundzwanzigsten Jahre ging er nach Pozzuoli, um seine schwankende Gesundheit zu pflegen. Das Arbeiten aber konnte er nicht lassen, die Musik war sein Lebenselement. Die Cantate Orfeo, das Salve Regina und das berühmte Stabat mater entstammen diesem kurzen Aufenthalte. Schon am 26. März 1736 starb er, und während seine Asche im Dome zu Pozzuoli vermoderte, erklangen alle Kirchen und Theater von seinen Tonwerken.

Uns war es, als hörten wir die sanfte, dem weichen Herzen Pergolese's entströmenden Melodien über dem Grabe schweben. Sie trugen uns von dem blauen Golf über die Alpen zum Rheine, und bei dem todten Mäistro erinnerten wir uns des deutschen Meisters Hiller, der das Stabat mater im Clavierauszug mit untergelegtem deutschem Texte herausgegeben hat. Der Gedanke an Hiller zauberte die rheinischen Musikfeste vor unsere Seele, und so gingen im fernen Italien die gewaltigen Tonwerke deutscher Componisten an uns vorüber.

Die Kathedrale steht auf den Trümmern eines, von L. Calpurnius erbauten Augustustempels, der ganz aus weißem Marmor construiert und von korinthischen Säulen umgeben war. So ist es ja so häufig gewesen; überall, wo das Christenthum über das Heidenthum siegte, mußte der Göttercult den Tempeln der Christen Platz machen.

Wir begaben uns von dem Dome zu Piazza, wo die Statuen des Bischofs und Vicekönigs Leon y Cardenas und des Q. Flavius Mavortius stehen. Letzere wurde im Jahre 1704 ausgegraben, und hat einen zwar antiken, aber nicht ihr zugehörigen Kopf, was uns zu mancherlei Späßen Veranlassung gab. —

Wenn man eine von ihrer Höhe herabgesunkene Stadt sieht, so kann man sich eines wehmüthigen Gefühles nicht erwehren, und es liegt nahe, daß man den Born der Geschichtsquelle hinaufsteigt und sich vergegenwärtigt, wie sie dereinst gewesen, deßhalb wollen wir auch hier einen kurzen historischen Abriß geben.

Westlich von Pozzuoli auf einem Hügel am Meere liegen die Ruinen von Cumä, der ältesten griechischen Ansiedelung in Italien, von wo sich Bildung und Cultur über die Halbinsel verbreiteten. 1050 v. Chr. gegründet, wurde es bald zur Herrscherin der ganzen Gegend und gründete 521 v. Chr. diese Tochterstadt. Dikaiarchia wurde sie benannt, von den Römern aber ihrer vielen heißen Quellen wegen Puteoli und von dem nachkommenden Geschlecht Pozzuoli geheißt.

Als sie im zweiten punischen Kriege unter die Herrschaft der Römer kam, nahm sie durch ihren guten Hafen einen raschen Aufschwung und wurde bald von allen schiffahrenden Nationen aufgesucht. Da sie von den verschiedensten Völkern bewohnt wurde, so sah man hier das bunteste Gemisch von Kleidern und Physiognomien, und hörte an dem volkbelebten Hafen und in den zahlreichen Straßen fast alle Sprachen der Erde reden. Tag und Nacht kamen Schiffe aus den fernsten Zonen an und legten am kernfesten Molo bei, und als die Römer sie in Gunst nahmen und die Großen und Reichen ihre Villen hier anlegten, da dehnte sie sich weit in die Ebene und gegen das Gebirge bis zum Solfatara aus. Die fremden Völker erbauten ihrem Cultus die herrlich-

sten Tempel und es drängte sich Palast an Palast, so daß Cicero sie ein kleines Rom nannte.

Hie an dem alten Molo, von dem noch die fünfzehn Pfeiler stehen, landete der Apostel Paulus mit dem Schiffe Castor und Pollux, als er nach Rom vor den Kaiser geführt wurde, und verweilte sieben Tage, weil er hier zahlreiche Brüder fand.

Zur Zeit des tollen Imperators Caligula wurde die Stadt der Schauplatz eines wahnsinnigen Unternehmens. Man hatte dem verrückten Fürsten prophezeit, daß er über die Parther siegen werde, wenn er im Harnische Alexanders des Großen durch den Meerbusen nach Bajä gallopire. Der ehrgeizige Tollhäusler konnte natürlich nicht durch das tiefe Meer reiten, aber er fand bald einen Ausweg und ließ von Puteoli bis nach Bajä, in gerader Linie eine Wegstrecke von zwei Stunden, Schiff an Schiff reihen und stellte eine ungeheure fliegende Brücke her, die im Molo anfang und bis zu dem heutigen Dorfe Bacoli reichte. Als sie fertig war, ließ er das Deck der Schiffe mit Erde belegen und pflanzte zu beiden Seiten Bäume, so daß eine schnurgerade Allee entstand. Sogar Häuser wurden auf diese Brücke gebaut, und damit Alles den Anschein des festen Landes habe, leitete man künstliche Bäche über dieselbe hin.

Als sie mit ungeheuern Kosten hergestellt war, ließ er seinen Ritt in der ganzen Stadt verkünden und sprengte unter Beisein einer ungeheuren Volksmenge darüber hinweg. Des Nachts veranstaltete er eine prachtvolle Beleuchtung und rühmte sich, viel prächtiger als Xerxes, über das Meer gegangen zu sein und dazu die Nacht in Tag verwandelt zu haben.

Da er niemals eine, nach seiner Ansicht große That verrichten konnte, ohne den Göttern Menschenopfer zu bringen, so ließ er aus der Menge der Zuschauer beliebige Personen ergreifen und sie in's Meer stürzen, wo sie unter den Augen und dem Beifalle der Zuschauer ertranken.

Auch der wüthende Nero weilte oft hier und überhäufte die Stadt mit seinen Gunstbezeugungen.

Kriege und Erdbeben führten allmählich ihren Verfall herbei. In den umgestürzten Tempeln und Palästen kann man die Spur des Feuers und die ehernen Schritte des Alarich, Geiserich, Totilas, der Saracenen und der Türken verfolgen.

Man hat die Benennung der Pozzolanderde, dieses besten Mörtels der Welt, von dem Namen der Stadt ableiten wollen. Ich kann mich dieser Ansicht aber durchaus nicht anschließen und nur zugeben, daß die beiden Namen einem gemeinsamen Wurzelworte entspringen. Schon der Umstand, daß die Pozzolanderde auch in Rom und im übrigen Italien gefunden und verwandt wird, spricht gegen die Ableitung, da, wenn sie nach einem Orte benannt wurde, sie ebensogut Romaer-

de etc. genannte werden könnte.

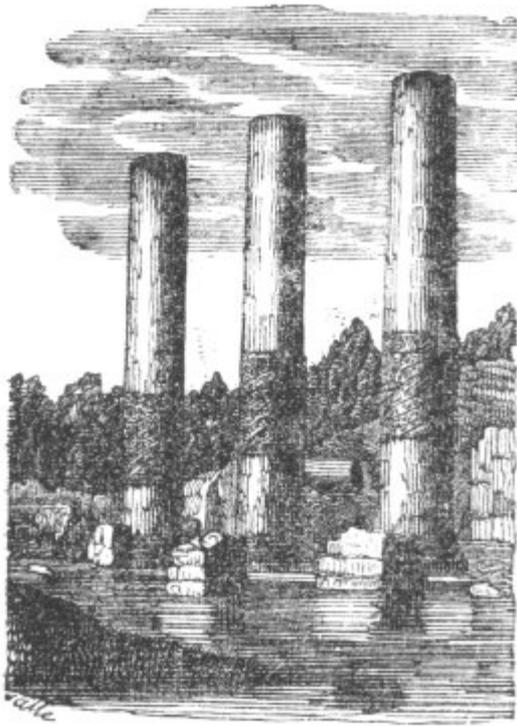
Die Sache liegt anders. Das italienische Wort Pozzo heißt Brunnen, Kloake. Man denkt dabei an eine Vertiefung in der Erde, in welcher sich Wasser befindet, und dieser Begriff entspricht dem französischen puits und dem deutschen Pütz (Brunnen) und Pfütze. Ortsname: Pützchen gegenüber Bonn und andern.

Paßt diese für den Namen der Stadt, so erklärt sich der Name der Pozzolanderde durch Folgendes:

Das Wort *il pozzo* deutet auch auf eine trockene Vertiefung hin, denn es heißt ebenfalls Loch und Schacht. Dieselbe Bedeutung findet sich im Deutschen wieder, besonders in Zusammensetzungen; eine Kohlengrube heißt im Munde des Volkes Kohlenpütz und im Englischen Caalpit. Pozzolanderde ist also eine aus einer Grube gegrabene Erde. Das könnte nun allerdings jede Erde sein, aber man verbindet mit dem Worte seit Jahrhunderten den Begriff derjenigen Erde, welche sich in Italien ganz besonders zu einem festen Mörtel eignet. –

Schweigend und in wehmüthiger Stimmung warfen wir noch einen Blick über den Spiegel des Zaubergolfs, dann ließen wir uns von Huber weiter führen und zwar zum Tempel des Serapis, welcher durch eine Reihe von Häusern vom Meere geschieden ist. Im Anfange erschien uns dieses Denkmal des längst verschwundenen Heidenthums nur wie ein Gewirre von unregelmäßig durcheinandergewürfelten Mauern Säulen, von denen sich drei durch ihre bedeutende Höhe auszeichneten. Wir starrten rathlos hinein, und wußten nicht, was wir daraus machen sollten. Erst nach und nach wurde uns möglich, das Fehlende in Gedanken zu ergänzen, und uns eine Vorstellung von dem Bauwerke zu machen, wie es einst gewesen.

Da die Aegypter in ihrem Lande einen Heilgott Serapis verehrten, so ist es wahrscheinlich, daß ägyptische Einwanderer den Tempel errichteten. Der Hüter des zerfallenen Heiligthums, dem wir eine kleine Steuer zu entrichten hatten, half unsern Combinationen nach und auch Huber war uns behülflich. Ein großes, dreiundvierzig Meter langes und siebenunddreißig Meter breites Rechteck, das theilweise noch vorhanden war, hatte die äußere Mauer gebildet, in welcher sich vier Seitenthüren befanden, während der Haupteingang sich dem Meere zuwendete. Die Vorhalle hatte ursprünglich auf sechs korinthischen Säulen geruht, zu denen die drei hohen gehörten, welche noch so majestätisch aufrecht stehen. Das Innere wurde von einem bedeckten Gange von achtundvierzig Säulen umzogen, denen gegenüber an der Mauer zweiunddreißig kleine, wahrscheinlich zu priesterlichen Verrichtungen bestimmte Kammern lagen, die jetzt zu Badestuben eingerichtet sind.



Tempel des Serapis.

In der Mitte befand sich ein Rundtempel, welcher mit einem Peristyl von sechszehn korinthischen Säulen aus afrikanischem Marmor umgeben war. Sie wurden von hier nach Caserta geschleppt und zur Zierde des dortigen Theaters verwandt. Die Fußgestelle der Säulen und die vier Treppen, welche in das Innere führten, sind aber noch zu erkennen.

Diese Ruinen, deren tiefere Theile jetzt im Wasser stehen, legen ein deutliches Zeichen für das Heben und Senken des Bodens ab, wie aus Folgendem klar werden wird. Man kannte lange nur die drei hohen, aus dem Boden emporragenden Säulen und hatte keine Ahnung von den noch in der Erde verborgenen Mauern und Säulen; erst im Jahre 1750 kam man auf den Gedanken, nachzugraben und legte dann auch das große Viereck, die Umfassungsmauer mit den Kammern bloß. In der neuesten Zeit fand man die Nische mit der Statue des Serapis, welche aber nicht an ihrem Orte blieb, sondern in das Nationalmuseum wanderte.

Als man die Säulen bloßlegte, fand man an zwei Basen Inschriften, aus denen hervorging, daß unter Marc Aurel (161-180 n. Chr.) und Septimius Severus (193-211) der Tempel restaurirt wurde; über die Erbauung aber fand sich nirgend Aufschluß.

Die drei noch stehenden großen Säulen der Vorhalle bestehen aus Cipolino und sind jetzt noch zwölf Meter hoch. Vier Meter über Meer zeigt sich bei jeder eine merkwürdige Erscheinung; sie sind nämlich in einer Breite von zweidrittel Meter

zerfressen und angebohrt, oben und unten aber ganz glatt. Die Löcher sind so tief, daß man den kleinen Finge hineinstecken kann. Es kann nicht zweifelhaft sein, wodurch diese Löcher entstanden sind, denn es finden sich im Hintergrunde derselben Reste von Bohrmuscheln, wie sie noch jetzt im dortigen Meere vorkommen.

Da diese Vertiefungen auch in ihrer sonstigen Gestalt den Löchern der Bohrmuschel entsprechen, so ist es klar, daß der Tempel lange Zeit wenigstens vier Meter unter Wasser gestanden; es muß sich also (wie lange nach der Erbauung, ist nicht zu ermitteln), der Boden gesenkt und später wieder gehoben haben. Der untere Theil der Säulen blieb von den Bohrmuscheln verschont, weil derselbe mit vulkanischem Tuff und Schutt angefüllt war. Wahrscheinlich kam der Tuff von der benachbarten Solfatara. Da der letzte Ausbruch 1198 stattfand, so hat möglicher Weise damals die Verschüttung und später die Senkung stattgefunden, bis die Entstehung des Monte nuovo (1538) den Boden wieder hob. Zwei Meter unter Wasser fand man Mosaikböden, wodurch die obigen Annahmen ebenfalls unterstützt werden. Während des Beginnes unseres Jahrhunderts aber ist der Boden wieder im Sinken begriffen und zwar im Durchschnitt jährlich drei Centimeter.

Wir hatten ziemlich lange in dem denkwürdigen Tempel verweilt und gingen hinter der Stadt her in einem Boden an den Ruinen zahlreicher Bauten vorüber, die man als Tempio dell' onore, Tempio di Nettuno und Tempio di Diana bezeichnet. Für eine nähere Besichtigung wäre die Zeit zu kurz gewesen; wir eilten deßhalb die Anhöhe hinauf zum Amphitheater.

Der große, gewaltige Bau, dessen Entstehung wahrscheinlich unter den ersten Flavier fällt, lag Jahrhunderte lang verschüttet; erst 1838 begann man die Ausgrabung, welche 1848 vollendet wurde.

Der Custode hatte uns kommen sehen und stand schon zu unserm Empfange bereit; als er aber Huber bei uns sah, begnügte er sich damit, sein Trinkgeld in Empfang zu nehmen und uns einzulassen, wobei er lächelnd sagte, Huber kenne Alles so gut, als er selbst.

Wir stiegen eine abschüssige Bahn hinab, an deren beiden Seiten zerbrochene Säulen von ungeheuerem Umfange lagen, so daß wir staunend stehen blieben und sie mit den Augen maßen. Langsam vorwärts schreitend, gelangten wir in die Unterräume der Arena, welche noch so wohl erhalten sind, daß man sich ohne große Mühe eine Vorstellung von dem Ganzen, wie es bei seiner Vollendung gewesen, machen kann.

Die Sitzreihen, durch Treppen verbunden, zerfallen in mehrere Abtheilungen und faßten dreißigtausend Zuschauer. Der Sitz des Kaisers war

mit schwarzen Marmorsäulen geziert und das Podium hatte eine Menge kleiner Thüren, welche zu den unterirdischen Gängen, zu den Behältern für die wilden Thiere und zu den Gemächern für die Gladiatoren führten. Von den drei Bogenreihen ist die unterste, aus großen Quadern bestehend, noch gut erhalten. Diese Bogenreihen wurden von einer äußern Halle umgeben, und die zwei Haupteingänge hatten dreifache Säulenreihen. In dem äußern Portikus war man vor der Sonne und dem Regen geschützt.

Vielleicht machte der Bau, als er noch im Gebrauche war, nicht den großartigen Eindruck, wie heute, wo man an den umgestürzten Fragmenten abnehmen kann, wie ungeheuer die Steinmassen waren, die hier verbraucht wurden, wie zahlreich die Kammern für die Maschinerie und die beim Amphitheater Angestellten. Vergewagt man sich die Menge der Zuschauer, die auf den höchsten Sitzen den herrlichsten Blick auf die Stadt, das Meer und seine Umgebung hatten, denkt man sich dazu den kaiserlichen Hof, die Bestien, die Fechter, das Beifallgeschrei, die blutenden Opfer, die Erregung auf allen Sitzen, so hat man ein Bild der damaligen Volksfeste. Noch großartiger wurde es, wenn man die Arena durch einen Aquaduct mit Wasser füllte und Schiffsfeste aufführte.

Nero ließ hier zu Ehren des Königs Teridates von Armenien, der mit seiner behelmten Gemahlin Italien bereiste, Gladiatorenspiele aufführen. Dio Cassius giebt uns darüber (63.3) mit folgenden Worten einen kurzen Bericht:

„Nero bekam durch solches Benehmen Achtung vor dem Manne und behandelte ihn nicht nur überhaupt mit Zuvorkommenheit, sondern stellte auch ihm zu Ehren in Puteoli Gladiatorengefechte an. Festordner war sein Freigelassener Patrobius und that es mit so viel Glanz und Aufwand, daß an einem Tage blos Männer, Frauen und Knaben aus Aethiopien auf dem Theater erschienen. Um dem Patrobius dafür einige Artigkeit zu erweisen, schloß Teridates von seinem Sitze herab nach den wilden Thieren und verwundete und tödtete mit einem Wurf, wenn man der Sage glauben will, zwei Stiere.“

In diesem Amphitheater befindet sich auch eine Kapelle, Kerker des heiligen Januarius (Carceri di S. Gennaro) genannt, welche Benennung das Volk auf das ganze Gebäude angewendet hat. Die Legende erzählt, unter der Regierung des Kaisers Diocletian (284-305) habe Timotheus, der Proconsul Campaniens, den Heiligen und seine Gefährten in der Arena den wilden Thieren vorgeworfen, ohne daß diese den Märtyrern etwas zu Leide thaten. Da aber ihr Tod beschlossen war, so wurden sie bei der Solfatara hingerichtet.

Welche Verschiedenheit damals und jetzt! Wo sich früher die vornehme Welt drängte, um in

wilder Leidenschaftlichkeit den blutigen Kämpfen zuzusehen, da starren jetzt, öd und einsam die Riesentrümmer zum blauen Himmel empor. Zwischen den Steinen wächst grünes Gestrüpp und aus den Ritzen drängen sich sickernde Wassertropfen, die ihren ursprünglichen Weg verloren, und nun der Eidechse und dem Molch das Leben angenehm machen.

Als wir wieder in's Freie kamen, athmeten wir erleichterter auf und hatten gar kein Verlangen, den Platz zu sehen, wo ein anderes Theater noch im Boden liegt und dem Pfluge erlaubt, über seinen verschütteten Räumen Furchen zu ziehen.

Es trieb uns hinauf zur

3.6 Solfatara

Der Weg dahin beträgt etwa eine Viertelstunde und führt durch einen holperigen, ansteigenden Hohlweg, an dessen linker Seite sich eine lange, graue Mauer hinaufzieht. Zwischen dem Gestein derselben sproßte überall Gesträuch hervor, und die prächtigsten Rosen wechselten mit andern schönen Blumen, von denen wir einige brachen, um sie daheim in unsere Casa santa zu legen. Auf der Höhe, wo die Mauer endigt, wurde S. Gennaro mit seinen Gefährten 289, oder wie andere sagen, 305 enthauptet. Zum Andenken an seinen Martertod erbaute man das Kapuzinerkloster, welches noch dort steht.

Hier wandten wir uns um und widmeten der Aussicht über den Golf noch einige Augenblicke. Sie war so entzückend, daß wir lange nicht vom Flecke kommen konnten, bis Huber uns antrieb und sagte, daß wir noch viel zu sehen hätten und unsere Zeit nicht verzetteln dürften.

Nach sieben Minuten waren wir an der Stuckfabrik angekommen, durch deren Thor man in den Krater gelangt. Nur die Erlegung von einer halben Lira à Person berechtigt zum Eintritt auf den Markt des Vulcan (Forum Vulcani), wie die Alten den Krater nannten. Ein Führer war höchst überflüssig, da wir den kundigen Huber bei uns hatten, aber der Schlaukopf, der uns die halbe Lira abgenommen, ließ sich das Recht der Begleitung nicht nehmen. Au dem Wege in den Krater, der sich sehr sanft senkt, fast eben bleibt, nahm er einen mächtigen Stein und schleuderte denselben verschiedenemale auf den Weg, wodurch ein dumpfer Schall entstand. Er machte uns begreiflich, daß wir nur eine dünne Decke unter den Füßen hätten, und daß unter dieser das feurige Element tobe. Da auch unsere Schritte einen hellen Klang hervorbrachten, so schien es glaublich, daß wir auf der Kruste eines dünnen Gewölbes daherwandelten, doch soll der hohle Klang andere Ursachen haben.

Unser Begleiter, der sonst sehr schweigsam und

theilnahmslos war, gestikulirte jetzt eifrig mit den Armen und wollte wieder zurück. Ich hätte in der That gegen seinen Rückzug nichts einzuwenden gehabt, aber Huber benahm ihm die Furcht und sagte: „Tausende komme und gehen und niemals geschieht ein Unglück. Man hat noch nicht gehört, daß Jemand eingebrochen sei.“

Nun kam er, wie auf Eiern tanzend, heran, was uns viel Stoff zum Lachen gab. Es sei hier bemerkt, daß das Tönen wahrscheinlich von der Lockerheit des Bodens herrührt.

Der Krater ist eine länglichrunde, von Bimbssteinhügeln umschlossene Fläche, die in der Mitte ganz kahl und vegetationslos ist, weil der Boden zu heiß ist. Man braucht nur mit der Hand ein wenig im Sande zu scharren, so fühlt man es, und wenn man nur wenige Zoll gräbt, so kann man im Sande Eier kochen. Die linke Seite aber hatte eine prachtvolle Vegetation von baumartiger Haide, Myrthen, Cistus und Kastanien. Die Blüten und Früchte waren so kräftig, daß wir abermals für unsere Sammlung davon abbrachen.

Je mehr wir uns der großen Fumarola (Dampföffnung) näherten, desto heißer wurde der Boden. Jetzt standen wir am südöstlichen, etwas erhöhten Kraterlande, wo sich Bocca della Solfatara (Mund oder Oeffnung der Schwefelgrube) befindet. Sie stieß fortwährend mit einem dumpfen Pfeifen Schwefeldämpfe aus, deren übler Geruch die Luft verdarb und einen langen Aufenthalt unangenehm machte. Ohne Unterbrechung, nur bald mit dumpferem, bald mit zischendem Tone fuhren die Dämpfe heraus und steigerten die Hitze, denn sie haben eine Temperatur von neunzig Grad. Stöcke, die wir hineinhielten, versengten.

Die Kraterwand, an der sich die Dämpfe verdichteten und niederschlugen, hatten allerlei bunte, oft glänzende Farben, je nachdem noch andere Stoffe mit dem Schwefel gemischt waren. Aus andern Spalten kommt nur Gas oder Wasser, aber alle Hervorströmungen haben eine Temperatur von dreiundsechzig bis neunzig Grad. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, im Kessel eines Kraters zu stehen, der Tag und Nacht Kunde giebt, daß seine unterirdischen Gewalten noch keineswegs zur Ruhe gekommen sind. Freilich sind die Fumaroli nur kleine Schornsteine, aus denen der Dampf der unterirdischen Küche aufsteigt; auch hat der schlafende Vulkan seit siebenhundert Jahren kein anderes Lebenszeichen von sich gegeben, als das Blasen durch seine Nasenlöcher, aber wenn der Riese wieder einmal erwachte und die Decken von sich würfe, so wäre seine Nachbarschaft nicht besonders angenehm. Wie schrecklich er werden kann, hat er bei seiner letzten Eruption bewiesen; doch scheint er weder mit dem Vesuv, noch mit andern Feuerspeiern in Verbindung zu stehen.

Auf dem östlichen Rande erheben sich die Col-

les Leucogaei (weiße Hügel), die aus blendend weißem Tuff bestehen. Am nördlichen Abhange entspringen vier kleine Schwefelquellen, welche zum Lago Agnano gehen. Plinius nannte sie Leucogaei fontes, und sie waren schon bei den Römern als Heilmittel gegen Wunden und Augenübel berühmt. Sie sind sehr trübe und ihre Wärme erreicht sechsunddreißig Grad. Jetzt sind sie in Italien unter dem Namen Pisciarelli bekannt.

Auf der Rückwanderung genossen wir noch einmal die herrliche Aussicht von der Höhe und stiegen dann wieder die Straße hinab, wo wir nun rechts die große Gräberstätte hatten, welche 1198 von der Solfatara verschüttet und 1848 wieder aufgedeckt wurde. Blühendes Leben, Tod, Vewüstung, Wiedererwachen, das ist hier überall die Parole. Fast an allen alten Straßen, mögen sie nach dem Meere oder weiter in's Land führen, befinden sich antike Gräber, so zwischen der Solfatara und dem Monte delle Brece, an der Via Antinia und an der Via Campana. Es sind theils Einzelgräber, theils Columbarien für Viele.

So viele Gräber setzen eine große Zahl Lebewer, eine große Bevölkerung dieser Gegenden voraus; aber wir befinden uns auch hier am Herde der unterirdischen Feuer, im Gebiete der Kraterwelt. Während die Urbewohner sich in Höhlen verkrochen, die Griechen und Römer ihre Tempel und Paläste bauten und üppige Feste feierten, hämmerte unter ihren Wohnstätten Vulkan auf seinen Amboß, daß die Erde bebte, die Asche seiner zahlreichen Schornsteine verschüttete, die geschmolzenen Massen, welche seine Essen auswarfen, verbrannten und bedeckten Felder, Weingärten, Dörfer und Städte. Der Hauch dieser furchtbaren Werkstätten verpestete die Luft und rief die Malaria hervor, so daß die vom Feuer und vom Kriege Verschonten die Gegend mieden und entvölkerten.

Unserer Zeit war es vorbehalten, den schlafenden Geheimnissen die Decke abzuziehen und mit staunendem Auge in die Vergangenheit zu sehen.

Am Ausgange des Hohlweges nahm uns der Wagen wieder auf, und wir fuhren langsam am strahlenden Meeresufer vorüber. Nur hier und dort machten wir kurzen Halt, nämlich westlich vom Serapistempel, wo aus der salzigen Meeresthuth einige Säulen emporragen, welche einem Tempel des Neptun angehören sollen. Der Meer-gott hat hier seinen eigenen Tempel verschlungen, aber etwas weiter auch, am Fuße des hohen Kraters Monte Barbaro, die Villa Puteolanum, eines der Landgüter Cicero's. Von den so reizend geschilderten Gartenanlagen, den kühlen Schattengängen und Grotten ist nichts mehr vorhanden, und von den prachtvollen Gebäuden nur noch die unbedeutenden Ruinen einer Portikus und einige unterirdische Kammern.

Cicero nannte es seine Academie und soll hier seine *Questiones Academicæ* verfaßt haben. Als Hadrian (117-138) zu Bajä starb, wußte man für den toten Imperator und Gelehrten keinen passenderen Ort zur einstweiligen Beisetzung, als die Villa des großen Redners. Hier blieb die Leiche, bis seine Asche nach Rom geführt und an der Aelischen-(Engels-)Brücke in dem von ihm selbst erbauten großartigen Mausoleum, der heutigen Engelsburg, bestattet wurde. Antonius Pius, sein Nachfolger, ließ an der Stelle der Villa, wo die Leiche des Kaisers gestanden, einen Tempel erbauen.

Eine halbe Stunde weiter gelangten wir zu dem

3.7 Monte nuovo

dem neuen Berge, an dessen schroff abfallenden Wänden wir vorbeifuhren und hier und dort im Tuffgemenge noch aufrechtstehende Mauerfragmente und steinerne Thüreinfassungen sahen. Dieser Berg ist ebenfalls vulkanischer Natur und erst dreihundertsechunddreißig Jahre alt. Auf der Höhe befindet sich ein tiefer, erloschener Krater, von dessen Rande man eine herrliche Aussicht haben soll. Huber widerrieth uns indessen die Besteigung, da unsere Zeit schon über Gebühr in Anspruch genommen sei.

Der Vicekönig Pietro di Toledo, welcher unter Karl V. von 1532 bis 1554 das Land regierte und dessen Kastell auf der Höhe von Bajä wir eben vor uns sahen, hat uns als Augenzeuge einen Bericht über die Entstehung dieses Berges aufbewahrt, den ich hier seinem Hauptinhalte nach wiedergeben will.

Die Jahre 1537 und 38 waren für Sicilien und den Golf von Pozzuoli eine schreckliche Zeit. Nachdem im Jahre 1537 der Aetna zwölf Tage und Nächte hindurch entsetzlich getobt und sich durch eine furchtbare Eruption Luft gemacht hatte, kam auch die vulkanische Gegend von Campanien an die Reihe und wurde von fortwährenden Erdbeben heimgesucht. Dieselben wurden am 27. und 28. September 1538 heftiger und erschütterten die Stadt Pozzuoli so sehr, daß die Einwohner nicht wagten, in ihren Häusern zu bleiben.

Die Hauptschrecken aber sollten erst kommen. Am Mittag des 28. wurde der Meeresboden bei Pozzuoli plötzlich auf eine weite Strecke (dreihundert Meter) trocken und die Ebene, welche zwischen dem Avernensee, dem Meere und dem Monte Barbaro liegt, hob sich ein wenig in die Höhe, ein Zeichen, daß die gährende Masse im Schooße der Erde einen Ausweg suchte. Dieses bedrohliche Vorspiel veranlaßte abermal viele Leute, sich in Sicherheit zu bringen. Am folgenden Morgen gegen 8 Uhr senkte sich bei dem Dorfe Trepergole, wo jetzt der Monte Nuovo aufsteigt, der Bo-

den um vier Meter und schleuderte aus der Tiefe einen breiten, mächtigen Wasserstrahl, der bis gegen Mittag unaufhörlich in die Höhe stieg. Jetzt begann sich der Boden wieder zu heben und wurde immer höher, bis um 8 Uhr Abends das Feuer hervorbrach. Die Erde borst auseinander und aus den Spalten fuhren Asche, Steine und Wasser mit einer solchen Gewalt, daß die mit Schwefelwasser gemischte Asche bis nach Neapel geschleudert wurde. Bei diesem Ausbruche wurden Steine von der Größe eines Ochsen in die Höhe geworfen.

Die Einwohner, welche noch zurückgeblieben waren, flohen inmitten dieses schrecklichen, grausenhaften Ereignisses nach Neapel. Die meisten verloren ihre ganze Habe, aber sie retteten wenigstens das Leben. Zwei Tage und Nächte dauerte diese Eruption fort; an der Stelle des volkreichen Thermendorfes Trepergole erhob sich der Monte nuovo und füllte noch einen Theil des Lucrinersees aus. Nach einer Woche hatte er seine jetzige Höhe, vierhundsieben Fuß über Meer, erreicht. Die Bewegung im Innern des neuen Kraters aber war noch nicht zu Ende, denn bis zum Januar 1839 dauerte der Rauch fort, und oft sah man des Nachts die rothe Flamme auf der Spitze leuchten. Bei Bajä erschien die Küste von der Menge der Asche und des Bimssteins ganz trocken und war auf weiten Strecken mit todtten Fischen bedeckt. Auch der Avernensee war theilweise verschüttet, so daß die ganze Umgebung eine andere Gestalt annahm.

Dieser Krater, der schon bei seiner Geburt so viel Unheil anrichtete, ist seitdem nicht mehr thätig gewesen, aber seinen Ursprung kann er auch heute noch nicht verleugnen, denn aus einer Fumarola am südwestlichen Abhange kommen noch immer weiße Wasserdämpfe hervor.

Nachdem wir uns Alles das in's Gedächtniß zurückgerufen und an Ort und Stelle die Wirkungen des Monte nuovo betrachtet hatten, fuhren wir weiter und hielten uns immer in der Nähe des entzückend schönen Golfs, bis zum kleinen

3.8 Lucrinersee

der an der Seite, wo wir ihn passirten, mit dichtem Schilf und Gebüsch bewachsen war und durchaus nicht den Eindruck der Wichtigkeit machte, den er im Alterthume wirklich gehabt. Der See, selbst ein längsterloschener Krater, wurde durch die Entstehung des Monte nuovo zum Theil verschüttet. Der Landstreifen, welcher ihn vom Golf trennt, trägt den Namen „Via Heraclea“ (Weg des Herkules), denn die Sage meldet, daß Herkules, als ihm Eurystheus befohlen, dem Riesen Eurytion in Spanien die treffliche Rinderherde wegzunehmen, dieselbe zu Lande nach Mycene getrieben, und hier in dem sumpfigen Terrain einen

Damm gebaut und die Rinder auf demselben über die Sümpfe geführt. Reste dieses Damms sieht man noch unter Wasser; wie auch die Reste von spätern Hafengebäuden.

Nach einer kurzen Fahrt gelangten wir an den im Alterthume so hoch berühmten

3.9 Avernersee (Lacus Avernus)

Es ist ein kreisrunder Krater, der auf drei Seiten von Hügeln umgeben ist, auf denen Kastanien, Reben und andere Bäume ein dichtes Buschwerk bilden. Einsam und still liegt er da, und in dem Schilf, welches seine Ufer umkränzt, schlummert eine mehrtausendjährige Vergangenheit. Früher ist er viel größer gewesen, aber die Asche des Monte nuovo, welche in seine Wellen regnete, hat seine Ufer bedeutend eingeengt. Als wir an seinem, mit schilffartigem Pflanzen umsäumten Ufer stille hielten und seine dunkeln Weidengebüsch, das alte Gemäuer zwischen den Kastanien und Sträuchern betrachteten und uns über die hier herrschende Todtenstille wunderten, drängte Huber zum Weiterfahren, weil sonst unsere Zeit nicht reichen würde; er war indessen ehrlich genug, zu gestehen, daß es eigentlich ein anderer Grund sei, denn an diesen verfluchten Ufern, wo sich der Eingang zu Unterwelt befinde, herrsche die Malaria.

Wir wollten aber nicht wie furchtsame Kinder vorübergehen sondern uns die Oertlichkeit genauer anschauen.

Hier war die Stätte des cumanischen Todtendienstes; hier wurden die Todtenorakel gesprochen und die Opfer dauerten fort, bis das Heidenthum gänzlich erlosch.

Dieser See war das Centrum, um welches sich alle griechischen Sagen vom Schattenreiche concentrirten. Von diesem Orte, wo rings grauenhafte Nacht herrschte, hat Homer gesungen, hier waren der Hain der Hekate und der Styx, hier lagen die elysäischen Felder, und hier ließ Virgil den Aeneas in das Reich der Todten hinabsteigen. Hieher zog auch Hannibal, um zu opfern.

Die Schrecknisse des Sees sind jetzt verschwunden, aber ein gespensterhaftes Wesen ist ihm doch geblieben, denn häufig wird hier die Fata Morgana gesehen. Möglich, daß sie im Alterthume Anlaß zu manchen Fabeln gegeben hat.

Oestlich am Seeufer liegen die großartigen Ruinen eines Apollotempels mit großen Nischen. Südlich, ganz umrankt von Brombeeren, Epheu und Farnkräutern ist der Eingang zur Grotta della Sibilla Cumana.

Sie ist noch heute so, wie sie Virgil vor der christlichen Zeit beschrieben. Es ist die Grotte der Sibylla von Cumä, in welcher diese unheimliche Priesterin des Apollo ihre Orakelsprüche erließ. Sie ist übrigens nicht die einzige Höhle, wie

sie prophezeihte.

In der Seite des Berges steht folgende Inschrift:

Spelunca alta fuit, vastoque immanis hiatu,
Scrupea, tuta lacu nigro nemorumque tenebris.

Durch eine Art von Thorweg, der von einem Aufseher aufgeschlossen wird, gelangt man in einen engen, feuchten Tunnel, der in den Fels gehauen und überall vom Dunste der Fackeln geschwärzt ist. Wenn man in die Grotte eingetreten ist, findet man starke, braune Männer vor, welche die Besucher auf dem Rücken zum Ziele tragen; andere Männer mit qualmenden Fackeln gehen voraus, um den unheimlichen Pfad zu erleuchten. Wer auf dem Rücken eines dieser Träger hockt, hat darauf acht zu geben, daß sein Kopf sich nicht an das Gewölbe stößt, daß seine Kniee nicht an den Seitenwänden geschunden werden und daß seine Füße nicht in das unten fließende Wasser gerathen.

Nach etwa zweihundert Schritten in dieser Finsterniß unter der Erde gelangt man durch eine kleine Thüre auf langer Rampe zu zwei Zimmern, wovon das eine mit dem Mosaikboden das „Bad der Sibylla,“ das andere mit der verschlossenen Thüre das „Thor zur Unterwelt“ genannt wird. Letzere führte zu den unterirdischen Grotten, mit welchen die Höhle der Sibylla umgeben war. Quo lati ducunt aditus centum, ostia centum.

In dem Zimmer sieht man die Reste von drei steinernen Vertiefungen. Es sollen die Bäder gewesen sein, in denen sich die Prophetin wusch, ehe sie ihren Orakelspruch gab. In der Mitte befindet sich ein Fußgestell, von dem herab sie gesprochen haben soll.

Die Tradition hat diesen Gegenständen immer dieselbe Bedeutung beigelegt und sie sind nachweislich über siebzehnhundert Jahre alt.

Wer denkt bei diesem Piedestal nicht an die Verse Virgil's, die er der Sibylla in den Mund legt:

„Siehe, eine neue Ordnung der Dinge beginnt; siehe, es kommt eine Jungfrau; dieß ist das goldene Zeitalter; ein Kind, vom Himmel herabgekommen, setzt unserm Verbrechen ein Ziel und führt die Gerechtigkeit und den Frieden auf die Erde zurück.“

Der heilige Justinus, welcher die Grotten besuchte und beschrieb, rief hier aus: „O Griechen, wenn ihr die Wahrheit eurer Fabeln vorzieht, so glaubet doch an die älteste eurer Sibyllen, deren in der ganzen Welt verbreitetes Buch euch offenbar die Richtigkeit eurer Götter und die Ankunft unsere Erlösers Jesus Christus verkündigt.“

Die Höllenthüre wird jetzt nicht mehr geöffnet, aber hieher führte die Sibylla den Aeneas, der seinen Vater in der Unterwelt sehen wollte, und hier

brachte er der Hekate und den Unterirdischen sein Opfer.

„Tief auf klaffte die Grotte, mit weitem, entsetzlichem Schlunde, schroff von dem düstern See umschirmt und von finstern Hainen.“

Und ferner:

„Laut brüllt unter den Füßen der Grund; Berghöhen und Wälder, Beben und Hundegeheul, dumpf durch die Schatten zu tönen, als sie nahet der Göttin. – Reiß das Schwert aus der Scheide, jetzt, Aeneas, bedarfst du des Muths und der Stärke des Herzens! Mehr nicht sprach die Sibylle und stürzt' in die offene Felskluft, er unerschrocken der Führerin nach.“

Virgil schildert nun, wie sie an den Orcus kommen, mit Achron über den Tochtos fahren, den Vater in den Gefilden der Seligen sehen und wieder an den Avernensee zurückkehren.

Früher verbreitete man die Fabel, der See habe eine so giftige Ausdünstung, daß kein Vogel denselben lebendig überfliegen könne, und in den Schluchten und Klüften sollten die sonnenlosen, unglücklichen Kimmerier des Homer wohnen.

Der Ort war also von jeher ein Aufenthalt des Schreckens und der ängstigendsten Fabeln.

Kaiser Augustus war der erste, welcher sich über diese furchtbaren Schilderungen hinwegsetzte und zum Besten seiner Kriegsflotte, den Avernier- mit dem Lucrinersee verband. Die Kanäle und übrigen Werke erhielten sich bis zum Jahre 1538, wo durch die Erhebung des Monte nuovo Alles zerstört und die ganze Gegend, das Paradies jener Zeit, total verändert wurde. Wahrscheinlich gehörten die verschiedenen Höhlen mit zu diesen Hafengebäuden, doch müssen die Grotte der Sibylla und viele andere Höhlen viel älter sein, und es hat bis jetzt noch nicht gelingen wollen, Licht in ihre dunkle Bestimmung zu bringen. Möglich ist es immer, daß sie einem dunkeln Cult und haarsträubenden Opfern gedient haben.

Wenn man der Straße am Lucrinersee folgt, so gelangt man rechts an die

3.10 Stufe di Tritoli an der Herculesstraße

zwei in den Fels gehauene Badekammern mit zwanzig Grad Wärme. Ehemals waren es große Bäder, welche durch die Erhebung des Monte nuovo zerstört wurden.

Nahe dabei am Bergabhänge gelangt man auf einem Pfade zu den

3.11 Bagni di Nerone

Durch einen langen, engen und dunkeln Gang, der mit Fackeln erleuchtet werden muß, kommt man zu mehreren Höhlen, durch deren Ritzen Wasser und Dämpfe dringen. Hinten, am Ende des langen Stollens, ist ein Wasserbecken, welches eine so hohe Temperatur hat, daß man Eier darin kochen kann. Die Führer dringen sehr darauf, dieses zu thun, da es ihnen einen Lira einbringt.

Nero soll von Misenum bis zum Avernensee Piscinen errichtet haben, die mit Säulengängen umgeben waren, und wo alle heißen Quellen gesammelt wurden. Reste von diesen Bauten sind noch vorhanden und die Bäder werden noch benutzt.

3.12 Bajae

Jetzt kamen wir an zahlreichen Ruinen vorüber, wovon die meisten nicht einmal mehr einen Namen haben; man weiß weder, wer sie gebaut hat, noch wozu sie dienten. Nur einige werden mit Namen genannt, und vielleicht sind diese erfunden. Da giebt es einen Tempel der Venus Genitrix, des Merkur, der Diana u. s. w. Wie gesagt, es sind keine Tempel mehr, sondern nur elende Reste von solchen, in denen armen Leute wohnen, die sich kümmerlich ernähren und nichts von den stolzen Herren an sich haben, die einst hier ihre Villen und Gärten hatten. Diese, am Berge hingelagerten Trümmer von Mauerwerk, Hallen, Mosaikböden, die alle über und über mit Grün bewachsen sind, hießen einst Bajä und Bajä war das Entzücken der Welt, eine antike, in Vorrömerzeit angelegte Stadt, die immer größer und prächtiger wurde und sowohl wegen ihrer eigenen Schönheit, als auch wegen der Pracht der Vegetation und der vielen Heilquellen weit und breit berühmt war. Hier strömten aus allen Gegenden die Reichen und Vornehmen zusammen. Die Kaiser, die Feldherren, die Gelehrten und reichen Private hatten hier ihre Villen und Marmorpaläste. Sie schwammen in einer ewigen Luft von Schmausereien, Musik, öffentlichen Spielen und Wettfahrten zu Wasser und zu Lande. Die Bewohner des lieblichen, mit den edelsten und kostbarsten Früchten bedeckten Strandes sahen immer in das blaue Meer, während die rückwärts liegenden grünen Hügel Schatten gaben, die Ebenen stets herrliche Blumen und frische Gemüse zu jeder Jahreszeit bot, die herrliche Stadt dehnte sich am Meere und auf den Hügeln bis nach Puteoli aus, und viele Prachtbauten waren sogar bis in's Meer vorgehoben.

Die Pracht der kaiserlichen Paläste beschreiben zu wollen, würde eine vergebliche Mühe sein, denn wir haben jetzt nichts mehr, wovon man die Vergleiche hernehmen könnte.

Leider artete das üppige Leben in Schwelgerei und Laster aus, und es gab kaum eine Lust, die hier nicht geübt wurde, so daß ernste Männer Bedenken trugen, durch ihren Aufenthalt in Bajä Ruf und Namen zu untergraben.

Die Strafe blieb nicht aus. Wie Sodoma und Gomorha durch Feuer und Schwefel vertilgt wurden, so Bajä durch die Verwüstungen der Sarcenen und die Malaria. Das Meer hat ebenfalls prächtige Villen und Gärten verschlungen, und die Erdbeben haben nachgeholfen, um das Paradies in eine Wüste umzuwandeln.

Zuerst sieht man rechts von der Straße in einer Vigna den Tempel des Merkur, zu dem man auf einem kurzen Fußpfade gelangt. Die Bauern der Umgegend haben einen merkwürdig prosaischen Namen für diese Götterstätte; sie nennen dieselbe „il troglia“ (Trog). Die stattliche Ruine ist ein Rundbau wie das Pantheon in Rom, hat aber vier Fenster, viele Nischen und Seitenkammern. Man vermuthet, daß der Bau zu den Bädern der Viall des Piso gehört habe.

Der Rundbau hat genau dieselbe Eigenschaft, wie das Mausoleum des Augustus zu Rom. Stellen sich zwei Personen in weiter Entfernung der Wand gegenüber, so braucht die eine nur leise Worte zu wispern, und die andere vernimmt sie so deutlich und klar, als ob sie ihm in's Ohr gesprochen wären. Man denkt dabei unwillkürlich an das Ohr des Dionysius.

Am Boden dieser Rotunde lagen große Mauerstücke, die vom Gewölbe herabgefallen waren, und das Wasser, welches unter denselben zusammengelaufen war, brachte auf dem Boden, der noch die Unterlagen der Mosaik hat, eine grüne Vegetation hervor.

Wir befanden uns kaum im Innern, so traten zwei Weiber und ein Mann herein, welche uns die Tarantella vortanzen wollten. Ich hatte mich an diesem lieblichen Geberdentanze oft ergötzt und nickte ihnen zu, aber was sie uns vortanzten, war die Lira nicht werth, die sie bekamen. Erstens waren die Weiber häßlich und die nackten Beine schmutzig, und zweitens fehlte ihnen beim Tanzen jede Grazie, so daß wir ihnen die Hälfte erließen.

Nicht weit von diesem Tempel lag die Osteria, welche uns Huber anempfohlen hatte. Sie trug den stolzen Titel Hôtel della Regina, sah aber von außen gerade nicht königlich aus. Eine Treppe hinaufsteigend, kamen wir an einen baumbewachsenen Hof, der so hoch über der Straße lag, daß man einen bezaubernden Blick auf das Meer hatte. Wir hatten in dieser Osteria nur Brod und Wein vermuthet, wurden aber angenehm enttäuscht, als wir in den ziemlich geräumigen Saal traten, wo bereits eine lange Tischreihe mit weißen Tafeltüchern bedeckt war. Der freundliche Wirth zählte uns eine ziemliche Zahl von

Gerichten auf und wir konnten wählen. Das thaten wir, vergaßen aber nicht, vorher den Preis zu vereinbaren, denn das ist hier unerlässlich.

Wir wurden nicht allein schnell bedient, sondern erhielten auch ein gutes, reichliches Mahl und einen vortrefflichen Wein. Nachdem wir noch von der Terrasse einen Blick über den schönen Gofl gethan, begaben wir uns zu Fuß an den ganz in der Nähe gelegenen kleinen Hafen, wo die Barken von Pozzuoli liegen, und betraten hier den Tempel der Venus, einen achteckigen, innen runden Bau mit gewölbter Decke, in welchem noch die Fensterlöcher, sowie Spuren von Seitengemächern und Treppenstufen vorhanden sind.

Ganz in der Nähe liegt in einer Vigna ein anderer gewaltiger, achteckiger und innen runder Bau, den man den Namen Tempel der Diana beilegt, welcher aber wahrscheinlich zu den Resten einer frühen Wasserleitung gehört.

Von hier fuhren wir eine Strecke weit an dem schönen Golf und an den auf der Höhe liegenden Ruinen des Kastells von Bajä vorbei und erreichten etwa zwanzig Minuten später das Dorf Bacoli.

Hier stiegen wir aus und gingen zu Fuße die ansteigende, schlecht gepflasterte Straße durch das Dorf hinauf, welches in alten Zeiten unter dem Namen Villa Bauli genannt wurde. Ich mußte stehen bleiben und mir die armseligen Häuser ansehen, die auf den Resten einstiger Prachtgebäude standen. Welch' ein trauriger Contrast zwischen damals und jetzt! Wie glänzend mag es in Bauli ausgesehen habe, als der tolle Caligula auf seiner, von Pozzuoli bis hieher reichenden Brücke seinen abenteuerlichen Ritt machte? Und jetzt? Graue Mauern, ein unbeholfenes Pflaster (vielleicht noch das antike), arme, halbnackte Bewohner, und dazwischen flatterte die Erinnerung an all' die Lüste, welche hier ihren Sitz aufgeschlagen hatten, an all' die Laster, welche hier begangen wurden.

Huber war mit den Andern schon vorauf und ich traf sie auf der Höhe an dem Hause eines Mannes, der sich damit beschäftigte, die in der Gegend gefundenen Alterthümer zu sammeln und Handel damit zu treiben. Er war zugleich Führer in die Piscina Mirabilis.

Wir gingen dicht vor dem Hause über ein mit Gebüsch bewachsenes Terrain, unter dem sich in großer Ausdehnung hallende Gewölbe befanden; der Weg senkte sich nachher und wir kamen in die großen unterirdischen Gewölbe, die in alter Zeit als Wasserbehälter gedient haben. Sie sind einundsiebzig Meter lang und siebenundzwanzig Meter breit, und die gewölbte Decke wird von achtundvierzig starken Pfeilern getragen. Die uns zunächst liegenden Gewölbe lagen trocken, der äußerste, nach dem Meere zu liegende Theil stand voll Wasser und wir sahen durch die hohe Eingangsöffnung in's Freie. Das Ganze ist so wohl

erhalten, daß noch heute, wie damals, die Schiffe hier ihren Bedarf an Süßwasser holen könnten.

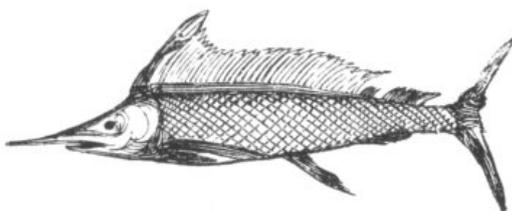
Der Wasserspiegel sieht todt und trübe, fast schwarz aus; die Mauern, die aus demselben emporsteigen, sind grün angelaufen und in den Spalten wachsen Schlingpflanzen, die nach unten wandern, um zu trinken. Von Zeit zu Zeit fällt ein Tropfen in das unbewegliche Becken, eine Thräne, die das alte Gemäuer über die verlorene Vergangenheit weint.

Wir verließen die düstern Gewölbe und stiegen oben auf das Dach eines Bauernhauses, um die unvergleichliche Aussicht über die elysäischen Felder und das Meer zu genießen.

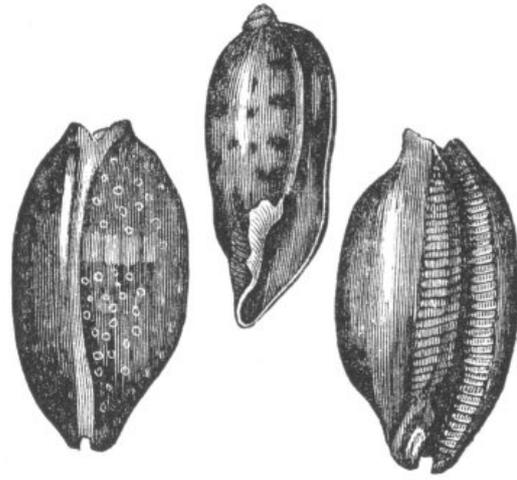
Nachher besuchten wir auch noch einige, geschichtlich merkwürdige Orte, unter andern die Villa des Marius, von welcher nur noch einige, immer mehr zerbröckelnde Arkaden stehen, die Villa des Hortensius, wo er seine Müränen zog und die weit in's Wasser vorgebaut war. Man sieht jetzt noch Trümmer im Meere. Es war die Villa, wohin Nero seine Mutter Agrippina lockte, um sie zu vernichten. Tacitus erzählt ausführlich, wie er sich zu diesem Zwecke mit Anicetus verband, wie dieser ein Schiff baute, das sie durch einen künstlichen Mechanismus in's Meer schleuderte, wie sie gerettet wurde und nach ihrem Landgute am Lucrinersee floh, dort aber von den Kreaturen ihres Sohnes meuchlings im Bette ermordet wurde.

Das angebliche Grab der Agrippina in der Nähe ist wahrscheinlich ein Theater gewesen. Sie wurde auf der Höhe von Bacoli bei dem Landhause des Julius Cäsar begraben, wo Augustus Schwester, Octavia, lange wohnte. Zu dieser Villa gehörten wohl auch die Cento Camerelle, Unterbauten mit langen lichtlosen Gängen und einer Menge von kleinen Kammern, in denen die Gefangenen gefesselt am Boden saßen. Es war ein schrecklicher Kerker, und es gab einen Raum in demselben, wo man Alles überwachen konnte, was in den übrigen geschah.

Noch einen Blick warfen wir auf das Mare morto, den ehemaligen Hafen, der mit so unermeßlichen Kosten hergestellt wurde, und in dem jetzt nur ein todttes Wasser schläft, an dessen Rändern man noch Reste der einstigen Prachtbauten sieht. Ueber den Mauerresten schwammen jetzt die Fische; darunter ein junger Schwertfisch. Ein Knabe bot uns Muscheln zum Kaufe an und ich erhandelte drei alte Schaaalen der *Cyprea exanthema*.



Schwertfisch.



Jenseits dieses Hafens erheben sich die Tuffwände des Cap von Miseno, auf dem sich noch eine Menge antiker Baureste befinden. Virgil hat hieher das Grabmal von Aeneas' Steuermann Bajos, der der Stadt den Namen gab, verlegt.

Höher hinauf am Meere liegt Cumä auf einem Tuffhügel, den man schon aus der Ferne sieht. Es war die älteste Niederlassung der Römer in Italien; sie hieß Kyme und soll 1050 v. Chr. von den Aeolern gegründet worden sein. Es war die eigentliche Ur- und Pflanzstätte aller italienischen Cultur und des gesammten Götterdienstes. Von hier kamen die Schicksalsbücher der Sibylla nach Rom. Die Stadt wurde bald nach ihrer Gründung reich und blühend, hatte aber schwere Kriege zu bestehen, aus denen sie indessen glücklich hervorging, bis der Verfall der griechischen Städte in Italien begann. 337 wurde die Stadt ein römisches Municipium; unter den Kaisern, als das glückliche Bajä in Blüthe stand, verfiel es gänzlich, sank allmählich zu einem Piratenneste herab und wurde deßhalb im dreizehnten Jahrhundert von den Bürgern Neapels bis auf den Grund zerstört.

Was man jetzt noch sieht, sind Stücke der gewaltigen Ringmauern von der einstigen Acropolis und Ruinen der ehemaligen Befestigung. Der Berg, auf dem die Burg liegt, ist von allen Seiten von Gängen und Stollen durchbohrt. Einer davon, von dem sich auch Seitengänge abzweigen, soll eine Höhle der Sibylla sein, welcher hundert Zu- und hundert Ausgänge hatte. Ein Gang soll sogar bis zum Fusarosee geführt haben. Daß einst auf diesen Hügeln eine Menge von Tempeln standen, beweisen die hier stattgefundenen Ausgrabungen.

Jetzt sieht man nur noch Gebüsch, Weinpflanzen und namenlose Trümmer.

Südlich von hier in einer Entfernung von einer halben Stunde liegt der Lago del Fusaro, welcher im Alterthume wahrscheinlich ein Hafen von Cumä war und Acheronsee genannt wurde. An demselben bemerkt man noch Ruinen von Villen, Gräbern und Fischbehältern. Der See wird jetzt zur künstlichen Austernzucht benutzt; in dem-

selben liegt das Casino, wo die Fremden sich an frisch gefischten Austern laben können.

Auf dem Rückwege nahmen wir eine andere Richtung, um den

3.13 Lago d'Agnano

zu erreichen.

Wir kamen über bewaldete und kahle Hügelstrecken und fuhren endlich durch einen Hohlweg mit hohen Tuffwänden hinab bis an den Rand des ehemaligen Kraters. Dort ließen wir den Wagen halten und stiegen zu der Hütte hinab, die zwischen Gesträuch und Wiesen liegt. Wir setzten uns an den Tisch, der vor dem Hause unter dem Rohrdache stand, und ließen uns Wein geben. Eine alte Frau brachte denselben und ein Mann, der wie ein Jäger aussah, setzte sich zu uns. Von hier konnten wir den von Hügeln umgebenen Krater ganz übersehen; aber er hat jetzt nur noch einen kleinen Wasserdümpel in der Mitte, das Andere ist auf künstlichem Wege ausgetrocknet.

Nicht lange hatten wir gegessen, so brach ziemlich plötzlich ein Gewitter los, dem ein rauschender Regen folgte. Die Donnerschläge waren außerordentlich heftig und schienen auf dem Boden des Kraters noch eine Zeitlang fortzurollen. Das Gewitter machte hier einen ganz eigenthümlichen, ernsten und erhabenen Eindruck.

3.14 Stufe di S. Germano

Als der Regen aufhörte, gingen wir zu den Schwitzbädern, welche schon in antiken Zeiten im Gebrauche waren, und von denen jetzt noch acht ruinenhafte Kammern stehen. Aus den Erdspalten drangen heiße, stark riechende Gasen, welche eine Wärme von vierundsechzig Grad hatten. Unser Begleiter war kaum hineingekommen, so zog er seinen Rock und seine Weste aus und stellte sich sogleich in den Dampf einer Furmarole. Es mochte recht gesund sein, aber wir konnten ihm das nicht nachmachen oder wir hätten Frau von Schachtmeyer, die sich bereits zurückzog, ersuchen müssen, draußen allein zu bleiben.

Von dort begaben wir uns durch das nasse Gras zur Hundegrotte (Grotta del cane).

Sie ist nichts weiter, als eine Höhle im festen Tuff, von deren Boden Kohlensäure aufsteigt, welche sich aber wegen ihrer Schwere nur einen halben Meter hoch erhebt und deßhalb dem aufrecht stehenden Menschen nicht schädlich ist, aber einem Wesen, was am Boden kriecht, tödtlich wird. Der Führer, den wir bei der Hütte am Kraterande genommen hatten, nahm Licht mit in die Grotte und zündete an demselben eine Fackel an, welche oben ganz gut brannte, aber sofort erlosch, als er sie auf den Boden hielt. Er wiederholte da

Experiment verschiedenemale, um und zu überzeugen, daß die schlechte Luft wirklich schuld an dem Erlöschen war. Dann ging er hinaus und holte einen Hund herbei. Das Thier ahnte, was mit ihm vorgehen sollte, denn es sträubte sich und gab ein klägliches Gewinsel von sich, bis es sah, daß der Führer nicht zu erweichen war.

Nachdem er die Thüre der Höhle zugeschlossen hatte, stieß er den Hund auf den Boden. Dieser rannte umher, um einen Ausweg zu finden, aber bald stieß er ein ganz jämmerliches Gewinsel aus, fiel hin und regte sich nicht mehr. Damit war das Experiment beschlossen. Der Führer nahm seinen Hund und trug ihn vor die Thüre, wo er ihn im Grase niederlegte. Eine Zeitlang rührte er sich nicht, dann kam er langsam in's Leben zurück, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und schlich von dannen.

Das arme Thier war dazu verdammt, diesen Prozeß so oft, als Fremde kamen, durchzumachen, und so schwebte es beständig zwischen Sterben und Wiederauferwachen. Indignirt über eine solche Quälerei, mochten wir nichts weiter mehr sehen, sondern bestiegen unsern Wagen und fuhren nach Neapel zurück, wo wir mit Einbruch der Nacht ankamen.

4 Besteigung des Vesuv

Wir mußten unsere Zeit nützen, und da wir während unseres Aufenthaltes in Neapel noch die eine Seite des Golfs und die Inseln besuchen wollten, so hatten wir wahrlich keine zu verlieren. Wir machten uns schon am folgenden Tage mit Huber zu Wagen auf den Weg. Der geheime Finanzrath von Sandersleben aus Dresden und seine Gattin, die mit uns in demselben Hause auf S. Lucia wohnten, begleiteten uns. Auf unserm Wege fuhren wir durch ein großes Stück von Neapel und am Thore hinaus. Von da bis nach Portici sind die Höhen und die Seite am Meerbusen fast ununterbrochen mit Häusern und reizenden Villen bedeckt. Die weißen Gebäude haben meistens flache Dächer und gewinnen dadurch ein ganz orientalisches Ansehen. Sobald man um die Biegung des Golfs gekommen ist, hat man einen unvergleichlich schönen Rückblick auf den Meerbusen, die Inseln und Neapel bis zum Posilipo. Durch diesen reizenen Blumengarten gelangten wir nach Portici, welches, von der Wohlhabenheit Neapels und seiner schönen Lage und Fruchtbarkeit profitirend, ein städtischer Ort geworden ist. Das große, auf einem erhärteten Lavastrome liegende Schloß wurde 1738 von Karl III. erbaut. Sein Garten ist sehr groß und schön und hat prachtvolle Blumen. In der Nähe sieht man eine Menge feurig glühender Cacteen.



Portici ist der Ort, wo der Fischer Masaniello wohnte, welcher den Aufstand in Neapel erregte.

Von hier aus gelangt man sehr bald nach Resina, welches so zu sagen mit Portici verbunden ist. Hier sieht man den Vesuv am schönsten und prächtigsten vor sich. Majestätisch steigen seine

Flanken und Abstufungen empor und deutlich sieht man auf den Locken seines Hauptes die Rauchsäulen, die sich, je nach Winrichtung, bald hierhin, bald dorthin vertheilen oder kerzengerade in die Luft steigen, wie es wegen des windlosen, schönen Wetters heute der Fall war. Auf dem ganzen Wege von Neapel bis hierher hatten wir schon sehen können, wie gefährlich die Nachbarschaft des Feuerspeiers werden kann, denn an den Bergalden bemerkten wir verschiedene Lavaströme, von denen die einen ein sehr altes, andere ein jüngeres Ansehen hatten. Einige lagen noch ganz nackt da, andere hatten die Zersetzungen erfahren und trugen eine überaus füllreiche Vegetation. Wahrscheinlich ist die ungeheure Fruchtbarkeit auch schuld daran, daß die Bewohner sich immer wieder in der gefährlichen Nachbarschaft ansiedeln. Zwischen Portici und Resina kamen wir an einem Lavastrome aus 1631 vorüber. Es soll der heftigste gewesen sein, welcher seit der Verschüttung von Pompeji vorgekommen. Vor diesem Ausbruche hatte der feuerspeiende Tyrann so lange geruht, daß das Innere des Kraters mit großen Bäumen bewachsen war. In der Tiefe befand sich sogar ein großer Grasplatz, auf welchem das Vieh weidete. Auch sollen sich dasselbst Eber aufgehalten und zwei Seen zwischen dem Buschwerke gelegen haben.

Am 16. Dezember 1631 aber begann der Langschlummernde seine verwüstende Thätigkeit wieder und spie zwei Tage lang glühende Lava, Asche und Steine aus. Der Aschen- und Sandregen fiel in großen Wolken über die Umgegend von Neapel und wurde sogar bis nach Tarent getragen. Er soll so dicht gewesen sein, daß man in Neapel am hellen Tage die Sonne nicht mehr sah und kaum athmen konnte. Weit umher wurde Alles von den glühenden Steinen verbrannt und verwüstet; in der Umgegend des Vesuv lag die Asche sechs Meter hoch. Das Unheil hörte aber damit nicht auf. Nach heftigen Erdbeben schleuderte der Berg einen ungeheuern Lavastrom aus seinen Eingeweiden, der sich in verschiedene Arme theilte und die Abhänge zwischen Torre dell' Annunziata und Portici übergieß. Häuser und Bäume wurden umgerissen und brannten lichterloh, dreitausend Menschen wurden getödtet und das Meer kam durch das Erdbeben und das Einströmen der glühenden Lava in eine so heftige Bewegung, daß es sich von den Ufern zurückzog. Bosco, Torre del Greco, Resina wurden zerstört. Die Steine, welche umherflogen, waren von riesiger Größe. Ei-

ner wurde bis nach Nola geschleudert und war so schwer, daß zwanzig starke Ochsen ihn nicht fortzubewegen vermochten. Als der Ausbruch endigte, war der Vesuv hundertachtundsechzig Meter niedriger, als die Somma, die er vor dem Ausbruche um vierzig Meter überstiegen hatte.

Resina, eine Stadt von zwölftausend Einwohnern, liegt auf der Lavaschicht, welche Herculaneum bedeckt – oben Leben, unten Tod. Kaum hatten wir in Resina unsern Weg verlassen, so waren wir von Eseltreibern, Führern, Bettlern, Weibern und Kindern umringt, die uns Alle zu Diensten sein wollten: „Signore, un Cicerone al Vesuvio,“ riefen zehn Stimmen zugleich; es waren Männer und Knaben darunter und jeder bestrebte sich, am nächsten bei uns zu sein, selbst die Bettler, welche mit ausgestreckten Händen riefen: „Date mi qualche cosa, Signore, per la grazie di Dio, date me qualche cosa. Sono povero, molto povero!“

Huber, der seine Pappenheimer zu behandeln wußte, sagte kurzweg: „Zurück! Laßt die Fremden in Ruhe!“ Er machte uns eine Gasse durch den Haufen und brachte uns zum Bureau der Führer. Die Fenster der anschließenden Häuser standen weit offen und wir konnten überall in die Stuben sehen. Der Gegensatz der verschiedenen Wohnungen konnte wahrlich nicht größer sein; in den einen reiche Vorhänge, Teppiche, schöne Möbel und geputzte Damen, welche sich mit Lesen oder Klavierspielen vergnügten, in den andern die größte Armuth und Dürftigkeit. Von letzterer Art war das Haus der Führer. Als wir in die Stube traten, waren wir ein wenig verwundert, daß diese ein Bureau sein sollte, denn es sah gerade so aus, wie in einer unordentlichen Bauernstube. Die Binsenstühle waren durchgesessen und hatten in der Mitte tiefe Löcher, ds Möblement war das einfachste von der Welt und zwischen einem Haufen Kinder stand ein junges Mädchen, welches sein üppiges schwarzes Haar strahlte. Sie ließ sich in ihrer Toilette nicht im mindesten stören, sondern schickte nur eines der Kinder, um den Vater zu rufen.

Dieser kam sogleich; es war ein Mann mit einem würdigen, sonnenverbrannten Gesichte, der sich erbot, sofort für alle unsere Bedürfnisse zu sorgen. Damit wir sahen, daß wir nicht übervorthelt würden, überreichte er uns den von der Behörde genehmigten Tarif, auf dem uns orientiren konnten. Wir bestellten für uns alle Pferde, denn selbst den Damen schien es schimpflich, bei der Auffahrt nach dem mächtigen Berge einen Esel zu besteigen.

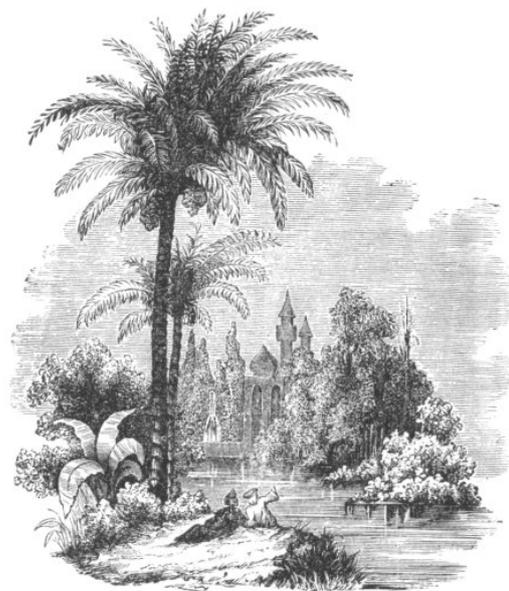
Der Mann mit dem braunen Antlitze ging vor die Thüre und commandirte sechs Pferde herbei, die vor unsern Augen gesattelt wurden. Pferde, sage ich, ich hoffe, die Thiere werden durch dieses unverdiente Lob so viel Stolz bekommen daß sie künftig nicht mehr so sehr den Eseln gleichen.



Wir stiegen auf, befanden uns aber mitten in einem schreienden Menschenknäuel, wovon die Einen Bergstöcke, die Andern Trauben, Pomeranzen, Wein etc. verkaufen wollten.

Huber setzte sich an unsere Spitze und die Menschen folgten, obschon wir ihrer nicht bedurften.

„Sprechen Sie nicht mit ihnen,“ sagte Huber, und dieser Rath war gut. Schnell ritten wir, um wenigstens einige von den lästigen Verfolgern los zu werden, durch die Stadt und kamen außerhalb derselben in die mit einer wahrhaft tropischen Vegetation bedeckten Felder. Man wußte nicht, was man mehr bewundern sollte, die Reben mit den großen, saftigen Traubern, die Oel- oder die Orangenbäume.



Dieser Ueberfluß an Allem, was wächst, hörte aber auf, nachdem wir einige Zeit bergan geritten

waren. Die hohen Ulmen mit den breiten Festons von üppigen Weinranken, die von Baum zu Baum ziehen und ihre Trauben im saftigen Laube schaukeln, zeigten sich nur noch von Ferne. Neben der guten Straße, die wir jetzt hinanritten, dehnten sich ungeheure Lavafelder aus, auch ein Arm des Stromes von 1631.

Unser Führer deutete mit dem Finger auf die Lavafelder und sagte: „Es haben schon Manche versucht, diesen Anblick zu beschreiben, aber es ist noch Keinem gelungen.“

Er hatte Recht, denn man könnte höchstens ein allgemeines Bild von diesen schwarzen Massen geben, aber selbst eine Photographie würde keine genaue Ansicht liefern. Man kann nicht sagen, der Anblick gleiche einem wilden Meere, welches in seinem Wellenschlage plötzlich erstarrt sei, denn es hat nichts von dieser Glätte und beweglichen Formation. Der flüssige Strom ist auf seinem Wege auf mancherlei Hindernisse gestoßen, auf Bäume, die in Flammen geriethen, auf Felsen und Erhöhungen, auf Rinnen, Mulden und Löcher, und alle diese Dinge haben mitgewirkt, um der Oberfläche ihre Gestalt zu geben. Hier liegt ein Theil in die Höhe gezogen, wie ein steifer, kochender Brei, dort, wo die glühende Masse über einer glatten Fläche erstarrte, bildet sie einen Spiegel. Wieder an einer andern Stelle ist sie zerrissen, zerklüftet und liegt in weiten Strecken da. Wie Brachboden, der von der tiefgehenden Pflugschaar gebrochen wurde; dort hat sie sich zu einem Hügel mit scharfen, faserigen Ecken aufgethürmt oder übereinandergeschoben. Hier ist die obere erkaltete Kruste liegen geblieben, während der noch flüssige Theil sich unter ihr Bahn brach. Es ist ein grausiges Bild der Zerstörung und Zertrümmerung, das in Tausenden von Formen die Vernichtung veranschaulicht.

Jetzt wandte sich die Straße, und wir ritten auf der Höhe dahin, wo an einer Seite ein schöner Wald lag, während an der andern auf lange, lange Strecken schwarze Lava sich ausdehnte. Sie wird nicht immer so bleiben; wenn Regen und Sonne die Oberfläche ein wenig zersetzen, wenn sich diese mit dem umherfliegenden Staube bedeckt und der Regen ihn befeuchtet, dann werden kleine Pflänzchen auf derselben entstehen und ihre Würzelchen hineinbohren; diese werden verfaulen und durch ihre Leiber den Humus um ein Umerkliches vermehren, damit das nachfolgende Geschlecht stärker wird. So wird das eine Jahr dem folgenden in die Hände arbeiten, bis sich eine weitere Schicht zersetzt, und nach Jahrhunderten werden hier wieder Steineichen, Ulmen, Wein und Kastanien wachsen. Vielleicht liegen dann die jetzt noch üppig strahlenden und leuchtenden Gärten mit ihren Häusern und Säulenhallen unter der Asche, wie jetzt Pompeji, Herculaneum und Stabiä.

Je höher wir stiegen, desto bedeutender wurde die Aussicht, weßhalb wir unsere Pferde oft umwendeten und über den Golf und die Gebirge hinabschauten.

Vor uns ritt eine Gesellschaft von englischen Damen und Herren, die wir einholten und nun vereinigt eine große Cavalcade bildeten; auch einige Italiener gesellten sich zu uns, und bald kamen noch ein paar Franzosen dazu, so daß man zwischen dem hellen Lachen der Frauen in fortwährender Abwechslung vier Sprachen vernahm.

Häufig habe ich auf Reisen die Bemerkung gemacht, daß englische und amerikanische Damen unerschrocken und unermüdet sind, wenn Etwas zu sehen und zu lernen ist, während deutsche Frauen, im Haushalte die eifrigsten, häufig jede Mühe scheuen, welche außerhalb dieser Sphäre liegt. Die Engländerinnen, mit denen ich eine Unterhaltung anknüpfte, hatten die Literatur des Vesuv studiert, und deßhalb von ihrem Ausfluge einen doppelten und dauernden Genuß, während Andere nur die Erinnerung einer flüchtigen Erscheinung behalten.

Ehe wir zum Fuße des Promontoriums gelangten, ließen wir hinter einer hohen Lavawand, die sich im Laufe der Jahrhunderte mit einer Vegetation von alpinischen Kräutern bedeckt hatte, unsere Pferde weiden, damit sie desto tauglicher für die folgende Anstrengung würden. Noch waren wir nicht abgestiegen, so fand sich unsere ganze freiwillige Gefolgschaft ein. Jeder hatte Etwas zu verkaufen oder einen Dienst zu leisten, den wir nicht beanspruchten; da aber die Sonne außerordentlich heiß brannte und unser Durst immer größer wurde, so kauften wir Früchte, die in großen Körben herbeigebracht wurden.



Man kann sich die Pracht der goldgelben, dickkolbigen großbeerigen Trauben, die hier am Vesuv wachsen, kaum vorstellen, und welch' ein Geschmack! Pfirsiche von ungewöhnlicher Größe und Güte, Melonen, Feigen, Orangen und sonstige Südfrüchte wuren ebenfalls angeboten, und

bald leerten sich die Körbe. Andere zogen es vor, von dem angeblichen Lacrymä Christi zu trinken.



Hier sahen wir die Lava von 1818, welche sich in der Richtung von S. Giorgio a Cremona hinzieht, und in der wir eine Menge weißlicher Krystalle bemerkten. Die Begleiter von Resina hatten kaum die Wahrnehmung gemacht, daß wir dieselben beschauten, als sie sogleich mit Hämmerchen und Eisenpiken von denselben loszubrechen begannen und sie uns zum Kaufe hinhielten.

Huber erzählte uns indessen, daß im Jahre 1858 der große Kegel geborsten sei und der obere Krater sich um vierundfünfzig Meter gesenkt habe. Ohne Zweifel würde dieser Ausbruch größere Verwüstungen angerichtet haben, wenn nicht ein Theil der Lava in den fosso grande geflossen wäre. Dieser war ein Thal von dreihundert Meter Tiefe, welche auf einer langen Strecke nicht allein ausgefüllt, sondern auch zum Hügel umgewandelt wurde.

Nach einer kurzen Rast bestiegen wir die Pferde wieder und ritten über den aus Tuff, Asche, Sand und Schlacke zusammengekitteten Boden.

Nach einem weitem Ritte erreichten wir die sogenannte Einsiedelei, ein aus Lavasteinen erbautes Haus vor dem sich hohe Bäume erhoben. Warum es Einsiedelei heißt, weiß ich nicht; jetzt wohnt ein Wirth darin, der den Vesuvbesteigern mit allerlei erwünschten Labemitteln zu Hülfe kommt. Auf der Fläche vor der rohgearbeiteten Treppe standen einige Wagen, deren Eigenthümer zu Fuße weiter gegangen waren.

Wir versparten uns den Besuch bis zu Rückkehr, denn wir setzten voraus, daß uns der Rest der Tour müde, hungrig und durstig machen würde. Um aber doch Etwas von der Einsiedelei zu haben, wendeten wir die Köpfe unserer Pferde bergabwärts und hatten nun ein bezauberndes Panorama vor uns.

Hier muß es gewesen sein, wo Spartacus sich mit seinen Unglücksgefährten gegen Rom verschwor. Spartacus, ein thracischer Sklave, war um das Jahr 680 in der Stadt Rom mit viertausend Genossen in Capua eingeschlossen, wo diese Unglücklichen in den blutigen Spielen des Amphitheaters verwendet wurden. Dieser Schmach

müde, brach er aus seinem Gefängnisse und floh zum Vesuv, wo er alle flüchtigen Sklaven sammelte und sie in glühender Rede aufforderte, das Joch zu brechen. Die Gefährten ernannten ihn zu ihrem Anführer und schlugen den Sturm der Empörung. Bald standen vierzigtausend Sklaven unter den Waffen, und es entspann sich ein fünfjähriger, blutiger Krieg, der durch Cressus beendet wurde, indem er die Empörer auf's Haupt schlug. Spartacus endete sein Leben am Vesuv, wo er die Fahne der Empörung entrollt hatte.

Ueber der Eremitage liegt das Observatorium auf einem mächtigen Walle von Lava wie eine Warte, von der man in alle Lande hinausblickt. Wir ritten den steilen Weg hinan und schauten durch das Gitter in den blumenerfüllten Garten und in den Hof, wo zwei Karabinieri umherwanderten, die hier oben zum Schutze der Reisenden und des Observatoriums installiert sind. In dieser Höhe ist der Professor Palmieri, der unermüdlige Beobachter des Vesuv, Herr und Meister, und hier ist die Werkstätte, in welcher der der Wissenschaft unbezahlbare Dienste leistet. Das Gebäude enthält eine Bibliothek, einen großen Saal für wissenschaftliche Sitzungen, einen zweiten für die electrischen Apparate, einen dritten für die magnetischen, einen vierten achteckigen, dessen unterer Theil eine Sammlung der vulkanischen Produkte enthält, und dessen oberer zu metereologischen Beobachtungen dient, und unter andern Apparaten auch einen Seismographen zur Beobachtung der Erdbeben.

Vom Observatorium bis zum Gipfel des Vesuv hatten wir noch anderthalb Stunden zu steigen, aber der rauchende Bergriese lag anscheinend ganz nahe vor uns.

Eine Zeitlang ritten wir an einem jähem Abgrunde vorbei über den Riesenwall, auf dem das Observatorium steht, und schauten unter uns in ein langgestrecktes Thal oder vielmehr in eine Lavaschlucht, die einen wirklich grausigen Anblick gewährte. Dieses Thal mußten wir durchkreuzen. Wir ritten langsam hinab, aber es war äußerst mühsam, und Vielen schien es so gefährlich, daß sie abstiegen und den Weg zu Fuß machten. Die Lava hat hier am meisten Aehnlichkeit mit erstarrtem Eisenguß. Man sieht deutlich, wie die glühende Masse durch die Schlucht hinabgeflossen ist und sich mit dem Boden oft in Absätzen senkte oder an Steinen und Felsen in die Höhe hob. Es ist ein Bild wilden Grauses, und man muß langsam reiten, damit die Thiere vorsichtig weiter schreiten können, und die Hufe nicht zwischen den Erhöhungen und Vertiefungen einklemmen. Am besten ist es, sie sich selbst zu überlassen, denn sie kennen die gefährlichen Stellen ganz genau und thun nur dann einen Fehltritt, wenn man sie einen andern, als den bekannten Weg zwingt.

Nach einiger Zeit erreichten wir in diesen zer-

klüfteten Lavafeldern ein Kreuz, in dieser Einöde ein wahrhaft tröstlicher Anblick, denn wenn ringsumher die Schrecken der Natur toben, wenn der Riesenofen seine Feuer durch den Schornstein jagt und der Kessel mit Schwefel und geschmolzenem Metall überkocht und weit umher die Erde verbrüht, dann giebt es keine andere Zuflucht, als in Demjenigen, der auch dem Vesuv Schweigen gebieten kann.

So folgen das Christenthum und seine Zeichen dem Menschen überall nach, oder sie eilen ihm voraus, um ihn an jeder Stätte zu erinnern, daß Gottes Hand sich über die Wüsten und Meere, über die Berge und Schluchten austreckt und daß er sie Jedem, der sich ihrer als Führer bedienen will, gerne hinhält.

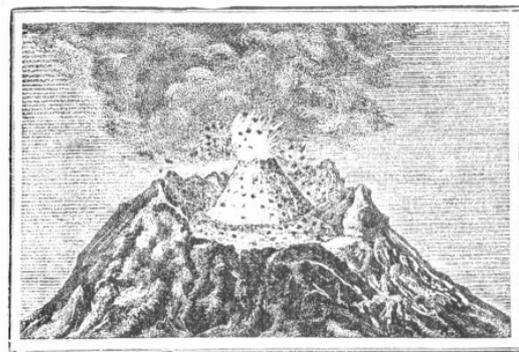
In unserer Gesellschaft gab es Leute, die allen Glauben von sich geschüttelt hatten und welche sowohl das Dasein Gottes, wie auch die Unsterblichkeit der Seele für ein Märchen hielten. Sie waren unzufrieden darüber, in dieser Lavawüste das Kreuz, das sie in der Ebene im Uebermaße sahen, wiederzufinden; Damen sogar, welche vor einer Maus erschrecken, und die Gesellschaft der Menschen aufsuchen, wenn es donnert, rümpften über dieses Zeichen die Nasen. Die Erhabenheit der Natur öffnete ihnen die Augen nicht, es war ja eben nur Natur; aber wenn diese Natur sich in diesem Augenblicke gegen sie gekehrt, wenn der Berg seine Lenden geschüttelt und den Inhalt seiner Eingeweide ausgespieen hätte, so würden sie sicher auf den Gedanken gekommen sein, daß ein Wille da sein muß, der diese todten Kräfte regiert. Sie würden in Angst und Beben einen Augenblick ihre Arme zu Himmel erobern haben, um – nachher zu vergessen, daß der Schutz Gottes auch seinen Verächtern zu Gute kommt.

Noch die letzte Anstrengung, dann befanden wir uns auf dem Plateau, auf dem sich wie ein ungeheurer Zuckerhut der Aschenkegel erhebt. Hier stiegen wir ermüdet ab, und sogleich kamen die gedungenen Führer und eine Menge Kerle herbei, um die Pferde zu halten oder sonst Dienste zu leisten. Wir wollten uns aber einstweilen der Ruhe und der schönen Aussicht erfreuen und lagerten uns deßhalb in den Sand, der die Umgebung des Kegels bedeckte. Von der Aussicht schweige ich still, denn sie ging bei diesem klaren Wetter über alle Beschreibung hinaus. Man hörte deßhalb auch keine andern Worte, als: „Wie schön, wie prächtig!“ „Beautiful, excellent, charming!“ „Bella, bella, bellissima!“ „Come ça est beau! C'est un paradis!“

Nachdem wir ein wenig ausgeruht hatten, schweiften wir auf dem abschüssigen Plateau umher, beschauten hier eine bocche, d. h. ein Loch, aus dem vor Kurzem Lava geflossen, dort eine Rille, eine Furche, von demselben Ursprunge, sowie das vulkanische Gestein, welches vielfach herum

lag. Die Vesuvmenschen haben für Alles gesorgt, was den Reisenden nur im Entferntesten interessieren kann. Sie zogen klein bemalte Dosen aus den Taschen, in welchen diese Mineralien zusammengelegt waren, und boten sie für eine Kleinigkeit zum Kaufe an. Wir ließen uns dann auch verleiten, zum Andenken an den Vesuv eine solche Schachtel mitzunehmen.

Endlich hatten wir genugsam gerastet, um an das Besteigen des Kegels zu gehen. Die Gesellschaft hatte sich unterdessen sehr vermehrt; eine Menge von Herren und Damen aus den verschiedensten Ländern waren noch dazu gekommen, und so bildeten wir auf dem Plateau eine sehr bunte Bevölkerung, was einen ungemeinen Reiz hatte. Im Handumdrehen machte man Bekanntschaft mit Europäern, Asiaten und Amerikanern, und es war gerade so, als ob man schon lange zu einander gehört habe.



Aussicht des Vesuv im Jahre 1835.

Alle Anwesenden waren von der gleichen Absicht beseelt, den Kegel zu ersteigen, aber das war ein Stückchen Arbeit, welches von den meisten unterschätzt wurde. Die Asche liegt so lose aufeinander, daß man bei jedem Schritte bis über die Knöchel und oft noch tiefer einsinkt; dazu ist der Kegel so steil, daß man nur mit Hülfe eines langen Stockes weiter kann, aber das Herausheben der Füße, das Wiedereinsinken etc. raubt dem Steigenden bald die Kraft, und schon nach wenigen Schritten muß er wieder an seinem Stocke rasten. Mir brach der Schweiß aus allen Poren, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals so entkräftet gewesen bin. Es war ein wundersamer Anblick, wie die Damen und Herren keuchend, pustend, blasend sich langsam hinanarbeiteten und jeden Augenblick stehen blieben, die meisten mit der Frage beschäftigt, ob es nicht gescheidter sei, wieder umzukehren. Einige, welche die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einsahen, kamen schon nach wenigen Schritten zurück, Andere arbeiteten sich noch eine Strecke weiter um den Athem und traten dann ebenfalls den Rückweg an. Nur sehr wenige stiegen ohne Hülfe bis auf die Spitze. Aber Hülfe war von allen Seiten da, und wer Gebrauch davon machen wollte, konnte sie für ein

gutes Trinkgeld haben. Zwei Führer gingen voraus und jeder nahm eine Hand des Steigenden, während ein dritter hinten schob. So wurde also der Naturfreund wie ein Stück Waare dem Feuer-vater Vesuv überliefert.

Einige Damen scheuten die bedeutende Auslage nicht, sich auf einem Sessel hinauftragen zu lassen, und das war allerdings die bequemste Manier, aber auch die am wenigsten rühmliche. Ist man mit unsäglicher Mühe, mehr todt als lebendig, oben angelangt, so wandert man allenthalben durch rauchende Asche, denn unter den Füßen kocht und brodelnd der Höllenschlund, der ewig raucht und droht. Die Asche ist so heiß, daß das Schuhwerk verbrennt und daß man an einigen Stellen Eier kochen kann, aber der eigentliche Krater hatte sich nach dem letzten Ausbruche so sehr geschlossen, daß nur dampfende Ritzen vorhanden waren, welche der an der Solfatara gänzlich glichen. Von einem imposanten Anblicke ist nicht die Rede. Man muß nämlich nicht vergessen, daß sich der Krater nach jedem Ausbruche anders gestaltet, und so kann es vielleicht geschehen, daß nach dem nächsten Ausbruche wieder ein weiter Schlund sichtbar wird, durch den man in die unermeßliche brodelnde und kochende Tiefe hinabschauen und klettern kann.

Das Niedersteigen ging bedeutend besser. Sanken wir auch noch immer tief in die Asche hinein, so fiel doch die harte Arbeit des Steigens fort, und mit unsern langen Stöcken konnten wir uns gegen das Hinabstürzen wehren, indem wir sie hinter uns in die Asche bohrten und uns zurücklehnten.

Unten stiegen wir wieder auf die Pferde und ritten zurück bis nach der Eremitage, wohin wir einen großen Hunger und Durst mitbrachten. Diesmal gingen wir in das Haus und fragten den Wirth, ob er uns ein warmes Mahl bereiten könne.

Er schüttelte mit dem Kopfe, wollte uns aber Brod, Eier, Schinken, Wein und gebratene Kastanien geben. Da nichts Anderes zu haben war, so mußten wir uns wohl fügen, und ich kann versichern, daß die frugale Kost vortrefflich schmeckte, obschon das Tafelgeschirr nicht eben sehr einladend war. Auch auf dem Vesuv machte ich die Erfahrung, daß der Huger die beste Kost ist. Wir waren übrigens auf dem besten Wege, den eßbaren Theil der vorhandenen Vorräthe gänzlich zu vertilgen; der Wirth gestand uns, daß für die Nachfolgenden wenig übrig bleiben werde. Von dem rothen Weine, den er uns für den unten wachsenden Lacrymä Christi verkaufte, war noch genug vorhanden, aber wir trauten seiner Aechtheit nicht und hatten zu diesem Zweifel ein gegründetes Recht, denn der Wein schmeckte geradezu sauer. Wir forderten ihn auf, uns ächten zu bringen, aber auch diesem, weit theurer, konnten wir keinen Geschmack abgewinnen. Es geht in Italien gerade so, wie bei uns: man verkauft

Namen und giebt Nachbarschaft. Später habe ich tiefer unten wirklichen Lacrymä Christi getrunken und denselben vortrefflich gefunden.

Auf dem Rückwege weideten wir unsere Augen an den prachtvollen Aussichten und kamen ziemlich spät nach Resina zurück.

4.1 Herculaneum

ist eine große Stadt gewesen, welche verschüttet und von Lava überdeckt wurde. Nach dem, was man jetzt von derselben weiß, war sie nicht allein räumlich größer, als Pompeji, sondern auch viel bedeutender in Künsten und Wissenschaften. Sie dehnte sich auf dem Raume aus, auf welchem jetzt die beiden Orte Portici und Resina liegen, aber viel tiefer.

Der Sage nach soll sie von Hercules erbaut sein und von ihm den Namen erhalten haben. Später, als die Römer Herren der Stadt wurden, erbauten diese hier prächtige Villen und häuften in denselben eine Menge von Kunstwerken auf, bis sie im Jahre 79 durch einen Lavastrom verheert wurde. Als die Lava erkaltete, bauten sich auf derselben arme Fischer an, deren Hütten aber 472 durch einen furchtbaren Ausbruch wieder vertilgt wurden. Immer neue Lavaströme kamen dazu, bis die alte Stadt siebzig und an einigen Stellen sogar hundertzwölf Fuß überdeckt war. So hoch also liegen Portici und Resina über der antiken Stadt.

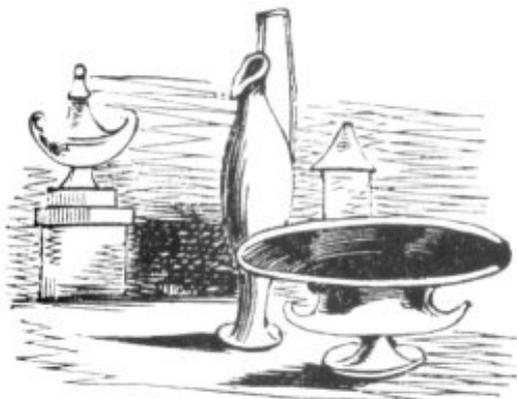
Es läßt sich also leicht denken, daß man zu den begrabenen Häusern und Straßen nur durch mühsam gegrabene Schachte und Stollen gelangen kann, und daß die Stadt in einer ewigen Finsterniß schlummert.

Das Andenken an sie wurde wohl noch durch die Geschichte aufbewahrt, aber man kannte nicht einmal genau den Ort, wo sie gelegen. Da geschah es, daß der General Emanuel, Fürst von Elboeuf aus Lothringen, zu Portici hinter S. Pietro von Alcantara ein Casino baute. Im Jahre 1713 stießen die Arbeiter beim Graben eines Brunnens auf Platten von schönem Marmor. Aufmerksam gemacht, ließ der Fürst weiter arbeiten und entdeckte eine große Halle mit Nischen, in welcher sich sehr schöne Statuen befanden, mit denen er Treppe und Terrasse schmückte.

Später wurden die Ausgrabungen von Staatswegen vorgenommen und man fand ein Theater, Basiliken und Privathäuser. Die ebenfalls ausgegrabenen Münzen ließen keinen Zweifel mehr, daß diese unterirdische Stätte Herculaneum war. Ein Schweizer-Ingenieur, Weber, dem nachher die Arbeit übertragen wurde, ging mit großer Umsicht zu Werke. Es wurden Plätze und Tempel gefunden, aber wegen der Gefahr wieder zugeschüttet. Vierzehn Jahre später wurde an einer andern Stelle beim Graben eines Brunnens ein reiches

Haus gefunden, die Casa d'Aristide, worin noch das Archiv mit Papyrusrollen war. Die verkohlten Rollen brachte man in das Museum von Neapel. Im Garten dieses Hauses wurden die berühmten Bronzen gefunden, welche jetzt eine Hauptzierde des Museums sind.

Aufgedeckt ist schon Manches, aber nur Weniges dem Besucher, der auf einer Treppe von hundert Lavastufen hinabsteigt, zugänglich. Das Theater war überall mit weißem Marmor bekleidet und faßte dreitausendfünfhundert Personen. Die Sitzreihen, die ebenfalls mit Marmor bekleidet waren, sind noch wohl erhalten, und man fand in demselben viele Statuen, die jetzt im Museum aufbewahrt werden. In dem Jahren 1828-1837 wurde unter einer elf Meter hohen Aschenschicht eine fünf Meter breite Straße freigelegt, die vom Theater zur Basilika führte. Sie ist mit vieleckigen Lavaplatten gepflastert und hat an den Seiten Trottoirs. In einem Hause dieser Straße sieht man noch die Portierloge, ein Zimmer mit Amphoren, Mörsern, einem Marmortische und einer halben Mühle. Im Peristyl befinden sich noch die alten Säulen, ein Wasserbecken, welches zum Baden diente etc. An den Wänden sind Malereien, und man sieht noch Balkenreste der obern Stockwerke, die jetzt fest zwischen den Steinen sitzen, wie man überhaupt Holz, Geräte und dergl. von Lava umgeben findet.



In einem andern Hause fand man im obern Stockwerke Reste von Menschen, die einst hier wohnten; im Atrium zwei Zimmer, wovon das erste einen Mosaikboden hat. Auch erkennt man noch ein Bad, einen Corridor und eine Küche.

Das Haus des Argus ist sehr prächtig mit Marmorfußböden und Wandmalereien geschmückt; es sind in demselben viele Zimmer offen gelegt. Der Garten, der Speisesaal, die Küche, Säulen, Statuen, schöne Wandgemälde, einundzwanzig Schlafzimmerchen, jedes mit einem Fenster und einer Terrasse, sind noch wohl erhalten.

In diesem Hause wurden Lebensmittel und schöne Schmuckgegenstände aufgefunden, die jetzt im Museum zu Neapel aufbewahrt werden.

Andere große Bauten sind sehr zerstört.

Es ist zu wünschen, daß man mit den schwierigen Nachgrabungen forfahren wird, denn sie sind eine wahre Fundgrube für Kunst und Wissenschaft.

5 Pompeji

Huber, auf den wir, insofern es das Wetter betraf, blind vertrauten, hatte uns Abends, als wir in sein Stammlokal bei Zepfweber kamen, den folgenden Tag zu einem Ausfluge nach Pompeji angerathen. „Brecken Sie früh auf,“ sagte er, „und richten Sie Sich so ein, daß Sie erst am Abende zurückkommen, denn Sie haben einen ganzen Tag zu thun.“ Wir waren damit einverstanden und bestellten ihn auf den folgenden Morgen so zeitig in unserer Wohnung, daß wir schon mit dem ersten Zuge abdampfen konnten. Er ließ nicht auf sich warten, sondern stellte sich pünktlich ein, und wir waren schon eine halbe Stunde vor der Abfahrt an der Bahn. Wie immer, war er auf Alles, was uns zum Vortheile gereichte, aufmerksam und sorgte beim Einsteigen dafür, daß wir rechts zu sitzen kamen. Der Morgen war so schön, wie wir ihn nur wünschen konnten; sein Schimmer vergoldete die langen Häuserreihen, zwischen denen wir hindurchfahren, und die Strahlen der Sonne tanzten auf den großen rothen Kasernen und Kornspeichern, während sie im Hintergrunde über Neapel und S. Elmo hinschossen und das Kastell, welches wir besucht hatten, hell beleuchteten. Rings umher lagen zerstreute Häuser; die von S. Giovanni a Teduccio tanzten im wilden Wirbel auf der Höhe und von rechts herauf grüßten die Häuser und Thürme Neapels mit dem langhingestreckten, villenübersäten Posilip, dem die Berge der Insel Ischia ernst über die Schultern schauten, während das liebliche Capri sein Bad in den Wellen nahm und die bewaldeten Höhen von Sorrent den nackten Felsenfuß in's Meer setzten. Jetzt kamen wir nach Portici, wo wir ebenso lange hielten, um die liebliche Bucht zu überschauen. Da unten lagen S. Lucia, unsere Wohnung und darunter am Meere Castell dell' Ovo, die böse Erinnerungen erweckende Eiburg, auf welche der Pizzo flacone mit scharfem Falkenauge hinabschaute, als ob er den Augenblick erspähe, wo er würgend niederstürzen könne. Höher hinauf thronte Camaldoli, dessen lieblicher Friede uns noch im Herzen schlummerte.

Weiter schnurrten die Räder und trugen uns nach Resina, über welchem wir eine ewige Drohung der Vesuv sein Haupt erob. Wir schauten freundlich grüßend zu ihm hinauf, aber Huber zeigte uns an seinem Fuße die Folgen seiner Tücken, denn wir sausten eben über den zweitausend Fuß breiten und vierzig Fuß langen mächtigen Lavastrom von 1794.

Jeder Schritt läßt uns nun Grauen vor dem Feu-

erspeier empfinden, denn überall sind seine vernichtenden Spuren sichtbar.

Torre del Greco, das wir jetzt erreichen, steht auf dem fruchtbaren Lavastrom von 1631, der das alte zu zwei Dritteln zerstörte. Es baute sich neu, aber der Vesuv, erzürnt, daß er ihm den Feuerwein kochen muß, versengte und verbrannte es abermals in den Jahren 1737 und 1794. Und wie im Umthe über die Neugestaltung der unteritalienischen Verhältnisse, öffnete sich der Berg im Jahre 1861 an elf Stellen oberhalb der Stadt, riß das Pflaster auf, überdeckte Alle mit Asche und richtete große Verheerungen an. Der Ort ist wahrlich zum Sündenbocke geworden, und er ist stets dabei, wenn es ein Unglück giebt. Die Neapolitaner haben deßhalb das Sprichwort aufgebracht: Neapel begeht die Sünden und Torre büßt sie. „Napoli fa i peccati e la Torre li paga.“

Der Vesuv schreibt beständig an seinem Todenzettel, aber wie R. Buru's Hans Gerstenkorn, so scheint auch stets wieder aus den letzten Athemzügen frischer emporzuraffen. Hier, so sagen die Feinschmecker, soll der beste aller Vesuvweine, der eigentliche Lacrymä Christi, wachsen. Der Mainzer, der einmal sehr sauern bekommen hatte und in seinem Aerger ausrief: „Das soll Lacrymä Christi sein? Nein 's ist Labgrimma kriegste!“ würde mit dem hiesigen Getränke gewiß zufrieden sein.

Nachdem wir den Ort verlassen hatten, kamen wir abermals über einen Lavastrom, dann an die Stadt Torre dell' Annunziata mit ihrem kleinen Hafen. Von hier sahen wir Castellamare und dahinter den mächtigen Berg S. Angelo, auf dessen Spitze die weißen Mauern einer Kapelle herübergrüßten; aber wir hatten nun nicht viel Sinn mehr für die Landschaft und das Meer, denn wir kamen immer näher an das erwünschte Ziel. Nach kurzer Fahrt hielten wir an der Station Pompeji und eilten vom Bahnhofe zum Hôtel Dioméde, denn die leiblichen Bedürfnisse müssen erst befriedigt sein, wenn der Geist sich behaglich fühlen soll. Haus und Zimmer waren gerade nicht schön, aber doch angenehm eingerichtet, und das Essen war recht schmackhaft zubereitet und nicht übermäßig theuer. Wie an allen Plätzen, wo es Sehens- und Merkwürdigkeiten giebt, befanden sich viele Reisende da, und alle wurden flink bedient, so daß ich nicht recht begreifen kann, wie das Hôtel an den bösen Ruf gekommen, von dem in einigen Reisebüchern zu lesen ist.

Nachdem wir gespeist hatten, lösten wir an

der Kasse neben dem Hôtel Billete und machten uns sofort auf den Weg zu der untergegangenen Stadt, nach deren Anblick wir so begierig waren. Das Erste, was uns in die Augen fiel, waren die hohen Aschenhügel, zwischen denen wir hindurch wandelten. Es schien, daß sie zu irgend einer Zeit vom Boden aufgeschaufelt worden waren, um den Weg in die Stadt frei zu machen. Vielleicht ist es bald nach dem Aschenregen geschehen, als die Hinterbliebenen kamen, um nach den Todten und ihrem Eigenthume zu sehen, vielleicht auch später. Jetzt wuchsen auf diesem Aschenhaufen eine Menge von Blumen mit zahllosen Blüten. So sproß aus dem Tode das Leben.

Nach einer kurzen Wanderung gelangten wir an die Stadt selbst, doch ehe wir mit dem Leser hineingehen, wollen wir einige geschichtliche Mittheilungen machen:

Wir finden die Stadt zuerst im Jahre 310 v. Chr. erwähnt, doch ist sie jedenfalls bedeutend älter und wird schon vor der Einwanderung der Griechen bestanden haben. Wahrscheinlich wurde sie von den weit verbreiteten Oskern gegründet und zwar an dem schiffbaren Flusse Sarnus in der Nähe des Meeres auf einer Anhöhe, die von einem uralten Lavastrome gebildet war. So war ein Vulkan seine Wiege, ein Vulkan sein Grab. Sowohl das Meer, als auch er Sarnus zogen sich später durch Naturereignisse weiter von der Stadt zurück.

Pompeji ist eine bescheidene Kaufmannstadt gewesen, die sich in Beziehung auf Kunst und Wissenschaft keineswegs mit Herculaneum messen konnte, aber sich doch in einem angenehmen Wohlstande befand. Man kann daraus abnehmen, wie herrlich und glänzend die großen Städte gewesen sein müssen, die jetzt in Trümmern liegen oder von der Erde verschwunden sind! Wie muß das alte Rom, wie Athen ausgesehen haben!

Als es später unter das Joch Roms gekommen war, suchte es dasselbe durch Empörung abzuschütteln, wurde aber von Sulla bezwungen, und mußte sich gefallen lassen, daß im Jahre 82 v. Chr. eine Colonie römischer Soldaten hineinzog, der man den dritten Theil der städtischen Ländereien überwies.

Unter den neuen Herrschern nahm das biegsame Handelsvolk römische Sitten an, und Pompeji wurde, als immer mehr Vornehme aus Rom kamen, sozusagen eine römische Stadt, wo die Sieger eine Menge Villen erbauten. Cicero schrieb hier sein Buch von den Pflichten. Kaiser Augustus schickte römische Ansiedler, welche ihm zu Ehren eine Vorstadt mit seinem Namen bauten. Kaiser Claudius erhob den Ort dadurch, daß er häufig in einer der prächtigen Villen seine Wohnung aufschlug. Damit war die Romanisirung ausgesprochen, und die Pompejaner wurden in Sprache, Gesetz und bürgerlichen Einrichtungen ganz

zu Römern.

Mehr und mehr sich emporschwingend, stand Pompeji eben in der höchsten Blüthe, als das neidische Geschick im Jahre 63 n. Chr. sein Glück erschütterte. Ein Erdbeben warf Häuser, Tempel, Basiliken und Theater nieder. Die Zerstörung, welche vom Vesuv herbeigeführt worden, war so groß, daß man es eine Zeitlang für besser hielt, die Stadt nicht wieder aufzubauen. Davon kam man indessen doch wieder zurück, und sobald Rom die Erlaubniß gegeben, begann man den Neubau, aber nicht mehr im alten, sondern im römischen Style. Aus dieser Zeit rühren die meisten Trümmer, doch sind auch noch ältere Reste vorhanden.

Man baute eifrig darauf los und zwar in erster Reihe die Privathäuser, damit die Obdachlosen unterkamen, dann die öffentlichen Gebäude, Tempel, Foren etc. Noch war man mitten im Bau begriffen, als am 24. August 79 der Vesuv zu toben begann und durch seinen furchtbaren Ausbruch Herculaneum, Pompeji, Stabiä und andere Orte theils unter seiner Asche, theils unter seiner Lava begrub.

Plinius, der damals die Flotte im Hafen von Misenum befehligte, eilte mit seinen Schiffen nach Stabiä (Castellamare); unterwegs traf ihn der Ascheregen. In Pompeji und den andern Städten fiel eine solche Masse von Asche und Bimssteinen, daß die Höfe und die Gärten hoch damit angefüllt waren. Anfangs hatten sich die Menschen in die Häuser eingeschlossen; da aber der furchtbare Regen nicht aufhörte, suchte man zu entkommen, erbrach mit Gewalt die schon verschütteten Thüren und eilte hinaus; aber die Bimssteine verwundeten die Fliehenden, so daß sich viele wieder zurückzogen, oder sich durch Kissen und Decken vor dem Steinregen zu schützen suchten. Auf den Straßen war es am hellen Tage so dunkel, daß die Fliehenden sich mit Fackeln mußten vorleuchten lassen, um den Weg nicht zu verlieren. Viele starben auf der Flucht, denn das Meer befand sich in der wildesten Empörung. Plinius, der Hülfe hatte bringen wollen, wurde auf dem Wege von den tödtlichen Gasen erstickt. Gewiß wurden Viele gerettet, aber eine Menge der Einwohner büßten theils auf der Flucht, theils in den Häusern ihr Leben ein. Alte Schriftsteller erzählen, die Einwohner seien beim Ausbruche gerade im Amphitheater gewesen und dort von der plötzlich eintretenden Katastrophe betroffen worden.

Als der Ausbruch vorüber war, lag die Stadt thurmhoch unter der Asche und sie war für alle Zeit aus der Liste der Lebendigen gelöscht. Sie wurde schließlich ganz vergessen, und niemand wußte mehr, daß der Aschenberg, auf dem nun geackert und gepflügt wurde, in seinem Innern eine Stadt beherbergte.

In der allerersten Zeit nach dem Unglücke

hatten noch Thürme und vielleicht hochragende Häuser aus dem Schutte emporgeragt, an denen diebische Hände sich bereichert hatten, aber als diese Merkzeichen nicht mehr vorhanden waren, lebte die Stätte nur noch im Mund des Volkes, bis auch dieses die alte Tradition verlor.

Erst im Jahre 1748 stießen Bauern beim Pflügen auf ein Haus, gruben demselben nach und fanden Kostbarkeiten und Wandmalereien in demselben.

Jetzt verbot die Regierung das Nachgraben und nahm dasselbe selbst in die Hand, um der begrabenen Schätze theilhaftig zu werden. Das aber war keine planmäßige Ausgrabung, sondern eine Mauserei, die ihr wenig Ehre machte. Erst in der Neuzeit ist man planmäßig zu Werke gegangen; die Regierung giebt jährlich sechzigtausend Lire zu diesen Ausgrabungen und sie hat großartige Resultate erzielt. Man gräbt von oben herab und stößt zunächst auf die Dächer, das Holz ist verkohlt, wird aber, damit Alles möglichst erhalten bleibt, sofort durch neues ersetzt.

Die Malereien wurden früher von den Wänden abgesägt und in's Museum nach Neapel gebracht, weil sie im Freien zu sehr dem Verderben ausgesetzt waren. Da man aber jetzt ein Verfahren entdeckt hat, wie sie erhalten werden können, so läßt man sie in der Regel an ihren Stellen.

Es ist sehr interessant, die Ausgrabungsarbeiten zu beobachten. Sie gehen ziemlich leicht von statten und es bedarf nicht der Anstrengungen, wie in Herculaneum, denn das Material, welches die Stadt zugedeckt hat, besteht nur aus Asche und Bimsstein. Es wird mit Piken gelöst und mit Schaufeln in Körbe gethan, die von Eseln zu den Bahngleisen getragen werden, auf denen es fortgeschafft wird. Die sämtlichen Arbeiten geschehen natürlich unter Aufsicht von Beamten, in deren Beisein jede Hand voll Asche untersucht wird, damit keiner von den gefundenen Gegenständen verloren geht oder gestohlen wird.

Man pflegt jetzt, um nichts zu überschlagen, eine ganze Insel, d. h. einen Complex von Bauten, der zwischen vier Straßen liegt, auf einmal in Angriff zu nehmen, wodurch Alles auf das Beste und ohne Demolation zum Vorschein kommt.

Wir standen jetzt unter dem Seethore (Porta Marina), dessen lange, hohe Wölbung aus den Zeiten der Römer herrührt, wie man an dem Netzmauerwerke sehen konnte. Ein unbeschreibliches Gefühl erfaßte uns bei dem Gedanken, daß an dieser selben Stelle vor fast zweitausend Jahren fröhliche und geschäftige Menschen, Wagen, Reiter, Soldaten vorübergingen, daß hier geschwätzi-ge Matronen standen, um sich die Neuigkeiten des Tages zu erzählen, die Schiffer aus allen Weltgegenden hier einzogen, um sich nach langer Seefahrt einen fröhlichen Tga zu machen. War es uns doch, als sähen wir alle diese Gestalten und

zwischen ihnen die ernstesten Gesichter der Priester und Senatoren. Jetzt lag die Stadt todt und kahl vor uns, ausgestorben wie ein Haus, in dem die Pest alle Bewohner getödtet. Mir war es zu Muth, als seien sie lange verweist gewesen und sie würden nun zurückerwartet, um ihre unterbrochene Beschäftigung wieder aufzunehmen. Das wieder ausgegrabene Thor wird früher die Gestalt der beifolgenden Abbildung gehabt haben.



Unser erster Besuch galt dem neuerbauten Museum, durch welches man links im Durchgange gelangt.

Der erste Saal enthält einige Bronzethüren mit Schlössern, welche dereinst in den pompejanischen Häusern zum Verschuß gedient. Weit wichtiger aber sind die Gypsabdrücke, denn an diesen kann man die letzten Lebensaugenblicke der Sterbenden studieren. Die Sache verhält sich so: Die Leichen, welche man in Pompeji findet, liegen fast alle in der herabgefallenen Asche und sind mit derselben über und über bedeckt. Löst man dieselbe ab, so findet man in dieser umschließenden Schale die Körper in der Stellung, in welcher sie der Tod überrascht. Die Körperformen, Arme, Hände, Beine, Füße, Gesichter sind so deutlich abgedrückt, daß man in letztern noch heute den schmerzlichen Todeskampf lesen kann. Diese Hohlformen hat man zum Abgießen der Figuren benutzt und so eine unvergleichliche Sammlung von einst lebenden, wirklichen Pompejanern erhalten. Der zweite Saal enthält aufgefundene Vasen, Thonmasken, Hermen, Brunnenlöwen etc.; am ergreifendsten aber sind die wirklichen Leichen, welche sich im dritten Saale in Glaskästen befinden. Dort liegen sie, wie man sie gefunden, mit dem Antlitze gegen den Boden gekehrt, noch über und über mit Asche bedeckt. Huber schien ein besonderes Vergnügen darin zu finden, uns die letzten Augenblicke dieser Unglücklichen recht drastisch zu schildern, aber mir grauste und ich war nicht im Stande, mich noch länger mit den vielen Schädeln, Muscheln und sonstigen Dingen zu beschäftigen.

Die Brust erweiterte sich mir wieder, als wir durch das Thor auf die erste Straße der Tod-

tenstadt gelangten. Doch, ehe wir zum Einzelnen übergehen, will ich einen allgemeinen Ueberblick geben. Die uralten, ohne Mörtel zusammengefügt Mauern, welche die Stadt in einer Ellipse von dreiviertel Stunden umgeben, stehen noch. Sie bestehen aus einer äußern und einer innern Mauer, jede von drei Meter Dicke. Zwischen denselben ist ein Erdwall, auf dem die Vertheidiger standen, wenn sie durch die Schießcharten der äußern Mauer ihre Wurfgeschosse auf den Feind schleuderten. Die Thürme, welche sich über der Mauer erheben, haben ebenfalls Schießcharten und unten Ausfallthore. Der Thore sind im Ganzen acht, wovon vier noch wohl erhalten sind. Eine Strecke der Mauer ist noch nicht ausgegraben und erscheint deßhalb als ein hoher Aschenwall.

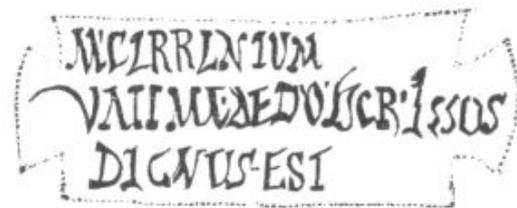
Die Straßen sind gerade, aber schmal, die meisten haben nur vier Meter Breite, die Hauptstraßen sieben. In der Mitte liegt die Fahrstraße mit kernigtem Pflaster aus vieleckigen Lavablöcken, ähnlich der Via triumphalis auf dem Monte Cavallo. Die Trottoirs an beiden Seiten erheben sich etwa einen Fuß über die Fahrstraße und sind mit Platten, theilweise mit Marmor und Mosaik belegt.

Wie todt das Alles auch da liegt, so wird man doch an das einstige Leben deutlich erinnert: Die Räder der Wagen, welche auf diesen Straßen fuhren, haben in dem Pflaster tiefe Einschnitte zurückgelassen und sie sprechen deutlich genug zum Beschauer; ebenso die hohen Trittsteine, welche von Entfernung zu Entfernung in den Straßen stehen und es den Wandelnden erlaubten, trockenen Fußes von einem Trottoir zum andern zu gelangen. Dazwischen ist Raum, daß die Zugthiere ungehindert hindurchgehen konnten. Auch diese Trittsteine sind todt, aber man muß unwillkürlich an die Füße denken, die darauf gestanden, an die eilenden Kaufleute, die Priester, Richter, die stolzen Schönen mit den zierlichen Sandalen, die ernsten Väter und die muntern Kinder.

Fast an allen Straßenecken sind Brunnen für den öffentlichen Gebrauch. Masken oder Thierköpfe spieen das Wasser in viereckige Becken. Bei diesem Brunnen findet man auch Larenaltäre, worauf die Laren selbst dargestellt sind. Die Straßennamen sind neu, man hat sie ihnen nach irgend einem Hause oder Merkmale gegeben, um sich besser orientiren zu können.

Eine merkwürdige Erscheinung sind die Inschriften, welche man an den Außenseiten der Häuser findet, und die im Jahre 1872 sämmtlich durch die Berliner Akademie veröffentlicht wurden. Es sind meistens schön gemalte Plakate, in welchen Bürger und Genossenschaften ihre Günstlinge zu öffentlichen Aemtern empfehlen. Das Wahlgetriebe war also recht im Flor, und jede Fraction gab sich Mühe, bei den Abstimmungen zu siegen. Was man jetzt auf Papier druckt, mal-

te man damals an die Wände. Man ersieht aus diesen Plakaten die verschiedenen Stände, Ackerer, Marktleute, Maulthiertreiber, Holzhändler, Kornhändler, Obsthändler, Priester bei den verschiedenen Tempeln, Diener der Isis, der Venus, Salinarbeiter, Tuchwalker, Mantelschneider, Bäcker, Goldarbeiter, Toilettenhändler, Faßbinder, Friseure, Hühnerverkäufer, Pastetenhändler, Weinverkäufer etc. Eine dieser Inschriften möge hier in der Abbildung Platz finden.



Aus diesen Inschriften ist ferner noch zu ersehen, wo die Unterschriebenen wohnten; es scheint, daß die verschiedenen Gewerbe an bestimmten Plätzen zusammenwohnten, wie das ja auch in Köln, der römischen Pflegstadt, der Fall war.

Außerdem findet man Ankündigungen von Gladiatorenspielen, die wie ein moderner Theaterzettel weder das mitwirkende Personal, noch sonstige Umstände vergessen. Auch eine Menge anderer Inschriften und Kritzeleien findet man auf und in den Häusern, und alle tragen dazu bei, die Lebensweise der ehemaligen Bewohner aufzuklären.

Die Häuser haben im Ganzen genommen viel Aehnlichkeit mit der orientalischen Bauart, wie sie noch jetzt im Süden heimisch ist und wie sie das Klima fordert. Die Zimmer sind fast alle klein, obschon die Grundfläche, besonders der Häuser der Reichen, oft sehr groß ist. Desto ausgedehnter sind die Hallen und Säulengänge, wo man sich am liebsten aufhielt und auch Besuche empfing. In reichen Häusern giebt es allerdings auch große Gesellschaftsräume. Alles Schöne war inwendig, außen sahen die Häuser sehr einfach, schmuck- und ornamentenlos aus, selbst die Fenster fehlten nach der Straße hin, dagegen waren die Untergeschosse häufig zu Kaufläden, Garküchen etc. eingerichtet.

Wehmuth erfaßte uns, als wir die Tempel mit den Säulen und Altären sahen, deren Priester im Schutt begraben wurden, die Theater mit ihren übereinandersteigenden Sitzreihen und den Säulenhallen, aus denen Spieler und Zuschauer vertrieben sind, die wasserlosen Fontainen, die öde gewordenen Marktplätze, die Bäder mit ihren Sälen und Badewannen und Alles dazu gehörige Geräth! Und wie mag es erst demjenigen zu Muth gewesen sein, der zuerst in ein solches Gemach trat, wo noch Alles lag und stand, wie es vor zweitausend Jahren gewesen war.

In den Speisezimmern sieht man noch die Stel-

len, wo die Sofas standen, auf denen man liegend speiste, Geräth verschiedener Art ist noch vorhanden, Wandgemälde, Stuckverzierungen, Ornamente überall.

Was mich sehr überraschte, das waren die engen Schlafzimmer und in denselben die gemauerten oder mit Marmorsteinen abgetheilten Betträume, die großen Trögen nicht unähnlich sahen.

Man weiß vor allem Schauen eigentlich nicht recht, wo man im Einzelnen anfangen soll. Die gewöhnliche Einrichtung der meist zweistöckigen Häuser ist folgendermaßen:

Von der Straße kommt man in das Vestibul (Flur) und von da in den Hof (Atrium), der von einem bedeckten Gange umgeben ist, und in dessen Mitte sich das Impluvium (ein Bassin für das Regenwasser) befindet. Hinter dem Atrium liegt das Tablinum, ein großes Zimmer. Diese Theile gehören zum vorderen Haus, in dem alle Geschäfte besorgt wurden. Dann kommt wieder ein großer, offener, von Säulen umgebener Hof, das Peristylum, in dessen Mitte ein erhöhter Blumengarten mit Statuen. Bei reichern Häusern ist hinter dem Peristylum noch ein größerer, mit Säulen eingefasster Garten, und wenn dieses nicht ist, sind an der Hinterseite die Gesellschaftszimmer. Um diese Haupträume herum liegen die Nebenräumlichkeiten, Keller, Küche, Schlaf- und Eßzimmer, Sklavenwohnungen etc.

Hat man das gewölbte Seethor hinter sich, so gelangt man in eines dieser Häuser, in dessen Atrium, Peristyl und andern Räumen sich eine Menge von Wandgemälden befinden, welche theils Thiere und Pflanzen, theils Götterscenen darstellen. Sie sind außerordentlich zierlich und lieblich.

Rechts liegen die Basilika, die Börse und Gerichtsstätte am Forum. Die Säulen dieses imposanten Gebäudes sind noch bis zu einer ziemlichen Höhe erhalten, aber sie sind nicht von Marmor, sondern von Backstein. In der schnell wieder aufgebauten Stadt ist der Marmor überhaupt selten. Die nach dem Forum gerichtete Fronte ist reich geschmückt. Die Säulen bilden einen Umgang rings umher und an den Wänden sind Halbsäulen. Am Ende des Gebäudes befindet sich das erhöhte Tribunal, wo der Richter oder der rechtsprechende Magistrat saß. Unter demselben sind die gewölbten Gefängnisse, in denen man noch zwei Gerippe fand.

Schräg gegenüber, ebenfalls am Forum, liegt der Venustempel.

Er gehört zu den schönsten Ruinen Pompeji's, ist aber leider sehr zerstört, und dieses mag daher rühren, daß er bei der Verschüttung noch nicht vollendet war. Die Portikus wird von achtundvierzig Säulen getragen. Der eigentliche Tempel ist in der Mitte des Hofes, und es führt eine Treppe von dreizehn Stufen hinauf. Vor derselben be-

findet sich ein Opferaltar und hinter der Vorhalle das Heiligthum, wo das Bild der Göttin stand. Hier wurde auch eine Venusstatue gefunden, die indessen sehr zerstört war. Hinter dem Tempelhofe waren die Gemächer für die Priesterinnen der Venus mit entsprechenden Malereien.

5.1 Das Forum

Der freie Raum in der Mitte ist mit großen Platten belegt. Es konnte durch Thore abgesperrt werden und war Reitern und Wagen durch vorgesezte Steine ungänglich gemacht. Man sieht noch die zweiundzwanzig Piedestale, auf denen die Bildsäulen verdienter Männer standen, wie es jetzt noch in den italienischen Städten der Fall ist. An der Südseite haben auch Reiterstatuen gestanden. Die Portikus, welche das Forum umgiebt, besteht theils aus zwei Säulenreihen. Man sieht, daß es noch in der Arbeit begriffen war, als die Verschüttung stattfand.

Der Jupitertempel liegt neben dem Eingange in das Forum. Er ist aus Lava, Ziegel und Tuff gebaut und hat eine feine Stuckbekleidung. Auf der achtzehnstufigen, prächtigen Treppe stand der Altar des Gottes. Von den Säulen der Vorhalle stehen noch zwölf Stümpfe. In der dreischiffigen Cella stand Jupiters Kolossalstatue, die jetzt im Museum zu Neapel ist. Die Wände haben noch ihre zierliche Bemalung.

Es folgen um das Forum herum: der Agustempel, die Curia, der Merkurtempel, die Eumachia, die alle einen Blick in den Götterdienst, das merkantilsche und gewöhnliche Leben thun lassen. Letzteres Gebäude diente wahrscheinlich der Zunft der Walker.

So war das Forum von lauter öffentlichen Gebäuden umschlossen; Triumphthore, Tempelbasiliken, Börsen, Gefängnisse prägten demselben wie in Rom seinen Charakter auf, und hier concentrirte sich das öffentliche Leben. Es gab übrigens der Tempel und öffentlichen Gebäude noch mehr in Pompeji.

Es versteht sich von selbst, daß ich hier keine genaue Beschreibung der einzelnen Gebäude vornehmen kann; der Leser muß sich deßhalb mit wenigen Andeutungen begnügen.

Mit steigender Verwunderung durchwanderten wir die ausgestorbenen Straßen und blieben bald hier, bald dort stehen; jeder Schritt erschloß uns wieder ein neues Geheimniß, und wir gelangten immer mehr zu einer deutlichen Ansicht, wie die alten Pompejaner gewohnt und gelebt hatten.

In der Strada delle Terme gelangten wir bei der zweiten Thüre links zu den ältern Bädern, welche 1824 ausgegraben wurden. Sie bilden eine Gebäudeinsel, welche von vier Straßen umschlossen ist und welche früher sechs Zugänge hatte, wo-

von aber jetzt nur einer gebraucht werden kann. Die Räume dieser Bäder sind ganz nach römischer Weise eingetheilt, so daß die verschiedenen Operationen in folgender Weise aufeinander folgen konnten: 1. Schwitzen in erwärmter Luft, 2. Baden in warmem Wasser, 3. Abreibungen 4. kalte Abwaschung.

Zunächst gelangt man in das Auskleidezimmer (Apodyterium). Hier versammelten sich Alle, welche ein Bad nehmen wollten, und es mag oft eine recht bunte Gesellschaft hier zusammen gewesen sein. Der Raum ist groß und faßte eine hübsche Zahl Menschen, welche sich auf den noch vorhandenen, rings umher laufenden Bänken ausruhten. Da wir vor dem Eintritte von Außen ringsum Räume gesehen hatten, die früher als Verkaufsläden dienten, so waren wir sehr überrascht, hier einen solchen Saal zu finden, in welchen man durch fünf Thüren eintreten konnte. Die Decke ist gewölbt und in Felder eingetheilt. Das Tonnengewölbe ruht auf einem, mit hübschen Reliefarbeiten versehenen Simnse, auf dem die Lampen für die nächtlichen Badestunden standen und deren in diesen Bädern eintausenddreihundert gefunden wurden. Der Boden ist mit Mosaik belegt, die Wände gelb gefärbt und die Bänke von Lava. Die Kleider, welche von Aufsehern überwacht wurden, hängte man an die Wand. Die Spuren, wo die Kleiderhalter befestigt waren, sind noch zu sehen.

Aus dem Auskleidezimmer gelangt man durch die erste Thüre rechts in das laue Bad (Tepidarium) oder Schwizbad. Das Gemach hat fast dieselbe Größe, wie das vorige. Die aus dem Auskleidezimmer Ausgetretenen hüllten sich hier in Decken oder Leintücher und setzten sich ruhig hin, um durch die erwärmte Luft in Schweiß zu gerathen.

Dieses Gemach ist mit reichem Schmuck versehen und noch genug davon vorhanden, um sich eine genaue Vorstellung von demselben machen zu können. Das Gewölbe war mit Stuckrelief verziert, zwischen welchem die weiße, rothe und blaue Grundfarbe und die Malereien eine harmonische Wirkung hervorbrachten, wie man an einzelnen Stellen noch sieht. Unter dem Gewölbe, das durch ein großes Fenster den ganzen Raum erleuchtet, läuft ein ornamentirter Fries her, der durch eine Menge von Atlanten (männliche Figuren mit aufgezogenen Ellenbogen) aus Terracotta gestützt oder getragen wird. Zwischen diesen Karyatiden befinden sich die Nischen zum Aufbewahren der Handtücher und Toilettgegenstände. Von den Bronzegebänken mit den Thierfüßen, welche hier den Sitzenden geboten wurden, hat man noch drei aufgefunden; ebenso einen Heizapparat aus Bronze; das Gemach wurde nämlich durch Röhren und einen Herd geheizt.

Zuweilen ließ sich der Badende durch die dazu bestimmten Diener noch mit dem Strigilis abrei-

ben und mit Oelen salben, was aber auch oft bis nach dem kalten Bade verschoben wurde.

Aus diesem Raume kommt man durch die Thüre in das laue Wasserbad, das Caldarium, ein langer Saal, an dessen einem Ende man auf zwei Stufen zu der großen viereckigen Marmorwanne hinabstieg. Zehn Personen konnten hier gleichzeitig baden. Dieses Wasserbad ist noch sehr gut erhalten.

An dem andern Ende befindet sich eine runde Nische mit einem von oben beleuchteten runden Marmorbecken, wo man sich im kalten Wasser abwusch und ein kaltes Sturzbad erhielt. Eine Inschrift belehrt uns noch über die Anschaffung und den Kostenpreis.

Man kann noch die Heizapparate und die Röhren sehen, welche die Hitze und das Wasser nach den Orten leiteten, wo man sie haben mußte. Der Boden ist mit Mosaik belegt.

kehrt man wieder in den ersten Raum zurück, so gelangt man aus diesem in das kalte Bad (Frigidarium), wo sich ein großes, marmorernes Rundbecken befindet, in welches durch Röhren kaltes Wasser strömte. In den vier Nischen an der Wand standen die Ruhebänke. Der Aufenthalt muß für die Badenden sehr angenehm gewesen sein. Die Decke war blau und hatte oben eine Lichtöffnung, der Fries roth mit weißen Reliefs. Es konnte auch Meerwasser in das Frigidarium eingelassen werden.

Es sei mir erlaubt, hier die Bemerkung zu machen, daß wir Deutschen die Bäder unverzeihlich vernachlässigen. Ich verstehe es ganz gut, daß das Christenthum den öffentlichen Bädern keine Sympathien entgegenbringen konnte, da in der That viel Unfug in denselben getrieben wurde, aber es ließen sich sehr wohl Einrichtungen treffen, die ein unwürdiges Betragen unmöglich machten. Öffentliche Bäder, auch dem Aermsten zugänglich, sollen sich wenigstens in allen größrn Städten befinden, wo es häufig an Allem fehlt, was zu einer regelmäßigen Reinigung des Körpers unerlässlich ist.

Ein großer Theil dieser Thermen ist jetzt nicht mehr zugänglich.

In derselben Straße, den Thermen gegenüber, liegt das Haus des tragischen Dichters, ein kleines, aber sehr hübsches Haus mit vielen schönen Malereien. Die Benennung hat keinen Anspruch auf Richtigkeit. Man fand in demselben werthvollen Goldschmuck. Im Hausflur war in Mosaik ein angeketteter Hund mit der Inschrift: „Cave canem“ dargestellt. Im Atrium, wo sich ein Impluvium und eine hübsche Brunnenöffnung befanden, waren die berühmten homerischen Bilder, die man im Museum zu Neapel aufgestellt. Noch jetzt enthalten die Zimmer viele mythologische Gemälde, weßhalb man beim Besuche von Pompeji dieses Haus nicht überschlagen darf. Das Peristyl hat

um ein Gärtchen herum auf drei Seiten einen Säulengang; auf der vierten in der linken Ecke ist die kleine Kapelle für die Laren. Im Speisesaal befindet sich außer den Malereien ein Mosaikboden. Daran stößt die Küche mit dem Ofen und das Kloset.

Von dem obern Stockwerke sind nur noch Andeutungen vorhanden.

Das Haus des Pansa liegt, nur durch eine Straße getrennt, neben dem Vorigen und ist eine der bedeutendsten Wohnungen, die bisher in Pompeji gefunden worden sind.

Es umfaßte eine ganze Insula und hat an den Straßenseiten Läden und Waarenmagazine, die mit dem Hause nicht in Verbindung stehen. Von der obern Etage ist nichts mehr vorhanden; in der untern sind nicht weniger als fünfzig Zimmer und Säle, von denen viele, schön cassetirte Decken, prächtig bemalte Wände, mosaicirte Fußböden, Säulen und Statuen enthielten. Dieses Haus muß einst einen prächtigen und reichen Anblick dargeboten haben.

Rechts um die Ecke in der Konsularstraße liegt ein Brunnen mit einem Adler, dann folgt eine Taverne, wo vor 2000 Jahren gekochter Wein verabfolgt wurde. Man sieht auch einen Steintrog für die Thongefäße und die Feuerungsanstalt, links eine Apotheke, in welcher man viele Arzneien fand, und in der Nähe eine Schmiede, die Musikschule, eine Bäckerei, worin ein Hof mit Drehmühlen, die durch Esel getrieben wurden; dann folgt das Haus des Sallust, welches wegen einer Schönheit und seiner Malereien berühmt ist. Vorn ein Verkaufslokal, in dem man auf einem aufgemauerten Ladentische noch die Oel- und Oliventöpfe sieht.

Weiter fort findet man wieder eine Taverne, eine Seifenfabrik und die Mauth mit vielen Gewichten; dann das Haus der Tänzerin, das des Chirurgen, dessen Instrumente sich im Museum in Neapel befinden, die Casa del Triclinio mit Säulen und Malereien, die Wirtschaft des Albinus, in deren Ställen Pferdegerippe lagen.

Das Herculanerthor und die Gräberstraße bieten viel Merkwürdiges, die Gräber schon deßhalb, weil sie historische Zeugnisse für die Darunterliegenden sind.

In der schönen Villa des Diomedes fand man im Keller die Skelette von achtzehn Personen, einen Knaben und ein Kindlein, die noch mit den Kleidern angethan waren. Sie hatten sich dorthin geflüchtet und waren erstickt. Den Hausherrn hatte die Katatstrophe auf der Flucht ereilt; man fand ihn am Gartenthore mit zwei Schlüssel, dabei seinen Sklaven mit Kostbarkeiten.

Von besonders hervorragenden Gebäuden sind noch zu nennen: das Haus der Amazonen, die Casa del Granduca di Ruffia, die Casa di Modesto, die Casa di Ercole, das Haus des Apollo,

das Haus des Meleager (hier fand man vierzehn silberne Gefäße), die Casa dell' Argenteria (mit Silbergeräthschaften), das Haus des verwundeten Adonis, das Haus der Centauren, das Haus des Castor und Pollux, die Casa del Labirintho.

Alle diese Häuse zeichnen sich durch Malereien, Säulen, Mosaikböden u. drgl. aus. In vielen fand man auch noch Tische und andere Hausgeräthe.

Im Lupanar ist eine Taverne mit drei Töpfen von Terracotta, welche in der Aufmauerung stehen, und einem Kochherde. Die Zimmer, wo gezecht wurde, sind an der Malerei kenntlich.

In der Fullonica finden sich die sämmtlichen Fabrikräume einer Walkerei.

In der Casa del Fauno muß eine ungeheure Pracht von Mosaik geherrscht haben. Hier fand man den Gold- und Silberschmuck der Hausfrau, die denselben wahrscheinlich im Fliehen weggeworfen hatte. Ebenso reich war das Haus der Ariadne, eines der reichsten von ganz Pompeji aber war das Haus des Lucretius. In diesem fand man einen Brief mit der Adresse an den Besitzer Lucretius.

Interessant ist das Waschhaus des Narcissus, wo sich noch die steinernen Tröge und die Herde befinden.

Daß sich auch ein Haus der Sünde hier findet, ist nicht zu verwundern, wohl aber, daß die griechischen und römischen Besucher ihre Namen und Sprüche an die Wände gekritzelt und so ihr Andenken der Nachwelt überliefert haben.

Die neuen Bäder unterscheiden sich von den alten dadurch, daß sie einen Säulenhof für gymnastische Uebungen und ein Schwimmbad haben.

Einen besondern Besuch verdienen der Isistempele und die Gebäude des Forum triangulare.

Hier stand der Tempel des Herkules, dem man die Gründung der Stadt zuschreibt. An diesen Platz stößt das große Theater, welches noch recht wohl erhalten ist und dessen Sitzreihen sich an den Hügel anlehnen, von dem sie ihre Stütze erhalten. Man kann also von der Straße her oben eintreten, doch sind auch zwei Eingänge unten. Der Zuschauerraum ist hufeisenförmig und faßte fünftausend Personen; er konnte durch Segel überdeckt werden, so daß die Zuschauer von Regen und Sonnen nicht zu leiden hatten.

Auf den vier untern Stufen, die mit den obern nicht durch Treppen in Verbindung standen, befanden sich die Ehrensessel für die höhern Beamten, die folgenden zwanzig Sitzreihen waren für die Bürger, die obersten vier für das gemeine Volk. In der Nähe war ein großes Wasserreservoir, aus welchem die Zuschauer an heißen Tagen einen feinen Staubregen erhielten.

Von hier kann man in das kleine Theater gelangen, welches Odeon genannt wurde, und für eintausendfünfhundertachtundsechzig Personen Raum gewährte.

Zwischen dem großen Theater und der Stadtmauer liegt die Gladiatorenkaserne, zu der man vom Forum triangulare auf sechsunddreißig Stufen hinabsteigt. Das Gebäude ist von bemalten Säulen umgeben, und in demselben waren die Schlafgemächer der Gladiatoren, die meistens zerstört sind. Auch eine größere Wohnung, eine Küche und ein Gefängniß befanden sich dort. Bei der Ausgrabung fand man in den Fußseisen des Kerkers noch die Beine von drei Skeletten.

Sieben Minuten von der Stadt auf dem Felde liegt das Amphitheater.

Wir stiegen über den noch verschütteten Theil der Stadtmauer über die mit Baumwollstauden bepflanzten Felder dahin und durch einen langen Thorweg, den wohl einst die Gladiatoren passirten, wenn sie zum Kampfe kamen, in die Arena, welche in einer großen Ellipse vor uns lag. So wandelten wir denn auf demselben Boden, auf dem einst Löwen und andere Bestien mit Menschen kämpften und wo sich die Gladiatoren unter dem Zujauchzen der trunkenen Menge das Leben nahmen. Jetzt wuchs auf dem blutgedrängten Boden Gras. Rings um uns herum stiegen die Sitzreihen in vierunddreißig Kreisen auf. Huber erklärte uns Alles so deutlich, daß wir die Magistrate und Priester auf den vier untern Sitzreihen zu sehen glaubten, während auf den zwölf folgenden die Kaufleute und das Militär, auf den weiter folgenden achtzehn die Männer aus dem Volke und zuoberst die Frauen saßen. Der gesammte Raum hatte Platz für fünfzehntausend Personen. Jeder Rang hatte an den vielen Treppen jedesmal eine Thüre, und so konnte sich das Theater sehr rasch füllen und leeren.



Krautartige Baumwollstaube.

Man sieht noch die Räume für die wilden Thiere, den Gang, durch welchen die getödteten Menschen und Thiere hinausgeschleppt wurden, den Ort, wo man die todten Gladiatoren entkleidete.

Nach der Mittheilung des Dio Cassius begann der Aschenregen, als das Volk von Pompeji eben zu einer Vorstellung im Amphitheater versammelt war. Man hat dem widersprechen wollen, weil sich bei der Ausgrabung nur wenig menschliche Gerippe vorfanden, aber dieser Umstand giebt wohl keinen Grund zum Zweifel, denn es ist sehr natürlich, daß sich die Zuschauer entfernten, als die Katastrophe eintrat, und wie wir gehört haben, war das Theater so zweckmäßig gebaut, daß es sich sehr rasch leeren konnte.

Da man die Gerippe von acht Löwen fand, die ihrem Zwinger nicht entlaufen konnten, so würde die so hohe Zahl wohl für Dio Cassius sprechen; denn diese Löwen müssen gerade für die stattfindenden Kämpfe dahingeschafft worden sein.

Es war unterdessen schon ziemlich spät geworden. Nachdem wir noch einmal durch die öden Straßen gewandert waren, verließen wir die Stadt der Todten, wahrscheinlich, um sie nie wieder zu sehen, und kehrten in das Hôtel Diomède zurück.

Die leeren Garküchen, Backöfen und Weinschenken in Pompej hatten unserm Hunger und Durst nicht abgeholfen, deßwegen mußten wir zu den Lebenden. Mit der Dämmerung verließen wir den ewig denkwürdigen Ort und kamen sehr befriedigt in Neapel an, obschon die Erinnerung an das große Unglück, welches wie ein Strafgericht über die volkreiche Stadt hereinbrach, ein unangenehmes, fast unheimliches Gefühl in unserer Erinnerung zurückließ.



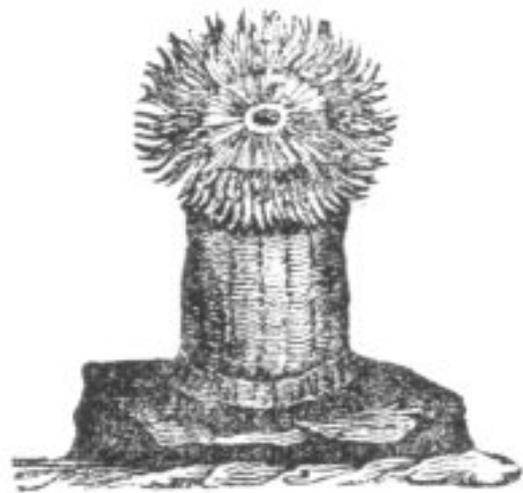
6 Castellamare

Von dem Straßengewirr Neapels, von seinen Kirchen und öffentlichen Gebäuden wurden wir immer von Neuem angelockt, und wir theilten unsere Zeit so ein, daß wir täglich unsere Kenntniß von der Stadt und ihrem Leben erweiterten. Je länger wir dieses fortsetzen, desto heimischer und angenehmer fühlten wir uns in unserer heitern Umgebung, aber von Zeit zu Zeit sehnten wir uns aus diesem Gewühle auch wieder hinaus in die frische Natur, die hier überall unerschöpflich an Schönheiten ist. Ein Ausflug reihte sich an den andern, und so machten wir uns auch eines Tages auf den Weg nach Castellamare und Sorrent.

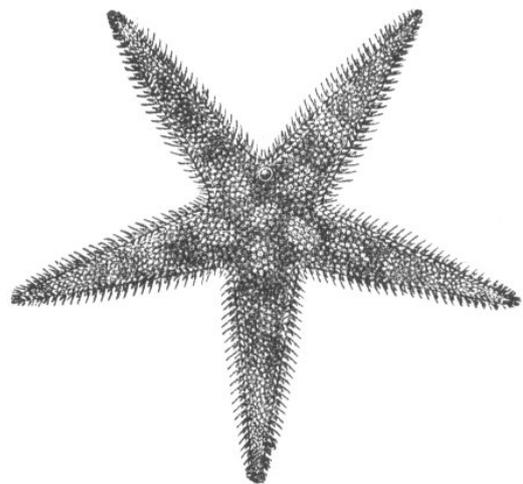
Huber war heute anderweitig versagt und wir also auf uns selbst angewiesen, was aber bei diesem Ausfluge wenig zu sagen hatte, weil wir einen Theil der Gegend schon kannten. Morgens frühe fuhren wir mit der Bahn über Portici, Resina, Torre dell' Greco nach Torre dell' Annunziata und hatten das Vergnügen, beim heitersten Wetter all' die herrlichen Punkte, von denen ich schon früher gesprochen, noch einmal in vollem Glanze zu sehen.

In Torre dell' Annunziata herrschte ein recht bewegtes Leben, denn die gewerbreiche Stadt zieht viele Geschäftsleute an. Die Einwohner treiben verschiedene Erwerbszweige, doch steht die Maccaronifabrikation hauptsächlich in Blüthe. Das Meeresufer ist hier sehr belebt, Boote werden aus- und eingeladen, Fischer kommen und gehen, die Fremden machen, weil die Ufer so schön und malerisch sind, Spazierfahrten auf dem Wasser oder kommen von Neapel hier an, um Ausflüge in der Umgegend zu unternehmen. Wir hatten nicht viel Zeit, diesem Treiben zuzusehen, weil der Zug, nachdem er die Passagiere für den Süden abgesetzt, bald weiter ging, aber die Fischer, welche eben mit ihren Booten angelangt waren, ließen den kurzen Aufenthalt doch nicht ungenützt vorübergehen. Mit lautem Geschrei gingen sie an den Wagen vorüber und boten lebende Seesterne und Seeanemonen zum Kaufe an. Bei der Weiterfahrt hatten wir das Vergnügen, auf dem ganzen Wege das jenseitige Ufer mit seinen Bergen und dem breit hingelagerten Castellamare vor uns zu sehen.

Die Stadt Castellamare, die wir in kurzer Zeit erreichten, hat einundzwanzigtausend Einwohner. Wegen ihrer schönen Lage eignet sich dieselbe zu einem längern Aufenthalte für den Fremden, der nebenbei die Annehmlichkeit hat, daß er von hier aus sehr hübsche Ausflüge in die Umgegend machen kann. Sie ist auf einem Vorsprunge des



Seeanemone (Actinia).



Seesterne (Asterias).

hochragenden Monte S. Angelo und zwar auf den Trümmern der zugleich mit Pompeji durch den Vesuv verschütteten Stadt Stabiä gelegen. Der ältere Plinius, welcher von Misenum herüberkam, um den Unglücklichen Hülfe zu bringen, fand hier auf der Straße seinen Tod.

Auch hier haben Ausgrabungen stattgefunden, aus deren Entfernungen voneinander man auf die Größe und Bedeutung der ehemaligen Stadt schließen kann. Im alten Hafen fand man Mastbäume von Schiffen, bei Varano Häuser und ein Amphitheater, an andern Orten Tempel der Diana, des Janus und des Pluto. Auch Häuser und Gräber wurden ausgegraben und die in ihnen enthaltenen Kunstwerke nach Neapel geschafft. Leider hat man die ausgegrabenen Bauten wieder verschüttet, und so deutet jetzt kaum noch irgend

Etwas auf das frühere Stabiä hin.

Den jetzigen Namen verdankt es Friedrich II., der hier ein Schloß am Meere erbaute, um welches herum sich die Stadt allmählich anbaute.

Außer dem vortrefflichen Trinkwasser giebt es hier fünf Gesundbrunnen, die manchen Fremden festhalten. Die Stadt blüht durch Schiffbau, Baumwollenfabriken und Gerbereien; auch die Gewerbe stehen im Flor und für die Annehmlichkeit des Aufenthaltes ist durch schöne Spaziergänge und schattige Alleen gesorgt.

Wer einen prachtvollen Ueberblick über den Golf und die Abruzzen haben will, der reite auf den Monte S. Angelo, auf dessen Spitze eine Kapelle steht. Er liegt eintausendfünfhundertvierundzwanzig Meter über dem Meeresspiegel und erfordert also eine ziemliche Zeit und ein mühsames Steigen. Doch hat man auch Gelegenheit, die Stellen zu sehen, wo die Neapolitaner den Schnee holen. Andere Ausflüge gehen nach der schönen königlichen Villa Quisisana, nach dem malerischen Lerici und seiner Burgruine, nach dem Kloster Pozzano, dem sieben Stunden entfernten, aber prächtigen Amalfi u. s. w.

Wir sollten übrigens bei unserer Ankunft wenig von den Annehmlichkeiten des Ortes empfinden, denn kaum hatten wir den Zug verlassen, als sich eine Rotte von Kutschern, Eseltreibern und Führern auf uns stürzte und uns so fest umringte, daß wir keinen Ausweg fanden. Jeder wollte uns irgendwo hinpressen, wohin wir gerade nicht wollten. Unglücklicher Weise fragten wir einen Vetturin mit einem Zweispänner um den Preis nach Sorrent. Der Kerl machte eine Forderung, wals ob wir nach Rom wollten. Nun ging das Unterbieten von den Uebrigen los und wir wurden fast erdrückt. Um von den Menschen los zu kommen, wanderten wir in die Stadt, aber die ganze Rotte verfolgte uns und es gesellten sich noch Neugierige dazu. Nachdem wir lange vergebens bemüht gewesen waren, uns aus den Klauen dieser Harpyen zu befreien, gelang es uns, ein Asyl in einer offen stehenden Kirche zu finden, wo wir zusehen, wie von einem Priester die Früchte gesegnet wurden.



Früchte segnender Priester.

Als wir aus der Kirche kamen, hatte sich die Rotte verlaufen, und wir konnten uns endlich einem Wagen anvertrauen, der zufällig des Weges kam. Kaum saßen wir, so waren gleich ein halbes Dutzend Kerle bei der Hand, die sich mit aufschwangen, um uns zu begleiten. Vergebens war unsere Abwehr, sie blieben sitzen. Da wandten wir uns an den Vetturin und zwar mit der energischen Erklärung, daß wir sofort den Wagen verlassen und die Fahrt aufgeben würden, wenn er uns nicht sogleich von den lästigen Menschen befreie. Das half; der Rossebändiger, der sonst nichts gegen den Ballast einzuwenden gehabt hätte, sorgte dafür, daß der Wagen frei wurde.

Um bei der Sonnenhitze etwas gegen den Durst zu haben, kauften wir bei einer Höckerin Birnen und Apfelsinen und im Posthause, das auch zugleich Locanda ist und wo ich einen Brief an meine Frau abgab, Wein, dann fuhren wir von dannen und durch die lange Hauptstraße von Castellamare am Meere vorüber.

Eine köstlichere Scenerie kann man sich kaum denken; jenseits der Stadt drängt die eine Schönheit die andere, und ich glaube kaum, daß es in ganz Italien ein prachtvolleres Paradies giebt. Die Straße führte aufsteigend das Meer entlang, entfernte sich aber zuweilen etwas von demselben, und so waren wir bald dicht an dem umrankten Ufer und schauten über den herrlichen Golf mit seinem reichen Leben und seiner wundervollen Umgebung, bald hatten wir die drohenden, steil herabfallenden Felsenberge mit ihren Wäldern über uns, bald beschatteten uns die Gipfel eines lieblichen Olivenwaldes, oder wir befanden uns auf einem gewaltigen Felsbrocken, dessen Wände senkrecht zum Wasser hinabfielen, so daß einem schwindelte, wenn man einen Blick in die Tiefe that.

Hier wurden wir von blühenden Myrthen begrüßt, dort von herrlichen Weingärten, dann wieder fuhren wir an Mauern vorüber, über denen sich reich beladenen Orangen und Citronenbäume erhoben. Vor uns schauten wir Neapel und die Inseln, hinter uns den rauchenden Vesuv und die zerklüftete Somma, von der es mich wundert, daß sie nicht schon längst auf den Vesuv herabgestürzt ist.

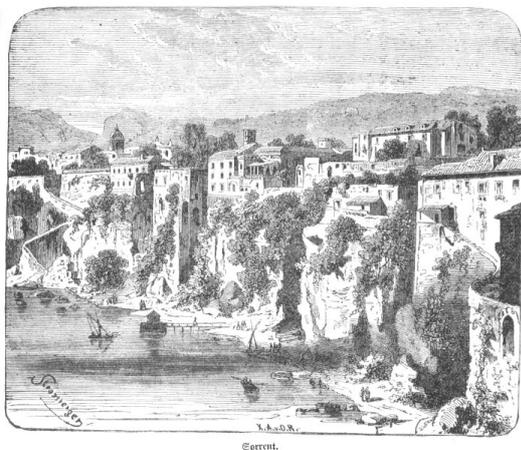
Ueber unsern Häuptern drängten sich ebenfalls die Schönheiten in grandiosester Weise, und der Vetturino sagte, um wirklich zu genießen, müsse man hinaufsteigen. Seliger ist es mir selten zu Muth gewesen, als auf dieser Fahrt. Wenn ich einmal mein Vaterland aufgeben müßte, möchte ich hier wohnen, wäre es auch nur in einer Hütte.

Auf dem ganzen Wege begegneten uns Wagen mit Reisenden, deren Gesichter vor Vergnügen strahlten. Wir begrüßten uns wie alte Bekannte, und die Eseltreiber, Fußgänger, Reiter und Land-

leute grüßten mit. Es war, als ob hier Alles miteinander eine einzige Familie bildete.

Nach langer, entzückend schöner Fahrt kamen wir auf eine prächtige Brücke, die über einem Abgrunde liegt und wo wir eine Zeitlang anhielten, um uns die überwältigende Scenerie in's Gedächtniß zu prägen, dann hinauf zur Punta di Scutolo, immerfort von der üppigsten Vegetation begleitet. Da oben schauten wir hinab in die unvergleichliche Ebene von Sorrento, die mit ihren Pomeranzen- und Citronengärten, mit ihren Granat- und Feigenbäumen wie ein Zaubergarten winkt, während im Hintergrunde die bizarren Felsen als Schutzwachen stehen und auf der Höhe und in der Tiefe die weißen Häuser aus dem grünen Lande leuchten.

So erreichten wir das Städtchen Meta und fuhren dann durch den Wald hinauf nach Sorrento.



Wahrscheinlich hätte Sorrento auch dann seinen Zauber, wenn es auf einer kahlen Felsenklippe, vom Meere und allen Schönheiten entfernt, läge, denn, wo ein so großer Dichter, wie Tasso, geboren, da hat jeder Stein seinen Reiz und seinen lichtvollen Schimmer. Nun kommt aber eine Lage und eine Landschaft dazu, die in der ganzen Welt nicht viel ihres Gleichen haben.

Wir fuhren direkt bis auf den Marktplatz; ich war versucht, die Augen zuzuhalten, um nachher die ganze Summer der Herrlichkeiten auf einmal zu sehen, aber das ging doch mit dem besten Willen nicht, denn jeden Augenblick stieß mich Herr von Schachtmeyer an, indem er ausrief: „Um Gottes Willen, sehen Sie denn nicht, in welchem Gottesgarten Sie sich befinden!“

Da mußte ich denn wohl schauen, und es war gut, daß ich es that, denn jeder Blick war ein Augenschmaus und ein Labsal für die Seele. Die Straße, in der wir uns befanden, war enge und wir konnten durch die offenen Fenster in die Stuben sehen, wo die Leute ihre Geschäfte trieben. Mädchen und Frauen saßen und standen auf den Treppen und an den Fenstern, lächelten und nickten uns zu. Es waren schöne Er-

scheinungen darunter, so schön, wie man sie eben nur am Meerbusen von Neapel sehen kann. Es ist merkwürdig, daß selbst die Frauen aus den niedrigsten Ständen, wenn sie schön sind, Stand und Gewerbe vergessen machen, daß man glaubt, sie trieben mit der ärmlichen Kleidung nur einen Mummenschanz. Man erwartete jeden Augenblick, sie als vornehme Damen in ihrer wahren Gestalt zu sehen.

Wenn sich die Sorrentinerin putzt, dann ist sie vollends eine Königin. Das blauseidene Kleid mit den unzähligen, graziös herabfallenden Falten, das purpurfarbene Sammelmieder, das antik geordnete, mit einem silbernen Pfeile durchstochene Haar steht ihr allerliebste, und dabei sind ihre Bewegungen so ungezwungen und harmonisch, daß man nicht umhin kann, sie zu bewundern.

Die Häuser sind durchaus nicht prächtig; die meisten sehen alt und vernachlässigt aus, aber das stört keineswegs; man findet es im Gegentheile hübsch und harmonisch und würde es fast bedauern, wenn ragende Säulen und Göttertempel den Eindruck der Natur störten, wenn die Kunst von Menschenhand mit der Zauberschöpfung Gottes in Concurrenz treten wollte.

Wo zwischen den Häusern eine Lücke war, erhoben sich über die grauen, mit Epheu und Blumen bewachsenen Mauern die Orangen- und Citronenbäume, und die Zweige hingen so voll von den leuchtenden Goldfrüchten, daß man sich wunderte, wie sie zwischen den dunkelgrünen Blättern alle Platz fanden.

Herr von Schachtmeyer war schon einmal allein hier gewesen und genoß nun doppelt, weil ihm Manches schon bekannt war. Auf dem Markte, wo der Wagen anhielt, rief er einen alten Mann mit silberweißem Barte an. Dieser nickte ihm freundlich zu und kam an den Wagen.

„Das ist mein Führer gewesen,“ sagte er, „wir wollen ihn auch heute mitnehmen; nun aber zuerst ein Mahl genommen, denn wir werden viel zu laufen haben.“

Die Osteria, in der wir abstiegen, gehörte nicht zu den vornehmen Gasthäusern, aber sie war durchaus sauber. Das Essen war schmackhaft und der kirschrothe Wein schmeckte so angenehm, daß wir ihm die gebührende Ehre anthaten und uns in der richtigen Stimmung befanden, um weder theilnahmlos an den Schönheiten von Sorrento vorüberzugehen, noch im übergroßen Enthusiasmus das Gesehen zu überschätzen.

Unser Cicerone nahm es auf sich, uns zu führen, daß wir ein Gesamtbild von Allem bekämen, und wir traten unsern Rundgang an.

Sorrento war schon von den Römern bekannt und zeichnete sich schon in der ältesten Zeit nicht allein durch eine liebliche Meeresschönheit, sondern auch durch die „Amabilità und Bellezza“ der Frauen aus, von deren prächtigem Haar die

Dichter so viel zu singen wissen. Der Wein von Sorrento und die Gefäße von Terracotta, die hier fabrizirt werden, waren immer berühmt. Am meisten aber hat es zu seinem Ruhme beigetragen, daß Tarquato Tasso hier geboren wurde (11. März 1544).

An den Tempelresten und den Ruinen aus alten Zeiten lag mir heute wenig, denn überall, wo ich ging, hatte ich Tasso in Gedanken, Tasso, in dessen Sterbezimmer zu Rom ich gewesen war, auf dessen Grab ich gebetet hatte. Auf meinen Wunsch war unser erster Gang zu dem Hause, in dem er das Licht der Welt erblickt, wo er später (1577) auf der Flucht krank und unglücklich ankam, und, als Hirt verkleidet, Aufnahme und Trost bei einer Schwester Cornelia fand. Dieses berühmte Haus ist die Albergo di Tasso, die für des Dichters Geburtshaus ausgegeben wird. Es liegt am Abgrunde auf steiler, schroffer Klippe, welche ewig vom Meere umtost wird. Einmal schon stürzte ein Theil des Hauses hinab, und wer weiß, ob nicht bald die Stunde kommt, wo der gewaltige Fels nachsinkt und die Fluth auch das Uebrige verschlingt.

Von der schönen Loggia des großen Hauses überschauten wir den ganzen Golf mit Neapel und den Inseln. Wahrlich, hier mußte ein Dichtertalent reifen, hier die Phantasie ihre Bilder bis in's Gigantenhafte ausspinnen. Aber wehe allen wahren Größen, die aus dem berausenden Pokale der Poesie trinken! Was kümmert sich das nüchterne Leben um die Himmel in des Dichters Brust! Mit schwerem Fuße zertitt es seine Ideale und läßt ihm von seinen Schöpfungen nur die Sehnsucht und den Schmerz.

Ob dieses wirklich Tasso's Haus ist? Man glaubt es so gerne, denn die Lage ist so herrlich, daß sie ganz zu der Geburtsstätte eines Liedersängers paßt; aber unser greiser Führer war anderer Ansicht und führte und zu einem Hause in einer breiten Straße, durch dessen Thorweg wir in einen großen, umbauten Hof sahen. Das Haus glänzte nicht gerade von Sauberkeit, aber es war groß und bequem. Der Führer brachte uns in eine Reihe von Zimmern, wo große Haufen von Apfelsinen lagen. Eine Schaar von Mädchen, darunter sehr liebliche Gestalten, war damit beschäftigt, die duftenden Südfrüchte in Seidenpapier zu wickeln und zwar jede einzelne für sich. Es waren Alles auserlesene Exemplare von ungewöhnlicher Größe, wie man sie selten bei uns sieht.

Arbeiter verpackten die eingewickelten Früchte in Kisten, von denen ganze Berge zur Versendung bereit standen. Einige von den Mädchen beschenkten uns freundlich mit den schönsten Früchten und wir machten ihnen dafür ein kleines Geldgeschenk.

Aus dem Hause gingen wir in den Garten,

wo die hochstämmigen und breitkronigen Apfelsinenbäume den ganzen Raum ausfüllten; aber unter den Wipfeln wuchsen in dem fruchtbaren Boden auch Gemüse aller Art. Es ist nicht zu beschreiben, welch' ein würziger Duft hier herrschte, denn zwischen den unzählbaren Apfelsinen und Citronen trugen die Zweige auch noch eine solche Menge von weißen Blüthen, daß kaum Platz für die Blätter war. Wir konnten uns kaum von dem lieblichen Orte trennen, aber auf unserer spätern Wanderung sahen wir auf Schritt und Tritt gleiche und noch größere Schönheiten.

Sorrent liegt auf einem hohen Felsen, der mit erschreckender Steilheit jäh hinabfällt und von der üppigsten Flora umwuchert ist. In der Umgebung der Stadt steigen überall tiefe Schluchten und hohe Berge empor, aber wohin man auch immer schauen mag, überall sind Gärten voller Orangen und Citronen; und draußen liegen die Wälder mit den fremdartigen Bäumen, die einen so köstlichen Schatten geben und der Stadt eine ausnehmend liebliche Frische erhalten. Die Häuser haben meistens Loggien, von denen man über das Meer und auf die Berge schauen kann.

Die Bewohner halten sich so wenig als möglich in den Häusern auf, sondern draußen unter den herrlichen Weinguirlanden, die von Baum zu Baum hängen, unter den Pomeranzen und Oliven. Sie haben Recht, denn alle Kunst kann nicht ersetzen, was die Natur von selbst bietet, und wie lieblich ist es draußen, wo die Aloe und der Cactus blühen und glühen!

Wir waren in vielen Gärten, zu denen wir die Höhen hinauf- und die Felsen hinabstiegen. In allen herrschte die gleiche Fruchtbarkeit, derselbe Duft, die unvergleichliche Schönheit. Es will schon Etwas sagen, daß man hier unter den Orangenbäumen umherwandelt, wie bei uns unter den Apfelbäumen, noch mehr aber, daß die Menschen alle so fröhlich und liebevoll sind. In jedem Garten kamen sie uns mit den prächtigen Früchten entgegen, die sie ganz besonders für uns auswählten und abbrachen, oft drei, vier und mehr dicke Apfelsinen an einem Zweige, so daß wir sie nicht alle zu fassen wußten. Gaben wir ein Gegengeschenk, so war es gut, thaten wir es nicht, so blieben sie gleich freundlich und liebenswürdig. Ich habe in diesen Gärten der Armida kein zorniges, nicht einmal ein unfreundliches Gesicht gesehen.

Die Menschen sind wie die Natur, heiter, froh, freudig lachend zum Spenden geneigt. Die Mädchen und die Frauen mit dem üppigen schwarzen Haar und den Zöpfen, die lang und glänzend über die Schultern herabhängen, den flammenden Augen und den feingeschnittenen Gesichtern passen ganz und gar in diesen Orangenduft, in diese Blütenpracht. Wer sie anspricht, dem stehen sie Rede und nicht selten sprudeln ihre Antworten und Bemerkungen von

strahlendem Witze, aber bei aller Offenheit und Hingebung sind sie züchtig und dem Wüstling unnahbar. Das ist es, was ihren Reiz noch tausendfach erhöht.

Das Kapuzinerkloster nahmen wir in unsere besondere Gunst, denn es ist ein Hafen der Ruhe, der auch das unruhigste Gemüth anheimelt; vielleicht dieses am meisten. Der Garten mit seinen alten, ehrwürdigen Bäumen bietet Alles, was zu des Lebens Nothdurft gehört, dazu aber die kostbarsten Aussichten auf das Meer, den Vesuv und andere landschaftliche Reize, und so können sich die Brüder ungetheilt dem Gebete hingeben.

Mönche in grauen, rauhen Kutten mit bloßen Füßen arbeiteten im Garten, andere saßen auf den Ruhebänken und lasen in der heiligen Schrift. Sie sahen ernst, aber nicht finster aus und behandelten uns wie Freunde. In ihren Gesichtern lag eine unbeschreibliche Ruhe und Heiterkeit der Seele, so daß ich dachte: „Glücklich, wer so, wie diese, in den Hafen der Ruhe eingelaufen ist und mit den Erbärmlichkeiten des Lebens nichts mehr zu thun hat.“

Wie da oben Alles Zauber ist, so auch unten. Wenn man zur Marina hinabsteigt und in einiger Entfernung am Ufer vorbeifährt, so hat man die steile Felswand über sich. Nach unten ist sie kahl, oben aber krönt sie sich mit rothen, fernhinleuchtenden Blumen, und in einzelnen Ritzen glühen baumartige Cactus.

An vielen Stellen wächst ein üppiger Wald von Epheu, dessen Ranken von der Höhe niedersteigen und aus dem Meere trinken. Sie verdecken am Fuße der Felsen manche Grotte, in welche das Meer hineinspült. Viele sind groß und hoch, so daß man hineinfahren und sich in denselben aufhalten kann. In dem Dunkel dieser Höhlen mögen, als die Götter noch auf Erden wandelten, die Nymphen gehaust, die Sirenen ihre verlockenden Lieder gesungen und den Menschen zu seinem Verderben gefesselt haben. Eine derselben trägt den Namen: „Tempel des Neptun,“ und sie scheint wirklich durch Menschenhände in den Felsen getrieben. Wer weiß, welche Mysterien hier stattfanden, als Stabiä noch stand, Plinius noch lebte!

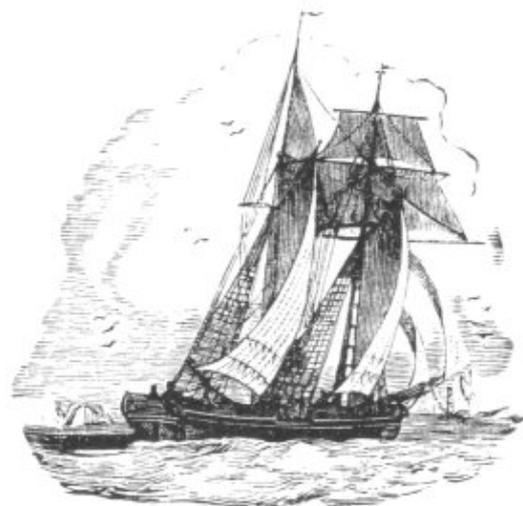
Schönere und verstecktere Badeplätze kann man sich kaum vorstellen, aber man hüte sich, bei erregtem Meere hineinzufahren, denn dann brausen die Wellen mit Macht heran und bringen Tod und Verderben.

Auf unsern Wanderungen, die uns von Schritt zu Schritt einen unvergleichlichen Genuß bereiten, kam mir ernstlich der Gedanke, ob es nicht möglich sei, für immer hier zu bleiben. Ich fragte den Führer nach den Preisen der Häuser und der Lebensmittel und hörte zu meinem Staunen, wie billig man hier zurechtkommen und doch im Ueberflusse leben kann.

Wenn das Vaterland nicht wäre, was würde mich hindern, dem kalten Norden für immer Lebewohl zu sagen! Aber wo wäre in der Welt ein Paradies, welches den Zauber der Heimath ersetzt, welches schön genug ist, um die Wurzeln auszuheben, mit denen wir im Boden unseres Landes stehen, durch welche wir mit der ganzen Nation verbunden und verschwistert sind!

Zum Schlusse kehrten wir noch in einer Weberei für seidene Bänder und Tücher ein. Es war eine sonderbar Fabrik, in jedem Zimmer stand nur ein einziger Webstuhl bei dem ein Mädchen bei der Arbeit war. Der Besitzer empfing uns freundlich, und wir durften den Mädchen zusehen, wie sie die bunten Bänder webten und dabei so fröhlich sangen und uns die Handgriffe zeigten. Um die Mühe nicht umsonst gemacht zu haben, kauften wir Einiges und begaben uns dann in einen Laden, wo Gegenstände mit bunter Holzmosaik verkauft wurden. Auch hier wählten wir ein paar hübsche Handschuhkasten als Andenken von dem lieblichen Sorrent und begaben uns dann zu unserm Wagen, um die Heimreise anzutreten. Die Wahrheit zu gestehen, wäre ich noch eine Nacht da geblieben; da es aber unhöflich gewesen wäre, mich von der Gesellschaft zu trennen, so ging ich mit.

In Meta angekommen, bekamen wir Aufenthalt, denn eines des Pferde hatte ein Hufeisen verloren; wir mußten deßhalb an der Schmiede halten, bis ein neues aufgeschlagen ward, und so kamen wir erst mit der Dämmerung in Castellamare an. In Neapel machten wir noch die unangenehme Erfahrung, daß wir die eingekauften Andenken versteuern mußten.



7 Capri

Unten am Strande von S. Lucia legt das Dampfschiff an, welches die Woche ein paarmal nach Capri und zurückfährt. Wir hatten es also ganz nahe; da aber die Jahreszeit da war, wo der größte Theil der Fremden sich entfernt hat, so waren die Fahrten nicht mehr regelmäßig und wir lauerten manchen Tag vergeblich auf die Abfahrt. Eines Morgens aber pustete das Schiffein seinen Dampf aus der schwarzen Röhre und der Capitain stand hoch auf dem Radkasten. Nun machten wir uns sofort bereit, Herr von Sandersleben, Herr von Schachtmeyer, ihre beiden Frauen und ich.

Das Wetter versprach sehr schön zu werden, aber noch ging ein etwas scharfer Wind. Bald füllte sich das kleine Schiff mit Passagieren und wir fuhren ab.

Es ist ein ganz eigenthümliches und für mich stets unschätzbare Vergnügen, auf dem Meere zu fahren. Und nun erst gar auf dem Meerbusen von Neapel, wo man rings umher von einem Kranze von Schönheiten umgeben ist!

Das Wetter hielt sein Versprechen nicht, der Wind wurde rauher und die Wellen gingen höher, als an einem ruhigen Tag. Obschon die ganze Entfernung nur zwei Stunden beträgt, so wurden doch die meisten Damen krank und selbst vielen Herren sah man an, daß sie unter der Herrschaft Neptun's standen. Was mich angeht, so habe ich mit dieser Gottheit niemals Etwas zu schaffen gehabt, und so konnte ich mich ganz und ungetheilt dem Genusse des Schauens hingeben, was ich auch im vollsten Maße that. Das schließt natürlich nicht aus, daß ich Mitleid mit den Damen hatte, und gerne Etwas zu ihrer Erleichterung gethan hätte, wenn dieses überhaupt möglich wäre.

Je weiter wir kamen, desto mehr verlor Capri (das alte Capreä oder die Ziegeninsel) seine blaue Farbe, und die Umrisse des hoch aus dem Meere ragenden Felseneilandes wurden immer deutlicher. Majestätisch erhob sich der Monte Solaro und schärfer sah man die gewaltigen Klippen in's Meer vorspringen.

Endlich warf das Schiff im Angesichte der Insel Anker, aber noch hatten wir den Hafen nicht erreicht, sondern es galt, in die blaue Grotte zu fahren.

Ich hatte das nicht sogleich begriffen, denn ich glaubte, wir würden die blaue Grotte erst von Capri aus besuchen. So kam ich denn so ziemlich als der letzte an die Schiffstreppe und sah, daß die Uebrigen schon alle zu zweien oder dreien in einem Kahn saßen und der Grotte, die sich

in einiger Entfernung vor uns öffnete, zusteuereten. Die kleinen Fahrzeuge tanzten auf und nieder und viele von den Damen erhoben gegen das weitere Verbleiben auf den Wogen energischen Protest. In dem letzten Kahne, in den ich hinabstieg, saßen zwei Amerikanerinnen, Mutter und Tochter, und letztere war ein bildschönes Mädchen, das aber an der Seekrankheit zu leiden schien, denn sie sah bleich aus und ihre weißen Lippen zitterten. Nichts desto weniger wollte sie in die Grotte. Während wir mit unserm Fährmann auf dieselbe zusteuereten, kehrten alle Uebrigen zurück und riefen uns zu, daß es unmöglich sei, hinein zu gelangen, die Schiffer selbst hätten dieses erklärt.

„Ist es wirklich unmöglich?“ fragte ich meinen Marinaro.

„Die Wogen gehen sehr hoch,“ antwortete er, „es wird Mühe kosten.“

„In Gottes Namen d'rauf! Auf alle Fälle wollen wir den Versuch machen,“ entgegnete ich, „und wenn Sie uns hineinbringen, bekommen Sie noch ein Extratrunkgeld.“

Wir hatten unterdeß den Eingang zur Grotte fast erreicht, und der Schiffer sagte, wir müßten uns flach auf den Boden des Fahrzeuges legen, um den Kopf nicht an der Wölbung des Einganges zu zerschellen.

Wir tauchten unter und legten uns nieder. Noch einmal erhob ich den Kopf, um Herrn von Schachtmeyer und seiner Frau zuzurufen, daß sie es ebenfalls wagen sollten, aber eine von den Felsen zurückprallende Welle überdeckte meinen Oberkörper, und ich fühlte, daß sie ganz empfindlich kalt war.

Der Schiffer arbeitete mit aller Anstrengung gegen den Felsen hin, aber die Brandung wollte die Annäherung nicht erlauben. Dazu gingen die Wellen so hoch, daß sie die ganze Oeffnung ausfüllten. Der Schiffer schaute mich mit einem fragenden Blicke an, aber ich hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, hineinzukommen und rief: „D'rauf, d'rauf!“

Zu meiner Freude theilten die Amerikanerinnen meinen Wunsch, aber dem Schiffer war es vor der Hand eine Unmöglichkeit, einzudringen, weil, wie bereits gesagt, die ganze Wölbung voll Wasser stand, und er alle seine Kräfte darauf zu verwenden hatte, daß der Kahn nicht an dem Felsen zerschellte.

Jetzt kam eine neue Woge, und mit dieser schossen wir in die Oeffnung. Ich möchte es nicht noch einmal in derselben Weise mitmachen, denn

es war nicht ohne Gefahr. In dem Augenblicke, wo wir hineingeschnellt wurden, stemmte der Schiffer eine derbe Stange auf den Boden des Fahrzeuges, die uns vor dem Scheitern bewahrte, weil der Kahn mit Heftigkeit gegen das Gewölbe gedrückt wurde. Wie nothwendig es war, flach auf dem Boden zu liegen, sahen wir jetzt deutlich genug ein.

Da wir so zu sagen mitten durch die tosenden Wellen fuhren, so bekamen wir innerhalb der Oeffnung ein salziges Sturzbad, welches wir mit geschlossenem Munde und geschlossenen Augen über uns ergehen ließen. Durchnäßt bis auf die Haut und mitten in dem Wasser liegend, welches in den Kahn gedrunken war, gelangten wir mit einem zweiten Schuß in die Grotte, wo wir uns erhoben.

Der kurze Weg vom Meere hieher hatte uns plötzlich in eine ganz andere Welt versetzt. Draußen tobte die See und die Wogen klatschten beständig in der Wölbung, aber hier war es ruhig, und das Wasser, welches eindrang, bewegte den See kaum. Er lag so ruhig wie im Traum, und die Wellchen, welche sich am Rande kräuselten und gegen den nackten Felsen plätscherten, brachten ein liebliches Gekicher hervor, als ob die Geister der Tiefe sich über uns lustig machten und sich ihren Muthwillen mit uns erlauben wollten.

Ich möchte nun gerne die Grotte beschreiben, aber ich weiß kaum, wie ich das machen soll, und ich bin gewiß, daß die Schilderung, auch wenn ich im Stande wäre, alle die Farben richtig aufzutragen, doch nur einen Schatten von der Wirklichkeit gäbe.

Blau war es rings um uns her, das ist schon wahr, aber was für ein Blau! Wo findet man die Mischung, aus der es zusammengesetzt ist? Und wie dieses Blau nur in die Grotte kommen mag? Es ist doch eine große, gewölbte Wasserhöhle, ringsum verschlossen, nur durch das enge Thor mit dem äußern Lichte in Verbindung stehend. Anfangs war ich ganz starr vor Staunen und ich sah nichts im Einzelnen, sondern hatte nur ein allgemeines Gefühl traumhafter Glückseligkeit. Nach und nach kam ich zur mir selbst und konnte nun die Umgebung näher anschauen. Bisher hatte ich nur eine einzige Farbe, die blaue unterschieden; blau war das Wasser, blau die Wände und die Wölbung und zwar so wunderbar blau, wie es kein Künstler auf die Leinwand bringen kann. Je länger ich aber in dieser Dunkelheit die träumerische Fluth anschaute, desto mehr Nuancirungen gewahrte ich. Es kam mir vor, als dringe aus einer unermeßlichen Tiefe das Licht eines fernen Firmamentes durch das Wasser zu uns herauf und durchleuchte dasselbe mit Hunderten von verschiedenen Zauberfarben, so daß das Blau einen leise angehauchten Schimmer von Grün, Roth, Gold und Silber annahm, und dieses Alles floß wieder in ein unnennbares Blau zusam-

men.

Wenn der Schiffer die Ruder in die Fluthen tauchte, schienen fackelartige grünblaue Lichtfackeln aus der Tiefe zu steigen, und wenn die Tropfen von denselben niederfielen, tauchten sie wie Gold- und Silberkugeln hinab und spritzten ein phosphorisches Blitzen aus. Hielt er die tropfenden Ruder hoch, so war es, als fielen brillante Leuchtkugeln herab, welche in dem blauen Wasser auseinandergingen und den Spiegel in Gluth verwandelten.

Wir fuhren auf diesem See der Unterwelt weiter, so daß wir die Oeffnung, durch welche wir gekommen waren, nicht mehr sehen konnten. Nun waren wir ganz wie abgeschnitten von allem Lebendigen, und ich hätte unsern Schiffer für den Charon gelten lassen, wenn es nicht so unbeschreiblich schön hier gewesen wäre.

Die Bläue, welche das Wasser ausstrahlte, theilte sich auch den Wänden und den Gewölben mit, aber hier war sie noch reicher nuancirt. Von unten aus wurde die Farbe allmählich heller und die Decke hatte einene goldbraunen Widerschein, doch war die Beleuchtung nicht stark genug, um das Gewölbe selbst zu erhellen. Leider hatten wir keine Fackeln bei uns, um es genau zu betrachten und die wunderbare Wirkung noch zu erhöhen, aber der Schiffer ließ uns ahnen, daß da oben in sonderbaren Formen die Tropfsteingebilde niederhingen. Nachdem er die Ruder eingezogen hatte, herrschte in der Grotte die Ruhe des Grabes, aber von den Tropsteinzapfen der Wölbung fielen die Tropfen nieder und erzeugten auf dem Wasser die lieblichsten und verschiedenartigsten Töne, und wie sie das Wasser trafen, entstanden kleine, leuchtende Feuerkreise, die wie Diamanten funkelten und sprühten.

Einst wird die Zeit kommen, wo die Tropfsteingebilde den Wasserspiegel erreichen und wo auch vom Grund herauf der Boden sich mehr und mehr erhöht, bis sie zusammentreffen, den Eingang verrammeln und die Grotte mit ewigem Schweigen bedecken. Freilich werden viele Tausende von Jahren dazu gehören, denn es ist nur der Tropfen, welcher sich dem Tropfen gesellt, aber wenn die Erde bis dahin nicht in ihre Atome zerstäubt ist, dann wird diese Zeit nicht ausbleiben.

Die beiden Amerikanerinnen saßen auf dem Rande des Bootes und die Mutter rief zuweilen aus: „How beautiful! What a charming place!“

Aber die Tochter schwieg stille, denn sie war leidend. Sie that mir leid, und obschon ich noch gerne da geblieben wäre, so fragte ich doch: „Do you wish, to go out?“

Sie nickte mit dem Kopfe und ich gab unserm Charon einen Wink, daß wir den Styx verlassen sollten. Er legte die Ruder ein und fuhr auf die Oeffnung zu, aber hier zeigte es sich, daß wir

einstweilen Gefangene waren, denn sie war nun gänzlich mit Wasser verstopft.

„Es geht nicht,“ sagte er.

„Und wie lange wird es noch dauern?“

„Ja, Signore, das hängt vom Wetter ab; wenn der Wind stärker wird, dann müssen wir eben bleiben. Es ist schon vorgekommen, daß Reisende zwei Tage und zwei Nächte hier zugebracht haben.“

Die Mutter wollte wissen, was er gesagt habe; da ich mir aber denken konnte, welch' einen Schrecken sie bei dieser Aussicht empfinden würde, so suchte ich mir so gut als möglich an der Wahrheit vorbei zu helfen. Recht geheuer war es mir aber selber nicht. Indessen war mit Klagen nichts auszurichten, deßhalb genoß ich die unvergleichlichen Schönheiten der Höhle bis auf die Hefe und sah nur mitunter nach der Oeffnung, in der es ganz wild schlurft und klatschte.

Der Schiffer fuhr nun bis an die Ausgangswand und beobachtete lange das Wasser, welches mit sonderbaren, fast schrecklichen Tönen in dem Felsthore gurgelte. Endlich kam oben eine kleine Lücke; da gab er uns ein Zeichen zum Niederliegen. Plötzlich befanden wir uns in dem Wasserstrudel, wären aber ohne den aufrechten Stock wieder zurückgeschleudert worden. Eine abermalige und gründliche Taufe war die Folge dieser Stockung, aber im nächsten Augenblicke waren wir draußen und tanzten mit unserer Nußschaale auf den Wellen.

Vom Schiffe her, das noch an derselben Stelle hielt, erscholl lautes Freudenrufen, denn dort hatte man uns in allem Ernste für verloren gehalten. Frau von Schachtmeyer sagte: „Ich habe nicht geglaubt, Sie noch einmal wieder zu sehen, denn es sah wirklich todesgefährlich aus.“

So war es mir nun gar nicht vorgekommen, aber ich empfand bald einen andern Uebelstand. In der Grotte hatte ich von meiner Nässe wenig gefühlt, weil es behaglich warm in derselben war, aber hier oben ging ein schneidender Wind. Für die kurze Tour hatte ich keine andern Kleider mitgenommen, und so mußte ich in dem nassen Zeuge aushalten.

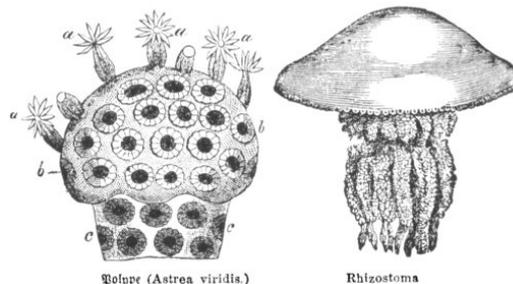
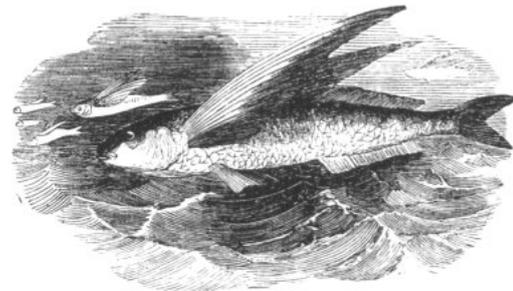
Um nicht allzusehr dem Winde ausgesetzt zu ein, ging ich hinab in die Kajüte, wo ich auch die beiden Amerikanerinnen traf. Sie konnten sich ebenfalls nicht umkleiden, und so hatte der Eine an dem Andern Trost. Die Miß, ihren Namen habe ich vergessen, war etwas wohler, aber sie zitterte vor Frost. Wir unterhielten uns auf der kurzen Strecke, die wir noch zurückzulegen hatten, von unserm überstandenen Abenteuer, bis wir in dem kleinen düstern, felsumstarrten Hafen von Capri anlangten.

Eine Schaar von Capresen hatte sich eingefunden, welche von Neapel Briefe und Viktualien erwarteten und in Empfang nahmen, und so war

gleich die Gelegenheit geboten, Volksstudien zu machen.

Bootsführer stießen vom Ufer ab und holten die Reisenden an's Land, bis sie Alle auf dem Trocknen waren.

Sogleich waren wir umringt; es wurden Esel angeboten, die uns auf die Höhe tragen sollten, Wegweiser drängten sich zu Dutzenden vor, Händler brachten allerlei Gegenstände zum Kaufe, besonders sonderbare Meerwesen: fliegende Fische, Polypen, Rhizostomä und Korallen; es war überhaupt ein reges Leben und Treiben, wie ich es auf der einsamen Insel nicht vermuthet hatte. Da ich noch ganz durchnäßt war, so hielt ich es für besser zu Fuße zu gehen, um mich zu erwärmen, was auch die beiden Amerikanerinnen für ihren Zustand vorzogen. So ließen wir denn die Uebrigen vorausreiten und kamen selbst nachgeschlendert. Der Weg war beschwerlich und führte steil aufwärts, bald zwischen Gartenmauern hindurch, bald an den äußersten Klippen vorüber, so daß wir einen herrlichen Anblick über das Meer hatten.



Ein Fischermädchen folgte uns und bot schwarze Korallen zum Verkaufe an. Es war ein armes Kind, aber bildschön, graziös gewachsen, mit einem so offenen, ehrlichen Gesichte und dabei so zutraulich, daß ich es nicht über mich vermochte, sie gehen zu lassen. Ich kaufte ihr also die Korallen um eine Kleinigkeit ab und hörte gern ihrem glockenhellen Geplauder zu. So herzlich und innig sind die Capresen alle und ich glaube nicht, daß es da oben Diebstahl und Todtschlag giebt.

Müde vom Steigen kamen wir an eine hölzerne Brücke und traten dann durch das alte Thor in die Stadt.



Koralle.

Da lagen die kleinen Häuser mit den flachen Dächern, der kleine Marktplatz und die Kirche vor uns. Die Menschen, welche da oben saßen und standen, die halbnackten Kinder, welche am Boden spielten, die Weinstöcke mit ihren Trauben, Alles lächelte uns an, und man sah auf den ersten Blick, daß hier noch kindliche Unschuld und heitere Fröhlichkeit zu Hause waren.

Diejenigen, welche uns vorausgegangen waren, hatten sich der Locanda des Michael Pagano zugewandt; dorthin brachte das hübsche Mädchen auch uns, und wir befanden uns bald unter dem Palmbaume, der vor dem Hause seine Krone ausbreitet.

Dann traten wir in den Saal, wo die andern Reisenden bereits zu Tische saßen. Ich folgte ihrem Beispiele, denn ich war in dem Wasserbade recht hungrig geworden, und da ich mich nicht umkleiden konnte, so war ich der Ansicht, daß der feurige Capreserwein, den man Thänen des Tiberius zu nennen beliebt, mich bald erwärmen würde. Ich hatte mich darin auch nicht getäuscht; obschon die Heimfahrt kalt und windig war und alle Welt mir prophezeigte, daß ich krank werden würde, so hielt die innere Wärme doch vor, bis ich nach Neapel kam und mich umkleiden konnte. Am folgenden Morgen war ich so frisch und wohl auf, als ob das Grottenland allen ungesunden Stoff aus meinem Körper hinweggefegt habe.

Nach dem Essen gingen wir auf den ummauerten Hof, um die Aussicht auf das Meer zu genießen. Sie war in der That großartig, aber wir hatten das Alles schon verschiedenemal gesehen und so plauderten wir lieber. Auf der sonst ganz kahlen Mauer stand ein Blumentopf, in welchem Nelken blühten, wovon ich eine brach und Frau von Schachtmeyer überreichte. Es ist merkwürdig, daß mir dieser Blumentopf mit seinen Nelken so klar im Gedächtnisse geblieben ist, wie ein großes Kunstwerk. Vielleicht war der Umstand schuld daran, daß dieser Topf so ganz allein auf der hohen, kahlen Mauer stand und in das weite, blau-

ende Meer hinausschaute.

Auf Capri sind noch wirklich Naturmenschen, ohne Falsch, aber auch ohne Scheu. Mädchen und Frauen, Knaben und Männer, alle bleiben stehen, um mit dem Fremden zu plaudern. Ein Geschenk betrachten sie freilich als eine selbstverständliche Sache, aber sie sind mit einer Kleinigkeit zufrieden gestellt und wenn man ihnen nichts giebt, so bleiben sie auch freundlich. Man muß sich um so mehr über ihre einfachen und unverdorbenen Sitten wundern, wenn man bedenkt, daß der alte Sünder Tiberius hier Laster zur Schau trug, die nur zu leicht von Geschlecht zu Geschlecht erben.

Die Spuren des Tyrannen sind noch allenthalben über die Insel zerstreut und von den zwölf Palästen, die er hier gebaut haben soll, sind noch großartige Ruinen vorhanden.

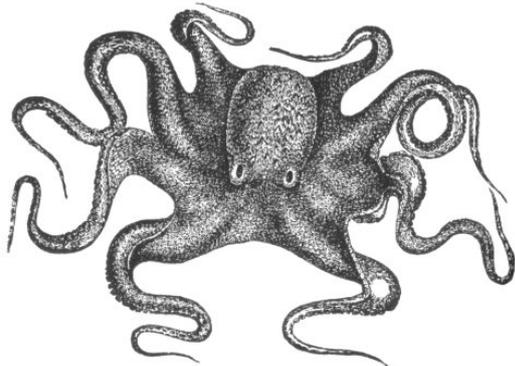
Das Volk aber hat sich von dem grausamen, wollüstigen Blutmenschen nicht verderben lassen. Sittenrein und gläubig ist es das gerade Gegentheil von dem, was der Tyrann war. Sicherlich waren seine Laster allgemein bekannt, aber auch wohl allgemein verabscheut, denn das Volk weiß von „Timberio“ nur noch seine Grausamkeiten, und diese leben in Aller Munde.

Die Insel, wo hart nebeneinander das Schauerliche und das Liebliche um die Palme ringen, macht den Eindruck, als wenn eine böser Genius seine verheerenden Fußstapfen mitten in dieses Paradies gesetzt und für alle Zeiten dort zurückgelassen habe. Der Hafen, in dem man ankommt, hat etwas sehr Düsteres, gleichsam, als ob der Geist des Tiberius noch immer darüber hinschwebte und ihn mit seinen Vampyrflügeln verhülle. Eben so ernst und traurig sind viele von den Felsen, aber lachend die Thäler, die kleinen Gärten, die Menschen, die Aussicht.

Das Land ist fruchtbar; die Orange, die Limone, die Mandel, die Kastanie, der Wein, die Cactusfeige und der Oelbaum gedeihen und spenden reiche Früchte, oft von ungewöhnlicher Größe.

Die Einwohner ernähren sich vom Acker- und Weinbau, von der Viehzucht und hauptsächlich von der Fischerei. Sie liegen Tag und Nacht auf dem Meere, um die Murena, den Thun, den Schwertfisch und den polypenartigen Calomajo der Tintenfisch, den großen Meeresspolypen etc. zu fangen. Viele junge Bursche ziehen auch hinaus, um am nordafrikanischen Meeresufer die Korallenfischerei zu betreiben.

Die Mädchen weben in den Häusern buntes Seidenband und regen von früh Morgens bis zu sinkenden Sonne fleißig die Hände; auch flechten und weben sie Stroh zu Damenhüten. Jeder Fremde kann hineingehen, er ist willkommen.



Der große Meerpolyp (*Octopus vulgaris*).

7.1 Villa Tiberiana

Sie liegt ziemlich hoch bis zum Salto, und man braucht dreiviertel Stunden, um sie zu erreichen. Hier ist eine Brüstung, welche über einer, zweihundertvierzig Meter hohen Felswand liegt. Es soll die Stelle sein, wo der furchtbare Tyrann, wenn er seine Opfer gemartert hatte, sie in's Meer hinabstürzen ließ. Hier wurden sie von Bootsknechten aufgefangen, und wenn sie noch nicht den Geist aufgegeben hatten, vollends todt geschlagen. Neben dem Salto ist eine Restauration, und etwas weiter der alte Leuchtturm von Capri, der kurz vor Tiberius Tode zusammenstürzte und jetzt nur noch ein Thurmstumpf ist. Noch etwas höher lag die Villa, in der Tiberius wohnte und deren Trümmer sich über den ganzen Berg erstrecken.

Es sind noch eine Menge von Gewölben und Gemächern vorhanden, doch ist das Meiste niedergerissen und zu Weinbergen benutzt; selbst Viehställe haben sich jetzt in der Kaiservilla eingestrichelt.

Höher hinauf bei der Kapelle S. Maria del Soccorso wohnt ein Eremit, der von den Almosen der Fremden lebt und denselben die unvergleichlich schöne Aussicht erklärt. Von hier gelangt man auf einem steilen Pfade und einer Treppe zur Grotte von Mitromania und dem phantastisch geformten Felsenthore, durch welches man auf das Meer blicken kann.

Es gab übrigens noch eilf Villen des Tiberius auf dem Eilande, deren Lage man nach und nach bestimmt hat und von welchen noch Reste vorhanden sind. Damals muß die Insel also prächtig ausgesehen haben.

7.2 Anacapri

Das Dorf thront hoch über Capri, von der Marina eine Stunde entfernt. Wenn man will, kann man von unten auf einer Treppe bis in's Dorf steigen. Auch von Capri aus gelangt man dahin, indem man zwischen Gartenmauern hindurch ei-

nem Fußwege bis an die Felswand folgt und hier eine Treppe von fünfhundertsechsdreißig Stufen hinaufsteigt.

Das Dorf liegt oben auf einer freundlichen und fruchtbaren Ebene. Die Häuser sind weiß, klein, die Dächer gewölbt, und jedes ist mit einem Garten umgeben. Die Einwohner gelten für noch gerader, offener und ehrlicher, als die von Capri und sie wollen deßwegen mit den Unterländern keine Gemeinschaft haben, wenigstens nicht mit ihnen verwechselt werden. Die Männer sind fast alle tüchtige Korallenfischer und nur einen Theil des Jahres zu Hause. Die Frauen bleiben stets daheim, weben und verrichten häusliche Arbeiten. Obschon sie arm sind, so lieben sie doch alle den Schmuck, und sind nicht glücklich, wenn sie keine Ohrringe, kein Kreuz und kein Armband von Gold haben.

Es ist in der That merkwürdig, daß die beiden Orte so wenig miteinander verkehren, ja, daß sie sich untereinander meiden und sogar verschiedene Dialekte sprechen, aber es verhält sich wirklich so, und man muß deßhalb annehmen, daß sie zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gegenden hiehergekommen sind.

In den Gärten wachsen viele Oelbäume und besonders wird die Weinrebe üppig. Der Garten enthält immer einigen Blumenschmuck und fast niemals fehlen rothblühende Oleander und duftende Nelken.

Der Fremde glaubt, zu Anacapri in eine Stadt von Weibern zu treten, denn die Männer sind, wie gesagt, meistens auf dem Meere. Emsig drehen sie den ganzen Tag die Spindel, um die goldene Seide zu spinnen, oder sind am Webstuhle beschäftigt, die bunten Bänder zu weben. Mögen sie nun weben und spinnen, im Garten arbeiten oder Maulbeerblätter für die Seidenraupen pflücken, sie pflegen stets bei der Arbeit zu singen.

Oben liegt ein mit Cypressen und Blumen bepflanzter Kirchhof. Einen schöner gelegenen giebt es vielleicht in ganz Italien nicht. Dort liegen sie zusammen, diese Menschen, die im Leben so brav und natürlich waren, und harren der einstigen Auferstehung. Die Hinterbliebenen haben den Trost, daß sie fromm und gläubig lebten und starben, und sie sind fest überzeugt, daß sie einst wieder mit ihnen zusammentreffen werden.

Um die Insel herum giebt es außer der blauen auch noch eine gelbe, eine grüne und andere Grotten, welche der erstern an Schönheit nichts nachgeben sollen.

8

8.1 Die Insel Procida

Am besten fährt man von Neapel aus mit dem Dampfboote zu dieser Perle des Meeres hinüber. Ich konnte sie niemals aus der Ferne sehen, ohne zugleich an das Castell dell' ovo und an die Piazza del Carmine zu denken. Die Leser erinnern sich, daß Conradin von Hohenstaufen, ehe er das Haupt auf den Henkerblock legte, einen goldenen Reif von seinem Finger zog, auf den Markt warf und ihn demjenigen widmete, der ihn aufheben würde, um ihn zu rächen. Der Rächer entstand ihm in Giovanni di Procida, dem die Insel gehörte, und der im Jahre 1280 die Verschwörung einleitete, welche mit der sicilianischen Vesper schloß und in welcher Anjou Sicilien einbüßte.

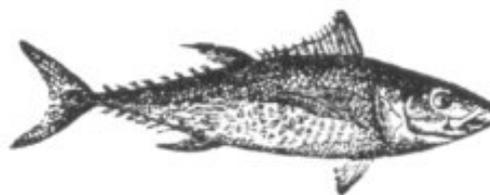
Die Insel ist kein hoher Gerbirgskegel, wie Capri, sondern erhebt sich nur mäßig hoch über das Meer und ist zum größten Theile eben. Die Fruchtbarkeit an Obst, Gemüse und Wein ist so groß, daß die kleine Fläche eine große Anzahl von Einwohnern gemächlich ernähren kann. Man landet an der Marina, wo man das Kastell von Procida sich stattlich auf der äußersten Höhe erheben sieht. Die Stadt steigt zu demselben amphitheatralisch empor, was einen außerordentlich großartigen Eindruck macht. Da oben hat man die schönste Aussicht über die ganze Insel und besonders über die Stadt mit ihren flachen, blumenbesetzten Dächern. Hinter der Stadt sieht man die Limonegärten und die Felsen, die dicht mit Agaven und Cactus bestanden sind. Wer an einem Festtage hieherkommt, kann die Frauen in ihrer nationalen griechischen Tracht sehen, welche viele Aehnlichkeit mit der in Nettuno hat.

8.2 Die Insel Ischia

ist bedeutend größer, als die vorige. Ihre Entstehung vulkanischen Eruptionen verdankend, war einst der größte Theil der Oberfläche von Lava und der Rest mit Felsen überdeckt, aber die fleißigen Einwohner, wovon die meisten Landleute sind, haben die Insel ur- und fruchtbar gemacht, so daß sie jetzt ein wahres Eden genannt werden kann. Wer sich nicht mit dem Ackerbau befaßt, treibt ein Gewerbe, ein Handwerk oder gehört zu den berühmten Seeleuten von Ischia, deren Kühnheit und Geschicklichkeit in hohem Rufe stehen.

Auch wird die Thunfischerei hier im Großen betrieben. Gegen Ende April kommt der Thun an die Küsten, um zu laichen, und bleibt da bis Ende Juni. Dann rüsten sich die Einwohner der

Insel zum Fange, und auch die Fischer von Torre del Greco kommen herüber, um sich an diesem Geschäfte zu betheiligen. Noch einmal beginnt der Fang um die Mitte des Monats Juli, wo er abermals bei der Insel erscheint und in Masse von den Fischern todt geschlagen wird. Das dieser Fisch bis zu zehn Centnern schwer wird und sein Fleisch ein sehr schmackhaftes ist, so bringt der Fang reichen Gewinn. Die kleineren sind am beliebtesten, weil ihr Fleisch am zartesten und wohlschmeckendsten ist. Für den Verkauf werden sie in Scheiben zerhauen, nach dem Gewichte verkauft und in Oel gebraten; sie müssen aber bald nach dem Fange verspeist werden, denn der Genuß wird später der Gesundheit nachtheilig. Außer der Thunfischerei betreibt man auch den Fang der Delphine, Schwert- und Hundefische.



Der Thunfisch (Tynnus).

So wird das Meer zum Wohlthäter der Insel, während auf dem festen Lande als einziges Wildpret nur Hasen und Kaninchen vorkommen. Von den Zugvögeln, welche auf ihrer Wanderung die Insel besuchen, sind es die Wachteln, welche zu Tausenden gefangen und verspeist werden.

Das liebliche Eiland taucht wie eine Blume aus den Meereswogen und ist eine der anmuthigsten Erscheinungen des Oceans. Der Dichter Homer ist es, der sie zuerst erwähnt und sie Enarime nennt. Straber und Plinius belegen sie mit dem Namen Pithekula und Aenaria, welcher letztere Name von Aeneas, der hier mit seinen Schiffen landete, herkommen soll.

Wie schon angedeutet, ist sie vulkanischen Ursprunges. Der scharf gezackte, zweitausenddreihundertachtundsechzig Fuß hohe groteske Berg Epomeo, ist der Centralkrater gewesen, den die unterirdischen Gewalten aus dem Meere emporhoben. Kleinere Vulkane, etwa zwölf an der Zahl, umgeben denselben gegen Süden und Westen, während der Monte Vico gegen Nordwesten isolirt da steht.

Die dreißigtausend Bewohner bestehen zum größten Theile aus Eingebornen und sind ein schöner Menschenschlag, deren Physiognomie et-

was sehr Edles hat. Die Gesichtsfarbe ist bräunlich, das Haar schwarz. Die Frauen sind meistens groß, schlank und graziös, und unter den Mädchen fehlt es nicht an hervorragenden Schönheiten.

Ihre Nationaltracht ist, gleich der auf Procida, die griechische: ein grünes oder rothes, mit Goldborten eingefasstes und mit Stickereien verziertes Mieder ist das Hauptstück. Leider verschwindet dieselbe immer mehr und man sieht sie nur noch an Festtagen.

Beide Geschlechter, Männer und Frauen, beschäftigen sich in den Weinbergen, und wenn die Ernte eingeheimst ist, machen sich die Mädchen und Frauen an das Wirken der Leinwand, das Weben der Teppiche und das Flechten von Körben und Hüten aus Stroh; auch die Bearbeitung der Korallen wird für Neapel und Torre del Greco betrieben.

Das Städtchen Ischia liegt fest am Meere am östlichsten Punkte der Insel, das Kastell auf einem dreihundertzwanzig Fuß hohen Felsen, welcher sich dicht bei der Insel isolirt aus dem Meere erhebt und durch Damm und Brücke mit der Stadt verbunden ist.

Der Wein von Ischia ist seiner Güte wegen bekannt; er wird an Spalieren und kleinen Stöcken gezogen, zwischen denen Feigen, Citronen, Aprikosen, Pfirsiche, Johannisbrod und sonstige Südfrüchte wachsen. Seide und Baumwolle baut man nur so viel, als für den heimischen Bedarf erforderlich ist, dagegen bilden die getrockneten Feigen einen bedeutenden Ausfuhrartikel.

Die glückliche Insel hat nicht weniger als fünfunddreißig Mineralquellen, welche viel von Kranken besucht werden und den leidenden Heilung und Erleichterung bringen.

Das milde Klima wird beständig von den kühlen Seewinden und den Ausdünstungen des Wassers erfrischt und der heitere Himmel zeigt oft monatelang kein Wölkchen.

Die Landhäuser sind gewöhnlich in Gärten und Weinbergen versteckt und die kleinen Stuben öffnen sich auf den Hof. Die flachen Dächer der Häuser dienen an schönen Abenden und an Sonn- und Festtagen häufig zum Aufenthalte der Familie.

Die Frauen sind berühmte Tarantellatänzerinnen und werden von den Fremden oft gebeten, ihnen den Tanz zu zeigen.

Die ganze Insel hat acht Stunden im Umfange und gewährt von allen Seiten den lieblichsten Anblick. Einer der besuchtesten Orte ist Casamicolo; seine vortrefflichen Thermen (die Königin der Bäder) werden vom Juni bis September sehr stark von Fremden benutzt. Es ist für Alles gesorgt; die Kursäle, die Bäder, und die Hôtels haben die zweckmäßigsten Einrichtungen. Freilich

sind die bessern theuer, aber man findet auch in den Landhäusern Aufnahme und kann sich auf diese Weise billiger einrichten.

Die Heilquellen entspringen am Fuße des Epomeo. Der Gurgitello oder Strudel ist die Hauptquelle. Brodelnd und Kohlensäure enthaltend, kommt er mit fünfzig bis sechsundfünfzig Grad Wärme aus dem Boden und bietet sein Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Scropheln, Schußwunden und dergl. an. Arme werden unentgeltlich in dem Spital ge pflegt.

Von Casamicolo aus kann man den Epomeo besteigen, doch ist der Weg so steil und mühsam, daß man wohlthut, sich eines Esels zu bedienen, denn diese sind außerordentlich sicher. Der Weg führt Anfangs an Weinbergen vorüber, dann durch einen Kastanienwald und über Ziegenweiden. Es folgen blühende Myrthengebüsche und Erika, bis zuletzt die Vegetation aufhört und der Weg über kahle Felsen und an schroffen Abgründen hinführt. Je höher man kommt, desto schöner und umfassender wird die Aussicht, am herrlichsten aber auf dem Gipfel, wo die Kapelle S. Nicola liegt, besonders vom Dache der in den Fels gehauene Einsiedelei, denn hier hat man einen Umkreis von mehr als achtzig Seemeilen vor sich. Vor dem Beschauer liegt das Meer mit den vorüberziehenden weißen Segeln, weiter landwärts die beiden Golfe von Neapel und Bajä, das Ufer von Cumä, der Vesuv, die schneebedeckten Häupter der Abruzzen, die Hügel und Höhen von Terracina bis Gaëta.



Man sollte es nicht glauben, daß auch auf dem Gipfel des Epomeo deutscher Sinn thätig gewesen, und doch ist dem so. Ein Herr von Arguth war unter Karl III. Festungscommandant von Ischia. Einst kam er bei Verfolgung von Deserteuren in Lebensgefahr, wurde aber auf eine wunderbare Weise gerettet. Da entschloß er sich aus Dankbarkeit gegen Gott, Eremit zu werden, und verbrachte mit zwölf Gefährten hier oben sein Leben in frommen Uebungen. Von ihm rühren die Gänge und Zellen her, die in den Fels gehauen sind. Arguth ist gestorben, seine Gefährten ebenfalls, aber die Zellen sind auch heute noch nicht verwaist. Wie gesund die Luft hier oben ist, geht

aus dem Umstande hervor, daß Arguth's dritter Nachfolger, Padre Michael, ebenfalls ein Deutscher aus der Pfalz, hundertfünf Jahre alt wurde.

Der müde Bergsteiger, welcher die Eremitage besucht, findet in derselben nicht allein ein Fremdenbuch zur Einzeichnung seines Namens, sondern auch einen Schluck vom besten Ischiawein, sowie einige vorzügliche Orangen.

Steht man hier oben, so sieht man die zackigen und zerklüfteten Felsen in weiten Bogen emporsteigen, aber von dem ehemaligen Krater sieht man nur einen Theil im Südosten. Großartig ist es jedoch überall, wohin man das Auge richtet, und es lohnt sich wohl der Mühe, hinaufzusteigen.

Wer sich aufhalten kann, sollte es nicht versäumen, eine Rundreise über die Insel zu machen, die nicht viel Zeit in Anspruch nimmt, da sie nur acht Stunden im Umfange hat.

8.3 Die Insel Nisida

hat nur eine Miglie im Umfange und ist ein ganz aus Tuff bestehender Krater. Durch einen schmalen Meeresarm ist sie vom Festlande, mit dem sie einst wahrscheinlich zusammengehangen, getrennt. In diesem Meeresarme liegt das Felsplateau Coppino mit einem Lazarethe. Der Molo, welcher das Lazareth mit der Insel verbindet, ist von Lucullus angelegt. Im Hintegrunde die Gebäude für die Quarantaineanstalt.

Das Obst und das Gemüse der kleinen Insel war schon zu Plinius Zeiten berühmt, besonders Spargel und Pilze; auch die Feigen sind vortrefflich.

Auf dem höchsten Kraterrande liegt das Kastell mit dem Bagno, in welchem Verbrecher eingeschlossen sind.

In historischer Beziehung ist Folgendes zu erwähnen: Hier hatte Lucullus ein Landhaus, in welches sich Marcus Junius Brutus zurückzog, als er den Cäsar ermordet hatte. Cicero besuchte ihn in dieser Zeit und giebt in seinen Briefen Nachricht von ihm.

Porcia, die zweite Gemahlin des Brutus, weilte ebenfalls auf dieser Insel und blieb daselbst, als ihr Gatte nach Griechenland ging. Als ihr die Nachricht zukam, daß er sich nach einer verlorren Schlacht freiwillig in das ihm vom Strato vorgehaltene Schwert gestürzt habe, beschloß sie im Uebermaße des Schmerzes, ihrem Leben ebenfalls ein Ende zu machen. Um sie an dem Selbstmorde zu verhindern, versteckte man ihr alle Schwerter; da trank sie glühende Asche und gab sich so den Tod.

9

Die Tage, welche mir noch in Neapel zugemessen waren, neigten sich immer mehr dem Ende. Der alte Spruch: „Siehe Neapel und stirb,“ wollte mir nicht in den Kopf, denn ich gewann die Stadt und die Umgegend täglich lieber und meinte, wer sie recht gesehen, bei dem müsse die Liebe zum Leben erst recht erwachen. Daß ich dennoch zu den Katakomben ging und so die angenehmsten Eindrücke abschwächte, wolle man nicht sonderbar finden; denn um Neapel ganz zu kennen, muß man auch das unterirdische sehen.

Ich hatte erwartet, die engen Gänge und historischen Stätten wie in Rom zu finden, aber es war doch ganz anders. Sie liegen in den gelben vulkanischen Tuffelsen unterhalb Capo di Monte und dehnen sich in drei übereinander aufsteigenden Stockwerken bis gegen Pozzuoli aus.

Aller Wahrscheinlichkeit nach bestanden schon in den heidnischen Zeiten hier Gräber, Columbarien, welche man in die Steinbrüche baute, aus denen das Material für die Häuser in Neapel geholt wurde. Die Reichen und Vornehmen errichteten ihre kostbaren Gräber über der Erde an den Straßen, und für die Armen, deren Asche in Krügen und in gemeinsamen Begräbnißstätten beigesezt wurde, blieben die Steinbrüche.

Später, als die christliche Religion Anhänger bekam und verfolgt wurde, flüchteten diese unter die Erde und lagen dort ihren religiösen Uebungen ob. Nichts war natürlicher, als daß man diese Zufluchtsstätte auch zu Begräbnißplätzen benutzte und dieselben mit Bildern und christlichen Symbolen ausschmückte. Wie sich in Rom die Christen Anfangs mit heidnischen Darstellungen helfen mußten, denen sie einen christlichen Sinn unterlegten, so war es auch hier der Fall, wie man noch an den Arabesken und Verzierungen in pompejanischer Weise sehen kann. Die Abbildungen der Weinlese, der Kelter, der Rebengewinde, der Trauben u. s. w. sind unfehlbar von Bacchus genommen, weil man für die christliche Idee keine andern Symbole kannte; auch findet man Christus als Orpheus dargestellt.

Später sieht man, daß es schon christliche Künstler gab oder daß die heidnischen im Stande waren, sich der christlichen Denkungsart anzubequemen, denn die Symbole sind nun wesentlich christlich. Christus erscheint als guter Hirt mit dem Lamme und den Schafen; der Hirsch, die Taube, der Pfau, der Fisch kommen in derselben Bedeutung, wie in den römischen Katakomben, vor. So machte die christliche Kunst, noch in der Wiege des Heidenthums liegend, ihre erste Zeit

unter Erde durch, und dort durchlebte sie auch die erste Phase ihrer Entwicklung. Erst nach einem langen Zeitraume der Verfolgung durfte sie sich unter der Erde hervorwagen und öffentlich in Kirchen und Kapellen prangen.

In den Katakomben von Neapel herrscht ewiges Dunkel; nur die Fackeln, welche von den Führern getragen werden, erleuchten diese moderfeuchten Labyrinth von langen Gängen und Galerien, an denen rechts und links die mit Knochen und Moder gefüllten Gräber liegen und die Loculi sich an den Wänden ausdehnen.

Überall, wohin man blickt, sieht man die Gestalten der Gestorbenen, Malereien, Inschriften, Zeichen, Monogramme, und Alles spricht vom Sterben, vom Aufhören dieses irdischen Daseins, aber auch von der einstigen Auferstehung.

Ich hielt es nicht lange da unten aus; diese Umgebung, diese feuchte Luft und die vermodernden Leichen flößten mir Grauen ein. Die römischen Katakomben waren mir wie Hallen des Friedens vorgekommen und ich hatte gerne daselbst zugebracht. Woher kam nun dieser Unterschied? Ach, Rom und Neapel! Im unterirdischen Rom redet jede Sandscholle eine heilige Sprache. Wir können keinen Schritt thun, ohne uns eines bedeutsamen Ereignisses zu erinnern, ohne auf den Staub zu treten, in welchem die ersten Christen und die ersten Päpste ihre Fußstapfen stehen haben. Hier wandelten Petrus und Paulus, hier floß das Blut der Gerechten und wurde zum Samen für neue Christen, hier weht noch der Athem des Christenthums, geheiligt durch die Pilgerzüge, deren Theilnehmer ihre Namen an die Wände schrieben, geweiht durch den Unterricht, die Gebete und christlichen Handlungen, welche die Diener Gottes hier verrichteten.

In Neapel überwiegt der Modergeruch und es tauchen nur vereinzelte Namen aus diesem feuchten Elemente auf. Man denkt hier mehr an die Verwesung, als an die einstige Auferstehung.

Auch über der Erde auf dem Campo Santo haben die Todten von Neapel eine Zufluchtsstätte. Dieser Kirchhof liegt auf einem Hügel unter dem Poggio reale mitten in einem Blumengarten und mit der schönsten Aussicht auf den Golf und Sorrent. Es ist am Ende einerlei, wo man ein christliches Begräbniß findet, denn einst werden wir ja Alle auferstehen; aber für die Zurückbleibenden ist es doch ein tröstlicher Gedanke, daß sie ihre Geliebten in dieses köstliche Gartenparadies legen können, wo sie mehr ihnen gehören, als in den dunkeln Katakomben.

Welch' eine Menge zierlicher Denkmäler da stehen! Hier bilden sie lange Alleen und Straßen, wie die heidnischen Gräber an den großen Verkehrsstraßen, dort stehen sie in größeren und kleineren Gruppen zusammen, alle redende Zeugnisse von der Liebe und Anhänglichkeit der Hinterbliebenen.

Fast auf der Höhe des Hügels steht die Säulenhalle, die Kirche, worin die Todtenmessen gehalten werden und das kleine Kloster, in welchem die Kapuziner, die eigentlichen Todtenpriester, wohnen.

Dieser Kirchhof giebt dem Tode eine versöhnende Bedeutung, denn überall sproßt Leben und Schönheit. Oleandergebüsche, Tulpenbäume, Myrthen, Hortensien, Rosen blühen überall zwischen den Gräbern und mahnen daran, daß dem Tode nach einem sorgenvollen Leben die schönere Auferstehung folgt.

Auf diesem Kirchhofe verkehren die Begräbnisvereine, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, ihre Brüder auf dem letzten irdischen Gange in die Gruft zu geleiten.

Einige dieser Vereine haben den Zweck, die Armen kostenlos zu bestatten, andere sorgen für das Begräbniß der Verbrecher und wieder andere machen keinen Unterschied zwischen den Ständen.

Wenn sie einem Begräbniß beiwohnen, legen sie eine Kutte an, welche den Kopf und den ganzen Körper bis auf die Füße bedeckt; nur zwei Löcher für die Augen und die Aermel-öffnungen für die Hände bleiben frei, damit sie den Weg sehen und die Kerze tragen können. Es macht einen schaurigen Eindruck, wenn man alle diese verummumten Gestalten hinter der Leiche wandeln sieht.

Oft gehören die vornehmsten Bürger zu diesen Begräbnißvereinen, aber da sie die Kutte, die bei der ganzen Bruderschaft gleich ist, umgeworfen haben, so kennt sie Niemand.

Unter diesen Vereinen giebt es auch solche, welche verwahrloste Kinder oder die hinterlassenen Sprößlinge von Verbrechern aufziehen, sie ein Handwerk lernen lassen und zu nützlichen Menschen machen. Gewiß ein löbliches Beginnen.

9.1 Die Tarantella

Einige Tage vor meiner Abreise hatte ich noch einmal das Vergnügen, die Tarantella tanzen zu sehen. Meine Reisegefährten, mit denen ich sonst jeden Abend nach dem Toledo ging, um zu speisen, blieben heute zu Hause, und so war ich auf mich angewiesen. Es war in der Dämmerung und es lag eine so wunderbare Färbung auf dem Meere, daß ich es nicht länge im Hause aushielt, sondern langsam die Chiaja hinab- und den Posilippo hinaufschlenderte.

Da oben war es todtenstille; aus den Häusern

schimmerten Lichter und aus den Gärten schwebte der würzige Duft der Orangenblüthen zu mir herüber. An einer freien Stelle blieb ich stehen und schaute auf das Meer zu meinen Füßen, welches in der Gluth der scheidenden Sonne ruhte und einem großen, flammenden Feuersee gleich.

Allmählich ließ diese Gluth nach und das Meer lag grau und kahl, wie ein großer Todtenacker, zu meinen Füßen, aber bald stieg über den Gärten von Sorrent der Mond auf, und nun glänzte Alles in einem matten, aber wohlthuenden Lichte. Geheimnißvolle Strahlen tauchten aus dem weiten Wasserbecken herauf und es leuchtete wie die Augen der Nymphen, welche heraufliegen, um die einsam auf dem Meere rudern den Fischer zu berücken.

Lange stand ich wie gefangen und eine tiefe Wehmuth ging mir durch die Seele. Endlich ging ich weiter, kam an einer an den Bergabhang gelehnten Hütte vorüber. In einer ärmlichen Kammer lag ein Knabe auf den Knien und verrichtete vor dem Schlafengehen sein Abendgebet. Es war ein recht wohlthuender Anblick, der ganz zu dem stillen Frieden der Umgebung paßte. Langsam ging ich weiter und gelangte zu den kahlen Tuffelsen, auf denen die Strahlen des Mondes leise zitterten. Auch hier war es schön, unbeschreiblich schön. Ich lehnte mich mit dem Rücken gegen die Felswand und versank in liebliche Träumereien. Da hörte ich plötzlich die Töne eines Tamburins in der Tiefe. Rasch wandte ich den Kopf hinab und überschaute eine reizende Scene. Unten dicht am Meere neben der Hütte eines Fischers sah ich zwei Mädchen, wovon jedes ein Tambourin schlug und welche dazu mit hellen Stimmen sangen.

Auf dem Boden saß eine Frau, welche ein Kind auf dem Schooße hielt; daneben lag ein Marinaro, wahrscheinlich der Vater des Kindes, denn dieses fuhr ihm mit den zarten Fingerchen im krausen Haar umher und zupfte ihn lachend am Barte.

Zwei Fischerburschen lehnten am Felsen und einzelne Mädchen und Frauen saßen im Kreise umher.

„Antonia, die Tarantella,“ sagte einer der Fischerbürschchen, indem er sich gegen eines der Mädchen wendete. Dieses schnellte sogleich empor und ging auf ihn zu. Die Tamburinschlägerinnen stellten ihren Gesang und ihr Spiel ein, aber nur einen Augenblick, dann erschollen sie wieder, aber in einem andern, in einem wilden, hinreißen den Takte, der den Hörern das Blut in die Adern trieb. Nun begann der Tanz, aber es war kein wüstes Rasen und Springen, wie bei unsern Bällen, sondern mehr ein Reigen, Schweben und Bücken, ein Fliehen und Haschen, eine Gliedersprache ohne Worte. Ich hatte mir oft sagen lassen, die Tarantella stelle eine Geschichte dar, die durch Tanzen erzählt werde, und ich hatte Aehnliches auch oft genug gesehen, aber niemals



so schön, als jetzt.

Der Jüngling machte dem Mädchen Geberden, als ob er um ihre Liebe flehe; sie verstand ihn und in ihren Bewegungen malte sich eine stille Herzensfreude, aber sie war noch schüchtern, und die Scheu erlaubte ihr nicht, ihre Gefühle offen darzulegen. Die Schürze bald mit dem einen, bald mit dem andern Zipfel erhebend, drückte sie ihre Verlegenheit aus. Der Jüngling wurde dringender, seine Bewegungen heftiger, heißblütiger, er drang mit Ungestüm in sie.

Das Mädchen begann zu zittern; sie wußte nicht, sollte sie ihm trauen, sollte sie ihm mißtrauen. Alle Gedanken, die ihre Seele durchzitterten, offenbarten sich in den Bewegungen des Tanzes, und es tanzten nicht allein die Beine, sondern auch die Hände, der Rücken, der ganze Leib und die Augen.

Endlich fingen ihre Zweifel an zu schwinden, sie ließ sich von dem Geliebten haschen und drehen, aber noch traute sie nicht ganz, sondern floh aus seinen stürmischen Umschlingungen. Zuletzt schwand auch das letzte Mißtrauen; sie erklärte sich durch ihre Bewegungen für besiegt. Nun nahmen Beide Castagnetten, sprangen im höchsten Jubel um einander herum und klapperten dazu, daß es mit den Tamburin's eine eigenthümliche Freudenmusik machte. Am Schlusse breiteten sie die Arme gegen einander aus, dann sprang das Mädchen lachend von dannen und ein neues Paar

trat an die Stelle. Auch sie tanzten sehr schön, aber es fehlte doch das innere Leben, welches mich beim ersten Paare so sehr entzückt hatte. Mir wollte es scheinen, daß die vorigen in der That eine Geschichte gespielt, daß sie sich in der Tarentella gestanden, was der Mund zu sprechen sich gescheut hatte.

Wohl eine Stunde sah ich dem Tanze zu, dann begab ich mich zum Toledo, wo das Menschengewühl in den Straßen und vor den Cafés recht im Gange war.

9.2 Ein Sturm

Ich sollte Neapel nicht verlassen, ohne eine recht aufregende Scene erlebt zu haben. Herr von Schachtmeyer liebte es, zuweilen eine Fahrt mit der Barke zu machen, und ich befand mich gewöhnlich in seiner Gesellschaft. Auch heute waren wir mit unserm Marinaro auf den Golf gefahren und wir halfen abwechselnd rudern, denn es war ein rechtes Vergnügen, sich in der frischen Meerluft durch rüstige Arbeit guten Appetit zu holen.

Heute hatten wir eine längere Fahrt vor, weßhalb wir zwei Ruderer mitnahmen. Es waren ein paar recht stattliche Marinari mit wetterbraunen Gesichtern und muskulösen Armen, dabei lustig und voller Lieder und Schelmenstreiche, so daß wir aus dem Lachen gar nicht herauskamen. Am drolligsten war es, wenn sie es versuchten, uns deutsche Worte nachzusprechen; sie kamen absolut nicht damit zu Stande, und es klang so sonderbar, daß sie selbst am lautesten lachten.

Als wir ein ziemliches Stück in's Meer gefahren waren, erhob sich der Wind und fegte so stark über das Wasser hin, daß unser Boot jetzt hoch empor gehoben wurde und im nächsten Augenblicke sich in einem breiten und tiefen Wellenthal befand, so daß wir nur noch den Pizzo falcone, aber nicht die untern Häuser sehen konnten.

Es sah etwas ängstlich aus, aber ich gewöhnte mich bald daran. Das Wellenthal, in welches wir hinabtauchten, während das Wasser sich zu beiden Seiten unseres Bootes emporhürmte, schien uns sanft durch die Schlucht hinabtragen zu wollen, aber kaum fanden wir uns wohl dabei, so machten die aufgethürmten Wellen Miene, uns zu begraben, d. h. dem Scheine nach, denn in der Wirklichkeit verhielt sich die Sache anders. Indem sie mit lautem Getöse und schäumenden Spitzen auf uns los kamen, fuhren sie nicht über uns, sondern unter uns und hoben dadurch das Boot so hoch in die Höhe, daß wir ganz oben tanzten und wieder einen freien Blick auf Neapel hatten.

Je länger wir verweilten, desto toller wurde es, und wir hätten bei den heranschließenden, löwenwüthig brillenden Wogen und den gewalti-

gen Sprüngen wohl ein wenig Angst haben dürfen, aber da Alles noch ziemlich glatt ablief, so hatten wir keinen Gedanken an Gefahr, fanden es nur ein wenig gruselig. Die Marianari kannten das Meer aber besser. „Wir müssen jetzt nach Hause,“ sagten sie, „es ist dem Meere heute nicht zu trauen.“

Wir kehrten also zurück und befanden uns bald wieder in unserer Wohnung. Es habe sich grausig angesehen, sagte Frau von Schachtmeyer, und sie habe im Ernste für uns gefürchtet, denn wenn das Schiff in die Wellen hinabgesunken sei, wäre nichts mehr von uns zu sehen gewesen und sie hätte ein paarmal in ihrer Herzensangst ausgerufen: „Das Wasser hat sie verschlungen!“ So waren wir also zu Helden geworden, ohne es zu wissen.

Die Unruhe des Meeres vermehrte sich noch, aber sie schien doch nicht ungewöhnlich zu sein, denn die Marinari waren ganz ruhig, und wenn auch die Wogen unten über den Vorsprung flutheten, so nahm doch am Strande das gewöhnliche Leben und Treiben seinen Fortgang.

In der Nacht wurde der Wind stärker; ich hörte sein Brausen im Traume, und erlebte im schlafenden Zustande, einen regelmäßigen Schiffbruch. Plötzlich erwachte ich, wie ich meinte, von dem Knalle einer Kanone.

In der engen Gasse neben meinem Zimmer, wo die Treppe zum Pizzo falcone hinaufführte, fing sich der Wind wie in einem Sacke und tobte ganz fürchterlich. Es war bald ein schrilles Pfeifen, bald ein Tosen, daß einem Angst wurde; aber auch anderwärts tobte der Sturm entsetzlich. Ich sprang aus dem Bette, um das Fenster zu öffnen, aber die Gewalt des Windes war zu groß. Die Scheiben klirrten und summteten so stark, daß ich fürchten mußte, sie würden zusammengedrückt.

Schornsteine stürzten um und polterten nieder auf die Dächer, Fensterläden wurden durch die Luft entführt, Scheiben klirrten zusammen und es war ein Lärm, daß auch der Beherztteste in Angst gerieth.

Jetzt donnerten vom Pizzo falcone die Kanonen, wahrscheinlich, um die Bewohner an den Strand zu rufen, und in der Gasse knatterten Flinten- und Pistolenschüsse. Ich hörte Hausthüren zuschlagen und Leute in eiligem Schritte die Treppe herabkommen. Die Fenster erleuchteten sich allenthalben und Schiffer mit Handlaternen liefen dem Strande zu.

Nachdem der Lärm eine Weile gedauert hatte, wurde es wieder stiller, der Wind schien sich gelegt zu haben, ein prasselnder Regen strömte herab.

„Gott sei Dank,“ murmelte ich, legte mich wieder zu Bette und war bald eingeschlafen. Während meines Schlafes erhob sich der Sturm von Neuem, aber ich hörte ihn nur im Traume und wurde am folgenden Morgen erst wach, als die Sonne schon in mein Gemach schien. Sogleich

erhob ich mich, kleidete mich rasch an und lief an's Meer, um nachzusehen, ob der Sturm Schaden gethan.

Welch' ein Anblick! Wohin ich sah, überall war Verwüstung. Die Barken hatte man allerdings auf den Vorsprung gezogen und mit starken Seilen befestigt, daß sie nicht fortgeschwemmt werden konnten, aber viele von denselben waren dennoch so durcheinandergerüttelt worden, daß sie geringere oder größere Schäden davongetragen hatten. Einzelne, die man nicht hatte bergen können, lagen umgestürzt mit zerschlagenen Böden auf dem Wasser oder waren, noch von einem Seile gehalten, bis zu Hälfte im Meere versunken, andere schwammen frei herum, stießen bei der heftigen Wellenbewegung fortwährend gegeneinander und beschädigten sich mehr und mehr. Selbst ein kleines Dampfschiff wurde hin- und hergeworfen. Hülfe war nicht möglich, denn die Wellen gingen so hoch, daß sie mit donnerndem Getöse noch über die Gebäude der Kriegsmarina emporschossen. Das Ufer war ganz mit Menschen bedeckt und unten auf dem Vorsprunge standen die Marinari mit ihren Familien. Die Männer schauten schweigend und mit finstern Gesichtern in das Wassergewühl. Die Weiber rangen die Hände und die Kinder schrien; es war ein herzzerreißender Anblick.

Einige von den Marinari hatten mit der zertrümmerten Barke Alles verloren, was sie besaßen und wußten nun nicht, wovon sie ihre Familie erhalten sollten. Auch waren bei den Rettungsversuchen während der Nacht zwei Menschenleben verloren gegangen.

Der Sturm dauerte noch den ganzen Tag; erst am Abende beruhigte sich derselbe. Mittlerweile liefen von allen Orten rings um den Meerbusen die traurigsten Nachrichten ein. Hab und Gut und Menschenleben hatte es fast allenthalben gekostet und man erwartete erst das Schlimmste von den Ereignissen auf dem hohen Meere.

Die beiden Marinari, die uns gestern auf den Golf gefahren, hatten glücklicher Weise ihre Barke gerettet, aber sie waren doch ganz niedergeschlagen, denn das Unglück ihrer Brüder ging ihnen tief zu Herzen.